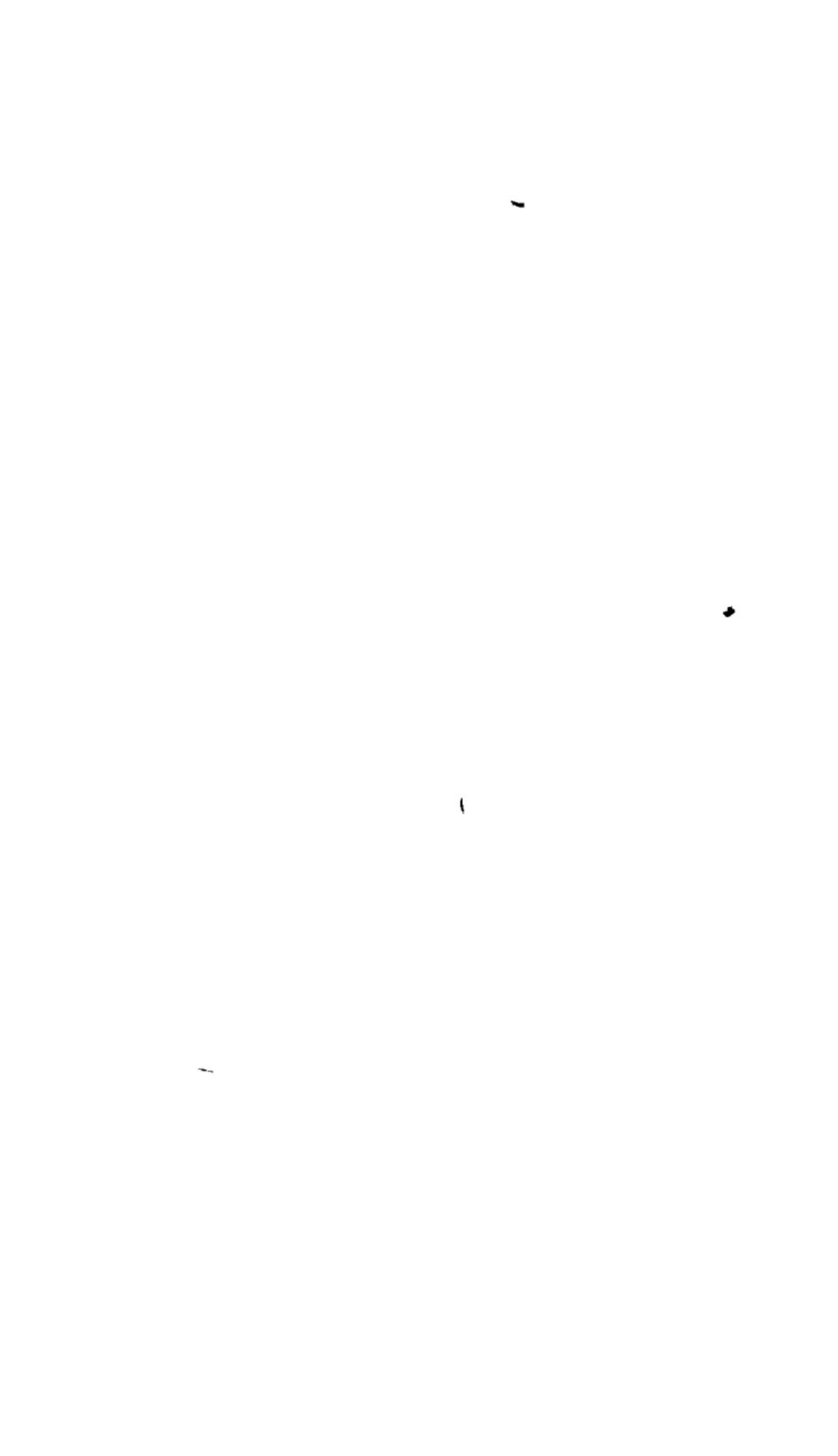


F 2341





~~12/17~~ Joseph Gorani's,
Französischen Bürger's



geheime
und

7.7

kritische Nachrichten

von den

Höfen, Regierungen und Sitten

der

wichtigsten Staaten in Italien:

Aus dem Französischen,
mit

Anmerkungen des Uebersetzers.

Erster Theil.

Neapel.

Edln, bei Peter Hammer.

1794.

Vorrede des Verfassers.

Als ich die Regierungen der verschiedenen Völker Theils in der alten und neuen Geschichte, Theils während der Negotiationen, zu denen ich gebraucht worden bin, lange Zeit studiert hatte, durchreiste ich auch noch mehrere Europäische Staaten, um die Völker, die Fürsten, ihre Minister, andre Personen von Einfluß in die Geschäfte, ihr Privat- und ihr öffentliches Leben, mit Einem Worte: Menschen und Sachen, kennen zu lernen. Allenthalben hielt ich ein Tagebuch über meine Entdeckungen und Beobachtungen; allenthalben verschaffte ich mir auch freie und aufgeklärte Correspondenten, um meine Untersuchungen fortsetzen zu können.

Freunde der Menschheit, die den Muth haben für sie zu kämpfen, finden allenthalben Brüder, welche geneigt sind, ihre wohlthätigen Absichten zu befördern. Das weiß ich aus Erfahrung. In allen von mir besuchten Ländern — — — habe ich Philosophen kennen lernen, die bloß zu ihrem eignen Vergnügen Bemerkungen über die Sitten, die

Bevölkerung, den Ackerbau, den Handel, die Industrie, die Geseze, die Religion und die Regierung ihres Vaterlandes niederschrieben; noch andre hatten geheime und sehr interessante Anekdoten über Personen von beiden Geschlechtern gesammelt, die entweder ehemals, oder noch jetzt, die Haupttriebfedern von den Intriguen ihrer Höfe waren.

Einige von diesen Beobachtern haben mir ihre Manuskripte aufgeopfert, da sie wußten, welchen Gebrauch ich davon machen wollte, und da sie keine Indiskretion von mir befürchten durften; andere erlaubten mir bloß, das, was für mich brauchbar war, aus ihren Sammlungen abzuschreiben; noch andre endlich erleichterten meine Nachforschungen, da sie mich Theils mit den am besten unterrichteten Personen bekannt machten, Theils mir die Geheimnisse der Minister = Kabinette mittheilten: und so konnte ich denn eine sehr reiche, merkwürdige, und bei den jetzigen Umständen interessante Ernte halten.

Ich habe zwei Reisen gemacht, um mir diese Belehrung zu verschaffen, und zwar die erste in den Jahren 1779 und 1780. Als ich von dieser Reise zurück kam, beschäftigte ich mich damit, die Materialien die ich gesammelt hatte, in Ordnung zu bringen. Ich behielt sie indes in meinem Pulte, und hoffte nicht, daß sie vor meinem Tode bekannt gemacht werden könnten; aber die Französische Revolution hat das alles geändert. — — —

Als ich um die Zeit ihres Ausbruches meine Tagebücher wieder durchsah, fand ich, daß sie ein

wenig alt geworden, daß die Leute, die ich darin geschildert hatte, zum Theil todt waren, und daß es interessanter seyn würde, wenn ich die darstellte, welche an ihre Stelle gekommen sind und jetzt auf den verschiedenen Theatern, die ich beschreibe, die Hauptrollen spielen. Ueberdies war ich neugierig, mit eignen Augen die Wirkungen zu sehen, welche die Französische Revolution bei den verschiedenen Völkern, und besonders in Italien, hervorgebracht hätte. Voll von diesem Verlangen, besuchte ich dies Land im Jahre 1790 abermals, und hielt darin eine vortreffliche Ernte. Dann schmolz ich die neuen Materialien, mit denen, die ich schon hatte, zusammen; und das Resultat dieser Reisen, Nachforschungen und Arbeiten lege ich dem Publikum in dem gegenwärtigen Buche vor *).

Bei dem Zwecke, den ich hatte, muß man nicht erwarten, viel von den schönen Künsten zu finden. Es haben schon eine Menge Gelehrter und Männer von Kenntnissen, Talenten und Geschmac die Schätze beschrieben, die Italien an Werken der Malerei, Bildhauerkunst, Architektur und Musik besitzt; und eben so die Redner, Geschichtschreiber, Dichter und Litteratoren, die berühmten Männer und Frauen dieses Landes, so wie dessen Entdeckungen, und dessen Fortschritte in den nützlichen Künsten. Mit dem Allen habe ich mich daher nur we-

*) Es führt im Original folgenden Titel: *Mémoires secrets et critiques des Cours, des Gouvernemens et des Moeurs des principaux États de l'Italie. Par Joseph Gorani, Citoyen François. à Paris, chez Buisson, 1793.*

nig beschäftigt. Ich sah und bewunderte die prächtigen und traurigen Trümmer von dem Reiche der ehemaligen Herren der Welt; aber ich sah auch, wie sehr die Meisterwerke der Künste den nur allzu starken Hang der Italiäner zu dem Aberglauben, der sie herabwürdigt, befördert haben. Ich sah, wie sehr jene Bilder und Reichthümer die guten Köpfe von nützlichen und nothwendigen Studien abhalten, wie sehr sie die Sitten verschlimmern, den Muth entnerven und die schimpflichsten Laster begünstigen. Ich sah, daß die Neugier der übrigen Europäischen Nationen, und ihre Bewunderung der Meisterstücke, mit denen die Bewohner Italiens sich brüsten, für diese weiter keine Folge hat, als allgemeine Verachtung. Ich sah diesen alten Schauplatz der Größe und der Freiheit mit der erniedrigendsten Sklaverei und mit allen den Lastern besetzt, welche diese hervorbringt. — —

Auch über die Form dieses Werkes muß ich noch einige Worte sagen. Es ist zusammen eine sehr große Galerie, worin man Gemälde von den bedeutendsten Staaten in Italien sehen wird: einige Portraits grotesk, andre häßlich, noch andre abscheulich; einige aber auch angenehm, und sämmtlich treue Kopieen von Personen, die (größtentheils) noch existiren, und die kennen zu lernen am interessantesten ist. Ich habe in diesen Gemälden nur die hervorstechendsten und genauesten Thatsachen aufgestellt, welche die Aufmerksamkeit des Lesers fesseln und ihn zur Theilnahme

an den Unterdrückten, die ich vertheidige, bewegen können. Man darf übrigens nur den Inhalt von jedem Bande nachsehen, um sich zu überzeugen, wie mannichfaltig die darin vorkommenden Gegenstände sind. — — — — —

Nachschrift des Uebersetzers.

Was bei dem Verfasser noch weiter folgt, und was er in den mit Strichen bezeichneten Stellen sagt, sind nichts als Schmähungen im Allgemeinen auf Fürsten überhaupt. Der Uebersetzer hat kein Bedenken getragen, dies alles wegzulassen, da er, mit ganz Deutschland, von der Königl. und Fürstlichen Würde andre Begriffe hat, als unser Französischer Republikaner, und da er mit solchen leeren Deklamationen, denen nicht einmal Fakta zu Hülfe kommen, den Geschmack, noch mehr aber das moralische Gefühl der Leser beleidigen mußte.

Hätte der Verfasser in seinem Buche weiter nichts gethan, als was er, dem Motto auf dem Titel zu Folge *), zur Absicht hatte, nemlich Fürstenhaß im Allgemeinen zu erregen; so

*) Des Tyrans, trop long-temps, nous fâmes les victimes;

Trop long-temps on a mis un voile sur leurs crimes;
Je vais le déchirer. — —

wäre der Uebersetzer nie in Versuchung geräthen, Deutschland mit diesem Werke bekannt zu machen, da er die Fürsten, wenn sie ihre Bestimmung nur einigermaßen erfüllen, liebt und ehrt, so sehr er auch den Despotismus, gleich viel ob er von Fürsten und Ministern, von Hierarchie, Aristokratie oder dem souverainen republikanischen Volke verübt wird, mit allen besseren Menschen, verabscheut.

Über des Verfassers Buch ist, wie wohl jeder Leser zugestehen wird, ein wahrer Schatz von Materialien zu der neuesten Geschichte und Länderkunde; und eine Versuchung, das Deutsche Vaterland an diesen Antheil nehmen zu lassen, bedarf wohl nicht entschuldigt zu werden. Es sind unbesonnene Stellen in dem Buche; auch beleidigt der Verfasser die Sitten, wie den Geschmack, durch öfteres Schimpfen: doch dieses konnte der Uebersetzer größtentheils weglassen, ohne daß der Leser dadurch im mindesten verlor; und bei jenen durfte er den Verfasser nur hier und da in einer Anmerkung zurecht weisen, um auch den ungeübteren Leser gegen die Wirkung von dessen einseitigen Urtheilen zu bewahren. Vielleicht hat der Uebersetzer seinem Verfasser noch nicht oft genug widersprochen; aber er fürchtete, dem Publikum durch allzu viele Noten unter dem Text lästig zu werden, zumal da er es nöthig fand, auch andre, nicht polemische, hinzu zu fügen, wofür er einigen Dank von seinen Lesern zu verdienen glaubt. Hier erinnert er indes

ein für allemal, daß in diesem Buche ein Französischer Republikaner schreibt, und daß gewiß bei dessen Schilderungen öfters mehr als Eine Leidenschaft im Spiele gewesen ist. Vor allen gilt dies (für diesen ersten Band) von dem, was er über mehrere Personen eines großen Deutschen Fürstenhauses sagt, die ja freilich das in den Augen eines Neufranken unverzeihliche Verbrechen begangen haben, nahe Verwandte der unglücklichen Marie Antoinette zu seyn. Diesem Umstande wird jeder billige Leser viel von der Bitterkeit des Verfassers zuschreiben, und folglich nicht alles, was in dem Buche erzählt wird, so ganz unbedingt und ohne Einschränkung glauben.

Einige von diesen so hart beurtheilten Personen sind todt, und stehen nun allerdings vor dem Richterstuhle der Nachwelt; aber, noch ehe dieser neue Ankläger gegen sie auftrat, waren schon mehrere Vertheidiger für sie aufgetreten: und das Resultat dieses Für und Wider liefert einst die ernste, von aller Leidenschaft freie, Geschichte. Andre von dem Verfasser gehaßte Personen leben noch; aber — in Italien. Ein in Deutschland gedrucktes Buch kann ihnen, und wenn sie darin auch noch so ungerecht beurtheilt würden, in keiner Rücksicht schaden; denn es möchte wohl schwerlich ein Exemplar davon nach Italien hinkommen, und, wenn das ja der Fall wäre, dort ein Deutsches Buch doch beinahe von niemanden, höchstens nur von einigen Litteratoren, verstanden werden. Deren Urtheil wird aber nicht

durch Einen Zeugen bestimmt; und überdies sind sie dem hier eröffneten Schauplatz nahe genug, um schärfer, genauer, sehen und den Verfasser richtig beurtheilen zu können.

Für Deutschland aber hat das Buch, außer dem schon angegebenen, noch einen andern wirklichen Nutzen. Wäre, wie der Uebersetzer gern glaubt, auch nur die Hälfte von dem wahr, was der Französische Bürger Joseph Gorani von mehreren Italiänischen Höfen und Großen erzählt; so reichte selbst das schon hin, unsern Deutschen Bürgern Liebe zu ihren Fürsten und ihrem Vaterlande einzusößen: zu jenen, weil sie ihre Bestimmung besser erfüllen, selbst regieren und Väter ihres Volkes sind; zu diesem, weil es nicht von Despotismus gedrückt wird, für den das reizende Italien selbst an seinem milden Klima und an so vielen Geschenken der Natur gewiß keinen Ersatz hat.

Weg von Rom nach Neapel.

Auf dem Wege von Rom nach Neapel und bis Brindisi, durch den Kirchenstaat und die beiden Sicilien, wird jeder Schritt merkwürdig für den Philosophen, der mit der Römischen Geschichte bekannt, und dessen Geist mit den Schriftstellern des Alterthums genährt ist. Ich hatte einen ansehnlichen Büchervorrath in meinem Wagen, und nahm bald das eine, bald das andere zur Hand, vorzüglich aber solche, die von den Gegenden handelten, durch welche ich reiste. Zwei Tage verflossen höchst angenehm bei dieser Beschäftigung, und es kümmerte mich wenig, ob die Wirthshäuser auf meinem Wege gut oder schlecht seyn möchten.

Ich dachte oft an Cicero, welcher Statthalter von Sicilien gewesen war, und bei seiner Rückkehr in das größte Erstaunen gerieth, daß man weder von ihm noch von seiner Statthalterschaft sprach. Späterhin sah ich diesen großen Mann in einer sehr unphilosophischen Bestürzung nach seinem Verweisungsorte abgehen, und dann voll Freude die Nachricht von seiner Zurückberufung nach Rom erhalten. Wie ging es zu, sagte ich zu mir selbst, daß dieser überlegene Geist, der sein Vaterland gerettet hatte, so wenig fähig war Unglück zu ertragen? Hätte ihn nicht das Zeugniß seines Gewissens für jeden

Verlust trösten, und ihm mehr als Würden und Vaterland seyn sollen?

Nie schien es mir so angenehm und unterrichtend, die Dichter zu lesen, wie bei dieser Reise. Besonders fesselten die Sittengemälde, die Juvenal mit so vieler Kraft, und Horaz mit so vieler Feinheit entwirft, meine Aufmerksamkeit. Aber der Liebling Mäcens behielt den Vorzug; ich begleitete ihn auf der Reise, die er mit seinem Gönner, dem guten Virgil und Andern nach Brundisium machte, um die Versöhnung zwischen Octavius und Antonius zu bewirken.

Ich wendete meine Augen nach allen Seiten, um mit neugierigem Blicke diese ehemals so berühmten Orte zu betrachten, die jetzt so herabgewürdigt sind, daß man in ihnen keinen Schatten mehr von dem findet, was sie vor achtzehnhundert Jahren waren. Fast wäre man versucht zu glauben, daß uns die alten Schriftsteller eine Fabel erzählten, wenn man kaum eine Spur von den Städten und Gebäuden findet, die sie uns als so glänzend beschreiben.

Den Tag vor meiner Abreise von Rom hatte mir der Prälat Caraffa di Stiliano von Neapel, ein lebenswürdiger Mann, und einer der wenigen seines Standes, die sich Kenntnisse erworben haben, viel von dem Hafen von Brindisi erzählt. Er war eben in dieser Gegend gewesen, und sagte mir: dieser ehemals so berühmte Hafen, aus welchem Octavius Flotte auslief, um bei Actium mit Antonius Seemacht zu streiten, wäre jetzt in einem so kläglichen Zustande, daß es niemanden einfallen könnte, in ihm einen der besuchtesten Häfen des Römischen Freistaates zu sehen. Ich kam durch Albano, einen Ort, dessen zahlreiche Alterthümer ich schon zweimal besucht hatte, um alle diese Denkmähler mit Aufmerksamkeit zu betrachten;

Jetzt erwähne ich sie nicht, um nicht von der Absicht dieses Werkes, die bloß patriotisch ist, abzuschweifen. Von da setzte ich meinen Weg nach Velletri fort, wo ich zur Befriedigung meiner Neugierde zwei Tage verweilte. Die Stadt liegt auf einem Hügel, von wo die Aussicht sehr ausgebreitet ist, indem sie die ganze Landschaft von Rom bis zu den Pontinischen Sümpfen dem Blicke darbietet. Velletri, jetzt ein bischöflicher Flecken, war ehemals eine der ansehnlichsten Volscischen Städte, und befand sich unter der Römischen Republik in dem blühendsten Zustande. Ob sie gleich jetzt äußerst verfallen ist, so enthält sie doch noch schöne Palläste. Verschiedne Cardinäle, Prälaten, und andere Römische Herren von Stande, bringen dort die Ferien zu, die von der Mitte des Septembers bis zum Anfange des Novembers dauern; und in diesem Zeitpunkt ist Velletri so glänzend wie Albano, Tivoli, Frascati und andre Orte, die alsdann mit einem trügenden Schimmer von Wohlhabenheit und Reichthum prangen, wenn gleich zu jeder andern Zeit Stille und Elend darin herrschen. Der Pallast Sinetti ist der schönste in Velletri; man findet darin große Gärten, immer grüne Gänge, Springbrunnen und Quellen. Der Marktplatz von Velletri ist mit einer guten Bildsäule Urbans des Achten geziert.

Von da reiste ich nach La Cisterna, einem großen Flecken, der dem Römischen Prinzen Sermonetta gehört. Dieser ist in Rom durch den ausgezeichneten Schuß bekannt, den die schönen Künste immer bei ihm gefunden haben. Er besitzt in dem Flecken ein großes Schloß, dessen Fagade dem Marktplatz gegenüber liegt. Linker Hand ist eins von den unermesslichen Kornmagazinen, welchen man in Rom gewöhnlich den schönen Namen abundanza beilegt, ob man gleich in ihnen einen Hauptgrund von dem Verfälle des Acker-

baues in allen diesen Ländern suchen sollte, da sie den Preis der ersten Lebensbedürfnisse zu tief herabsetzen.

La Cisterna ist drei und zwanzig Italiänische Meilen *) von Rom entfernt; und obgleich von hier bis zu den Pontinischen Sümpfen noch fünf bis sechs Meilen gerechnet werden, so kann man doch diesen Ort für ihren wirklichen Anfang halten. Wenn man von La Cisterna nach den Pontinischen Sümpfen zugeht, findet man nichts als Weiden, die des sumpfigen Bodens wegen mit lauter Wasserpflanzen bedeckt sind. Diese Nahrung bekommt den Büffeln besser, als den Ochsen und Schafen. Der Büffel sieht grimmig aus; aber man kann sich ihm nahen, ohne daß er das mindeste Zeichen von Wildheit blicken läßt. Wenn man von Rom herkommt, sieht man den Anfang dieser Sümpfe vier Meilen weit vor La Cisterna.

Die Pontinischen Sümpfe.

Die Gegend, welche den Namen der Pontinischen Sümpfe führt, befindet sich in dem Landstriche zwischen Torre del Ponte, und Terracina. Torre del Ponte liegt funfzehn oder siebzehn Meilen von Velletri. Dieser Weg ist in zwei Poststationen eingetheilt, deren jede hier zu Lande sieben bis acht Meilen beträgt. Die Stationen in den Sümpfen sind kürzer als sonst in den päpstlichen Staaten, da sie nur sechs Meilen ausmachen. Diese Pontinischen Sümpfe haben vier und zwanzig Meilen in der Länge, die man auf einer prächtigen, breiten, wohlunterhaltenen Chaussee sehr schnell durchreist. Ihre sehr ungleiche Breite geht

*) Solche Meilen, von denen vier eine Deutsche ausmachen, meint der Verfasser immer, wenn nicht ausdrücklich eine nähere Bestimmung beigelegt ist.

von fünf bis vierzehn, und verringert sich zuweilen sogar bis auf drei Meilen. Außer den Häusern, wo man Pferde wechselt, ist alles unbewohnt; und neben diesen Häusern findet man Magazine von Brenn- und Bauholz, ingleichen große Haufen Kalksteine, die man nach Neapel verschickt.

Ueberall sieht man Kanäle von verschiedner Größe, zum Aufnehmen des Wassers, das von allen Seiten überläuft. Diese Kanäle sind am Fuße der Gebirge, oder auf den Bergen selbst, in der Richtung von Morgen gegen Abend gegraben. Viele davon führen die Fahrzeuge bis an das Meer, welches nicht sehr weit entfernt ist.

Der große Kanal heißt *Linea Pia* und geht fünf und zwanzig Meilen weit von Süden nach Norden. Er empfängt das Wasser der kleineren Kanäle, und erstreckt sich von *Torre del Ponte*, und selbst eine Station vorher, bis nach *Terracina*. Dieser schöne und immer schiffbare Kanal ist für zwei große Fahrzeuge neben einander breit genug. Es sind verschiedene sehr feste Brücken darüber gebauet, zu denen man sich einer Marmorart bedient hat, die *Travertino* genannt wird.

Der erste Entwurf, diese Moräste auszutrocknen, wurde in *Bologna* gemacht. *Eustachius Zanotti*, ein Gelehrter dieser Stadt, entwarf vor verschiedenen Jahren den Plan zu dem Unternehmen. Da er nicht an Ort und Stelle gewesen war, so arbeitete er nach falschen Angaben; so bald er sich aber gründlichere Nachrichten verschafft hatte, kündigte er dem Publikum freimüthig an, daß sein erster Plan nicht des geringsten Zutrauens werth gewesen wäre. Bald nachher starb er. Plus der Sechste wählte Herrn *Rupini*, um diese Austrocknung, die ihm sehr am Herzen liegt, zu übernehmen. *Rupini* befolgte *Zanotti's* Entwurf, ohne sich's träumen zu lassen, wie irrig er wäre. Einige Jahre nachher, als man sich mit den Wassern

im Bolognesischen beschäftigte, gab Pius der Sechste diesen Auftrag dem Ritter Attilio Arnorfini, weil ihn der Kardinal Buoncompagno begünstigte, dem die oberste Direktion dieser Arbeit anvertrauet war. Pius der Sechste ist nichts weniger als Geometer, und besitzt nicht die geringsten hydraulischen Kenntnisse. Man hatte ihm gesagt, daß es möglich und sogar leicht wäre, diese Moräste auszutrocknen, und daß diese Arbeit ihm bei seinen Zeitgenossen und der Nachwelt die größte Ehre bringen würde. Er hoffte überdies aus diesem weitläufigen Landstrich ein schönes Fürstenthum zu machen, mit welchem er die Familie Braschi Onesti zu belehnen gedachte. Auf diese Weise verliebte sich Pius, so wohl aus Eigennutz als aus Liebe zum Ruhm, in das Projekt, welches der Hauptgegenstand seiner Sorge ward. Er hängt noch immer an diesem verkehrten Einfall, und ist fest überzeugt, daß er durch Geduld endlich an das Ziel seiner Wünsche gelangen wird. Alljährlich besucht er die Sümpfe, um sich von dem Zustande des Unternehmens zu belehren; aber von dem ganzen Bezirke hat man bis jetzt bloß einen Fleck von zwei bis drei Meilen, auch nur zu einem so geringen Grade von Anbau bringen können, wie ihn der Reisende im Kirchenstaate allenthalben bemerkt.

Jeder, der die Regierungsform des neuern Rom's, die Verordnungen, die Art Lebensmittel herbeizuschaffen, und die Getreidepolizei in dieser Hauptstadt der christlichen Welt kennt, ist von der Unmöglichkeit, eine Provinz aus den Pontinischen Sümpfen zu schaffen, überzeugt. Wie könnte es auch gelingen, Dörfer und Pachtböfe in einem Lande anzulegen, dem allenthalben, selbst an den Thoren von Rom, Einwohner fehlen, und worin man selbst die Gegend um diese Stadt, die mit weniger Mühe verbar gemacht werden könnte, unangebauet liegen sieht? Wenn aber auch die Austrocknung der Pontinischen

Sümpfe mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt würde: welchen Vortheil könnten Ackerbau und Handel unter dem unseligen Regiment der apostolischen Kammer erwarten, deren Despotismus recht dazu gemacht ist, jeden Keim von Thätigkeit und Industrie bei den Untertbanen eines gekrönten Priesters zu ersticken! bei Menschen, die schon so lange jener Freiheit beraubt waren, ohne welche kein Volk etwas Gutes, Besseres und Nützliches hervorzubringen im Stande ist! Um die Pontinischen Sümpfe zu bevölkern, müßte man mit der Bevölkerung der Landschaft um Rom anfangen; und die wird ewig menschenleer bleiben, so lange sie unter der Herrschaft des Papstes schmachtet.

Diese Thorheit Pius des Sechsten ist indessen doch nicht ganz unnütz gewesen. Die Reisenden haben dadurch den Vortheil eines herrlichen Weges erhalten, welcher mit den kostbarsten Werken dieser Art bei den alten Römern verglichen zu werden verdient. Er erleichtert das Verkehr zwischen den beiden größten Hauptstädten Italiens. Ehe Pius diesen Versuch gewagt hatte, mußten die Reisenden, auf die Gefahr hin, den Räubern der benachbarten Wälder in die Hände zu fallen, einen Umweg von siebzehn Meilen machen, um die Sümpfe zu vermeiden; oder sie waren der Unannehmlichkeit ausgesetzt, in einen tiefen zähen Roth zu versinken, aus welchem ein gewöhnliches Fuhrwerk nur mit Hülfe von zwölf bis vierzehn Büffeln herausgebracht werden konnte.

Fernerer Weg von Rom nach Neapel.

Nachdem ich über alle Arbeiten der Pontinischen Sümpfe genaue Erkundigungen eingezogen hatte, langte ich um zwei Uhr Nachmittags in Terra cina an,

wo ich mich entschloß, den Ueberrest des Tages und die folgende Nacht zu bleiben, um die Alterthümer zu betrachten. Ich ruhete hier um so viel lieber, da sich das beste Wirthshaus auf dem ganzen Wege an diesem Orte befindet; es wird von einem Franzosen unterhalten, der seine Gäste sehr gut bewirthet, ohne sie im Preise zu übersehen.

Terracina ist ein Flecken, der in einer reizenden Lage an dem Ufer des Meeres liegt, wo man eine herrliche Aussicht hat und von Spaziergängen umgeben ist. Ich will die Alterthümer nicht erwähnen, und mich darauf einschränken, ein Wort von den Ueberbleibseln eines alten Gebäudes zu saagen, das Theodorich, König von Italien, und Oberhaupt des Gothischen Geschlechtes, welches nur zwei und sechzig Jahre währte, hat auführen lassen. Mit Wohlgefallen rufe ich das Andenken eines wirklich großen, guten und weisen Königs zurück, der verschiedene Stiftungen in Italien machte, welche man zu bewundern sich nicht erwehren kann, und der die Liebe seines Volkes noch im Grabe behielt. Er verabscheute den Mißbrauch der Herrschaft; und stellte überall die Municipal-Verfassung wieder her, wodurch Italien in den Stand gesetzt ward, unter seiner Regierung tiefe Wunden zu heilen. Er besuchte seine Provinzen wie ein wirklicher Vater seines Volkes, nicht indem er, wie die Savoyischen Prinzen heutiges Tages, die Landstriche verwüsthete, die er durchreiste; auf seinen Wegen begleiteten ihn Glück, Freude und Gerechtigkeit. Ja, die weise Herrschaft Theodorichs erinnerte die Italiäner an Mark Aurel, mit welchem dieser König der Gothen überhaupt eine auffallende Aehnlichkeit hatte.

Bei dem Anblicke des Schlosses von Terracina beschäftigte mich das Andenken dieses guten Monarchen

am lebhaftesten. Es ward auf seinen Befehl erbauet, um den Feinden die Landung in Italien zu erschweren. Man sieht noch den Namen des Baumeisters, der sich *Virius* nannte, in einen Stein gegraben. *Pius der Sechste* wohnt hier, wenn er mit seinem lieben Neffen, dem Prinzen Herzog, den er schon lange, gegen eine kleine Abgabe an die apostolische Kammer, mit dieser sumpfigen Herrschaft belehnt hat, die *Pontinischen Sümpfe* besucht.

Bei Gelegenheit dieser Moräste erinnere ich mich, in einem der Römischen Theater, in der Loge der Prinzessin *Vorghese*, den Prinzen *Braschi Onesti* angetroffen zu haben, der von diesen Ländern sprach, und dabei versicherte, daß ihre Einkünfte nicht hinreichten, die Abgaben an die päpstliche Kammer zu entrichten: eine Bemerkung, die in seinem Munde gewiß sehr unanständig war. Die Arbeiten in den *pontinischen Sümpfen* sind alle von der päpstlichen Kammer bestritten worden; weder der Papst noch sein Neffe haben je einen Heller dazu hergegeben. Die Kammer besorgt die Unterhaltung der Kanäle, Gebäude u. s. w., und der daraus erhaltne Vortheil, zum Beispiel der vom Holze, welcher sehr ansehnlich ist, fällt dagegen dem Neffen des Papstes ganz zu.

Wenn man *Terracina* drei oder vier Meilen weit hinter sich hat, betritt man die Staaten des Königs von Neapel. Obgleich die Regierung dieses Landes eine der fehlerhaftesten unter allen Europäischen Monarchien ist, so bemerkt man doch sogleich den großen Unterschied zwischen einer erblichen Krone, und einem Wahlfürsten, besonders wenn dieser Fürst zugleich Priester ist. Ich ward nicht mehr dadurch in Verwundung gesetzt, da ich diesen Unterschied schon in Deutschland bemerkt hatte.

So schlecht auch, wie die Leser späterhin sehen werden, das Königreich Neapel regiert wird, so erkennt man doch an der Zahl von Städten und Dörfern die Spuren der Menschenhand; auch der Anbau des Landes ist erträglich, ob es gleich einen weit schlechteren Boden hat, als die Gegend um Rom. Dieser Theil des Königreiches ist nicht so fruchtbar, wie andere Provinzen, die es (aus Ursachen die ich nachher aus einander setzen will) dem übrigen Europa zuvorthun, ohne mit so vielem Fleiße bearbeitet zu werden.

Ich reiste früh Morgens nach Terracina ab, und brachte die Nacht zu Santa Agatha, in einem fürchterlich schmutzigen Wirthshause, hin. Dies ist im Ganzen der Hauptfehler der Neapolitaner, welche die unreinlichsten Menschen von der Welt sind. Schon vor Anbruch des Tages setzte ich meinen Weg fort. Es war der erste December, aber nichts weniger als kalt. Santa Agatha ist ein schlechtes Dorf, das aus wenigen Häusern besteht.

Nicht weit von dem Flusse Garigliano, über welchen man auf einer Barke fährt, sieht man die Ueberreste einer prächtigen Wasserleitung mit vielen noch unverkehrten Bogen, und den Kanal in welchem das Wasser floß. Dieses Werk scheint mit der Vollkommenheit ausgeführt, welche die von den alten Römern errichteten öffentlichen Gebäude bezeichnet, und hinter der die Neuern immer zurückgeblieben sind.

Bei diesem Flusse steht das Schloß Mondragone, wo ehemals die Stadt Sinuessa lag; und nahe dabei sieht man die berühmten Hügel, welche von den klassischen Schriftstellern wegen des Salerner Weins, der dort wuchs, so sehr gepriesen werden. Die Alten mochten eine bessere Art haben den Wein zu machen; denn heut zu Tage trinkt man dort keinen besonders guten,

obchon die Lage, die Sonnenwärme und der Boden dieselben sind.

Man kommt sodann auf Capua, eine Stadt die durch eine zahlreiche Besatzung von Infanterie und ganz gut unterhaltener Kavallerie beschützt wird. Sie steht nicht genau auf eben der Stelle, wo das alte Capua stand, das in der Geschichte so berühmt ist und Hannibals Heeren so verderblich wurde, da der Aufenthalt in dieser Stadt ihren Muth entnerzte. Das alte Capua lag acht Meilen weiter, als das neuere. Die Ruinen jenes Ortes sah ich in der Nähe von Caserta, wo sich der Hof aufzuhalten pflegt, und wo man das prächtige Lustschloß sieht, das der Vater des jetztregierenden Königs erbauet hat.

Ich erwartete, an den Weibern, welche dieses Land bewohnen, etwas Anziehendes zu finden, da ihre Reize ehemals so stark auf Hannibals tapfere Krieger gewirkt hatten; diejenigen aber, die man gegenwärtig in Capua und der umliegenden Gegend sieht, sind sehr häßlich: ihr Aussehen und ihr Betragen ist äußerst unweiblich und plump. Zwar bedarf es keiner großen Reize, um Soldaten zu verführen, zumal wenn sie eben aus den Gräueln des Krieges kommen und noch von Blute rauchen; aber Hannibal und seine Officiere mußten doch etwas eklek seyn, vorzüglich nachdem sie lange an die Annehmlichkeiten der Spanischen Weiber gewöhnt gewesen waren. Also ist die Menschenart in diesem Lande ohne Zweifel außerordentlich herunter gekommen. Die Weiber von Caserta, das noch näher bei dem alten Capua liegt, können eben so wenig Auspruch darauf machen, die Blicke eines Liebhabers vom schönen Geschlechte auf sich zu ziehen. Die Gesichtszüge der Einwohner haben folglich eben die Veränderungen erlitten, wie die Städte. Und doch sollte, nach einer Bemerkung der neueren Naturforscher, das

Gemisch der verschiedenen Völker, durch das Kreuzen *) der Geschlechter, die Art verschönert haben! Aber wahrscheinlich ist hier bloß eine Ausnahme, welche die gemeine Regel nicht zerstören darf.

Erziehung des Königs von Neapel.

Als nach dem Tode Ferdinands, Königs von Spanien, Karl der Dritte den Thron von Neapel verließ, um den Spanischen zu besteigen, erklärte er den ältesten seiner Söhne für unfähig zu regieren, und den zweiten zum Prinzen von Asturien; der dritte blieb in Neapel, wo er, ungeachtet seines zarten Alters, als König erkannt wurde. Der älteste war durch die Mißhandlungen seiner Mutter, einer Sächsischen Prinzessin von hartem, geistigem, herrschsüchtigem und boshartem Charakter, die wie das niedrigste Weib ihn täglich prügelte, blödsinnig geworden. Als Karl nach Spanien abreiste, fühlte er die Nothwendigkeit, dem Könige von Neapel, der noch in seinen Kinderjahren war, einen Hofmeister zu geben. Die Königin, welche den größten Einfluß in die Staatsgeschäfte hatte, ver steigerte dieses Amt, eins der wichtigsten im Staate, und es fiel dem Prinzen von San, Nicandro, als dem Meistbietenden, zu **).

*) Im Original: le civilisement: ohne Zweifel ein Druckfehler, anstatt: le croisement.

** Der Uebersetzer läßt hier eine Stelle weg, die weiter unten enthält, als die sehr alltägliche Reflexion, „daß das Wohl oder Wehe vieler Millionen Menschen von der guten oder üblen Erziehung dessen abhängt, der sie zu regieren soll.“ — Auch in der Folge wird er ähnliche Stellen, wenn sie, wie diese, den ungerechtesten Königen verräthen, unterdrücken: und übersieht er diese oder jene, so setzt die Vorrede den Leser in den Stand, unsern Verfasser mit seiner Unbilligkeit gehörig zu würdigen.

San-Andrea besaß die unreinste Seele, welche je aus dem Schlamm von Neapel hervorgekommen war. In die tiefste Unwissenheit versunken, überließ er sich den schimpflichsten Lastern. Er hatte nie etwas anderes gelesen als die Gebete an die heilige Jungfrau, für welche er eine außerordentliche Ergebenheit hatte, die ihn indeß nicht hinderte, sich in die größten Ausschweifungen zu stürzen. Das war der Mann, der den wichtigen Auftrag bekam, einen König zu bilden! Es ist leicht, die Folgen einer solchen Wahl zu errathen: da er selbst keine Kenntnisse hatte, so konnte er seinen Zögling nicht unterrichten. Allein den König in einer steten Kindheit zu erhalten, war ihm noch nicht genug; er umgab ihn auch mit lauter Menschen seines Schlages, und entfernte jeden Mann von Verdiensten, der demselben einigcs Verlangen nach Unterricht hätte einflößen können. Da er mit unbegrenzter Macht bekleidet war, so verkaufte er Begünstigungen, Aemter, Titel u. s. w. Ackerbau und Künste geriethen durch die ausschließenden Privilegien, die er für Geld bewilligte, in den kläglichsten Verfall.

Da er den König unfähig machen wollte, auch nur den mindesten Antheil an der Staatsverwaltung zu nehmen, so erregte er in ihm bei guter Zeit Geschmack an der Jagd, und zwar unter dem Vorwande, sich seinem Vater dadurch gefällig zu machen, der diesen Zeitvertreib immer leidenschaftlich geliebt hatte. Doch, als wenn diese Leidenschaft nicht hinreichte, ihn von den Geschäften zu entfernen, fügte er den Geschmack am Fischfange hinzu, welches beides noch bis jetzt die Lieblingsbelustigungen des Königs sind.

Der König ist lebhaft, und war es als Kind noch mehr. Er bedurfte noch anderer Vergnügungen, um alle seine Stunden auszufüllen. Sein Hofmeister suchte neue Belustigungen, und wollte ihn zugleich von

einer zu großen Sanftheit und einer Güte heilen, die den Hauptzug seiner Gemüthsart ausmachte. Er wußte, daß ein vorzügliches Vergnügen des Prinzen von Asturien darin bestand, Kaninchen zu schluden; nur erregte er bei seinem Jüdlinge den Hang, sie todt zu schlagen. Der junge König erwartete solche Thiere an einem engen Durchgange, wohin sie getrieben wurden; und da erschlug er sie denn unter lautem Gelächter mit etner seinen Kräften angemessenen Keule. Um den Spaß abzuwechseln, nahm er Kaninchen, Katzen oder Hunde, und ließ sie pressen bts sie plakten. Endlich wünschte er, um den Genuß anziehender zu machen, Menschen pressen zu sehen; was denn sein Hofmeister sehr vernünftig fand. Bauern, Soldaten, Arbeiter, ja selbst Höflinge, dienten auf diese Weise zum Spielwerke des gekrönten Knaben. Allein ein Befehl Karls des Dritten unterbrach diese edle Belustigung. Der König durfte von nun an nur Thiere pressen; jedoch mit Ausschließung der Hunde, die der Spanische Herrscher unter seinen Königlischen, acht katholischen Schutz nahm.

So wurde Ferdinand der Vierte erzogen, und man lehrte ihn nicht einmal Lesen und Schreiben. Seine Frau war seine erste Lehrmeisterinn; aber sie begnügte sich nicht, ihn nur etwas so Nützlichcs zu lehren: sie vermehrte seine Kenntnisse mit manchen andern weniger wichtigen.

Eine solche Erziehung hätte ein Ungeheur, einen Caligula, hervorbringen sollen; die Neapolitaner erwarteten das auch: aber die Folge widersprach allen diesen Anzeichen. Das gute Gemüth des jungen Monarchen besiegte den Einfluß so fehlerhafter Anstalten. Er kam so weit, die Grausamkeiten seiner Kindheit zu verabscheuen, und hat bei vielen Gelegenheiten bewiesen, daß es weder seinem Kopfe noch seinem

Herzen an guten Eigenschaften mangelt. Er wäre ein vortrefflicher Fürst geworden, wenn er seinen Hang zur Jagd und zum Fischfange hätte ablegen können, wodurch ihm Augenblicke entrisen werden, die er mit so vielem Nutzen auf Staatsgeschäfte wenden könnte. Aber die Furcht, einen für seine Lieblingslust günstigen Morgen zu verlieren, macht, daß er die wichtigsten Geschäfte versäumt; und Königin und Minister wissen aus dieser Schwachheit ihren Vortheil zu ziehen.

Sein Hofmeister beförderte den Geschmack, den Ferdinand in seiner Kindheit an dem Kriegeswesen fand. Er ließ gern exerciren, und seine Höflinge mußten mit Stöcken manövriren. Wenn es einer oder der andre nicht recht machte, so ward der König aufgebracht, und zerriß ihm die Manschetten. Aber auch diese Corporalslaune hat er abgelegt; er führt nur noch sein Lieblings-Bataillon von Liparoten an, und zwar mit allem Zustande, der einem Könige zukommt.

Die begünstigte Wittve.

Eine Wittve hatte einen Rechtshandel über ihr sehr mittelmäßiges Vermögen, von welchem sie mit acht Kindern leben mußte. Der Referent zog die Sache in die Länge, und die Wittve schmachtete unterdessen mit ihren Kindern in Dürftigkeit. Endlich rieth man ihr, dem König eine Bittschrift zu überreichen. Zu diesem Endzweck begab sie sich nach Caserta, und stellte sich daselbst in eine Allee, von der man ihr gesagt hatte, daß der König, den sie übrigens noch nicht von Person kannte, zuweilen darin spazieren ginge. Sie erblickte bald einen Menschen in Uniform, und fragte ihn: ob der König bald vorbei kommen würde, und an welcher Kleidung er sich erkennen ließe? Es

war der König selbst, mit dem sie sprach. Froh darüber, daß er nicht erkannt wurde, sagte er zu ihr: „Ich kann Ihnen den Augenblick; wo der König vorbei geht, nicht angeben; aber wenn Sie ihm eine Bittschrift zu überreichen haben, so biete ich mich dazu an.“ — Das wird mir ein großer Dienst seyn, erwiederte die Wittve. Ich habe nichts als drei ziemlich fette Truthühner; wollen Sie die wohl zum Zeichen meines Dankes annehmen? — „Das ist nicht auszusprechen,“ antwortete der König; kommen Sie nur morgen mit Ihren drei Truthühnern hierher, und ich bringe Ihnen Ihre Bittschrift mit Er. Majestät Unterschrift zurück.“ — Man kann leicht denken, daß die Wittve sich den andern Tag pünktlich einstellte. Der König ließ auch nicht auf sich warten; er gab die unterzeichnete Bittschrift zurück, und erhielt dagegen die drei Truthühner, wobei er bemerkte, daß sie wirklich recht fett wären. Nun hatte er nichts Eiligeres zu thun, als mit seinem Geschenk laut lachend zur Königin zu gehen. „Da, sagte er, liebe Lehrerin,“ (man wird sich erinnern, daß die Königin seine erste Hofmeisterin gewesen ist, und in diesem Sinne giebt er ihr noch immer jene Benennung); „da sehen Sie, daß ich mein Brot zu verdienen weiß! Hier habe ich drei Truthühner für meine Arbeit bekommen, und ich will, daß wir sie morgen essen.“ Sie wurden auch wirklich aufgetragen; aber nun kommt das Ende dieser kleinen Geschichte, welche freilich nur durch die Hauptperson darin, einige Aufmerksamkeit verdienen kann. Die Bittschrift machte auf den Referenten nicht vielen Eindruck, und die Wittve kam noch einmal, um sich bei derselben Person über den langsamen Gang ihrer Sache zu beklagen. Der König gab sich zu erkennen, bezahlte die Truthühner reichlich, und ließ beschließen, daß die Besoldung des Herrn Referenten suspendirt werden

werden sollte, bis die Sache entschieden wäre. Es ist leicht zu erachten, daß der Rechtshandel nun sehr bald beendigt wurde; aber der König ließ den Herrn Rath noch zu sich kommen, und wusch ihm tüchtig den Kopf.

Die Königliche Ohrfeige.

Ich table die Schriftsteller, welche Vergnügen daran finden, moralisch-politische Schilderungen von Fürsten, Ministern, Feldherren und allen den Menschen zu machen, die auf der Bühne der Welt eine Rolle spielen. Man muß sie durch Thatfachen schildern: durch Reden, die ihnen in den Augenblicken entfahren, wo sich ihre Seele ohne Schleier zeigt, müssen sie dem Leser dargestellt werden. Ist dieser dann gebildet und an das Denken gewöhnt, so wird er sich danach wohl von selbst ein ähnliches Bild des Menschen, von welchem die Rede ist, zusammen zu setzen wissen. Die er Weise bin ich immer gefolgt, und werde auch in den Gemälden, die ich jetzt dem Publicum vorlege, nicht davon abgehen.

Ferdinand hat einen naiven Charakter: die Sitten eines Privatmannes, und selten die Würde eines Königs. Mit Einem Worte: er gleicht durch seine Art sich zu betragen, und durch die Neapolitanische Provinzialsprache, deren er sich immer bedient, vollkommen von Lazzarons, welche die niedrigste Volksklasse in Neapel ausmachen. Dieses giebt ihm unter seinen Königlichen Kollegen ein ganz originelles Ansehen, und hat ihm die Liebe des armen Volkes verschafft, welches entzückt darüber ist, daß sein König sich auf diese Art seinen geringsten Unterthanen annähert. Oft sieht man den Monarchen in dem Theater des Hell-



Karls zu Abend speisen, wobei er sich den Zuschauern mit einer Schüssel Macaroni in der Hand zeigt. Diese verzehrt er mit allen Lazzis eines Policinello, und giebt dadurch ein Schauspiel, das den Neapolitanern eben so reizend scheint, als es den Parisern geschmacklos vorkommen würde. Er ist lebhaft und sogar jähzornig; aber sein Unwille verfliegt, wie es bei Menschen von dieser Gemüthsart immer geht, sehr schnell, und läßt keine Spur von Groll hinter sich. Doch muß man sich vor den ersten Ausbrüchen seines Ungefühms hüten.

Die Königin hatte einmal gegen den Herzog von Altavilla, der damals Ferdinands Liebling war, eine üble Laune gefaßt. Sie überhäufte ihn mit Schimpfreden, und ging so weit, ihm in den größten Ausdrücken vorzuwerfen, daß er bei dem Könige Mercuriusdienste verrichtete, und die Gunst Sr. Majestät nur diesem schimpflichen Amte zu danken hätte. Der Herzog beklagte sich bei dem Könige über diese Beschimpfung, und verlangte auf seine Güter zu gehen. Ferdinand war über das Betragen seiner Gemahlinn so aufgebracht, daß er ihr die bittersten Vorwürfe machte. Anstatt ihn zu besänftigen, erbitterte sie ihn noch mehr durch ihre Antworten; und diese eheliche Erklärung endigte sich denn damit, daß die Königin von ihrem Manne eine derbe Ohrfeige erhielt. Sie verschloß sich einige Tage in ihren Zimmern; weil aber der König auf seinen Sinn bestand, war sie gezwungen, so demüthig nachzugeben, daß sie die Fürsprache des Herzogs erbitten mußte, um die Verzeihung ihres Gemahls zu erhalten. Der Vorgang trug sich wenige Tage vor Kaiser Josephs letzter Reise nach Neapel zu. Dieser arbeitete an der Ausöhnung zwischen den Eheleuten, indem er jedoch zugleich die Aufführung seiner Schwester heftig tadelte.



Einige Züge von der Characterschwäche Ferdinands.

Man kann sich von diesem Fürsten leicht die widersprechendsten Begriffe machen. Ein Fremder, der in einem der glücklichen und öfters wiederkehrenden Augenblicke, wo Ferdinand die Last der Krone mit Würde trägt, sich eine kurze Zeit in Neapel aufhielt, könnte bei seiner Rückkehr nach Hause von dessen Staatsverwaltung nicht anders als mit großem Lobe reden. Wenn er sich aber eben zu einer Zeit in den Neapolitanischen Staaten befindet, wo sich der König seiner Unthätigkeit, seiner Leidenschaft für die Jagd und den Fischfang überläßt, so wird er sich ihn wie einen Blödsinnigen vorstellen, der des Thrones unwürdig ist, und das Volk beklagen, das ein solcher König beherrscht. Er ist indeß weder ein großer Kopf noch dumm, sondern eins um das andere: bald schwach, bald stark; aber wenn gleich öfter schwach als stark, doch immer gutherzig und wahrheitsliebend. Er ziehet immer das Wohl des Ganzen jedem andern vor, so bald er es zu erkennen im Stande ist, oder ihn keine Zerstreungen hindern, nach dieser Erkenntniß zu streben.

Die Königin, welche diesen Fürsten nie verläßt, ausgenommen, wenn er auf der Jagd oder beim Fischfange ist, weiß die Augenblicke zu ergreifen, wo sie alles von ihm erlangen kann, und erwirbt sich auf diese Art den größten Einfluß in die Staatsgeschäfte. Der General Acton, der mit ihr in der genauesten Vertraulichkeit lebt, ist von allem unterrichtet, was in dem innern Gemach, in dem Schlafzimmer des Königs vorgeht. Man wählet den günstigen Augenblick, um ihn die Edikte und andere königliche Verordnungen unterzeichnen zu lassen. Wenn ihm ein Vorschlag dem

Staate zum Nachtheil zu gereichen scheint, so flucht er, stampft mit den Füßen, und poltert wie der gemeinste Pazzarone; aber sein Zorn veriraucht: er unterzeichnet, und, um sich zu zerstreuen, eilt er auf die Jagd oder zum Fischfange.

Der Königin lag es sehr am Herzen, die Neapolitanischen Truppen auf Oestreichischen Kriegesfuß zu setzen; daher wünschte sie eifrig die Aufhebung aller privilegirten Regimenter und Corps, wie die Garde, das Cadetten-Bataillon und das Bataillon der Liparoten. Bekanntlich waren die beiden letzten des Königs Lieblingsregimenter, die er in eigener Person exercirte, und die ihm gleichsam zum Spielzeuge dienten. Dennoch hatte die Königin Einfluß genug, um es durchzusetzen. Bei der ersten Eröffnung dieses Projekts überhäufte Ferdinand sie und den General Acton mit Schimpfreden; aber dadurch ließ man sich nicht abschrecken. Eines Tages, als er sehr ermüdet und höchst guter Laune über ein gräßliches Blutbad, das er unter einem Rudel wilder Schweine angerichtet hatte, von der Jagd zurückkehrte, brachte man ihn, ohne die geringste Weigerung von seiner Seite, dahin, die gewünschte Aufhebung zu unterzeichnen; und die Veränderung, zu welcher alles vorbereitet war, ward so gleich ausgeführt. Die Neapolitanische, und Schweizer- Leibgarde wurden sehr bald auf den neuen Fuß gesetzt.

Was die Königin besonders bewog, diese Regimenter abschaffen zu lassen, war die große Vorliebe des Königs für die Liparoten, das Cadettencorps, und die beiden andern obengenannten Regimenter, deren Officiere seine beständigen Jagdbegleiter waren. Er zog sie zuweilen in sein innigstes Vertrauen, theilte ihnen mit, was zwischen ihm, der Königin, oder den andern Damen am Hofe vorfiel, und klagte es ihnen, wenn er mit seiner Frau Verdruß gehabt hatte. Ja, diese Of-

ficiere unterstanden sich, ihm Rathschläge zu geben, bei denen es zuweilen gut ging.

Der Vorwand, dessen sich die Königin bediente, um diese Corps auseinander gehen zu lassen, war der, daß sie dem Könige Vortheil von dieser Nachahmung des Kaiserlichen Militair-Systems versprach, wo keine privilegirten Regimenter geduldet wurden, und die Cavallerie mit der Infanterie auf gleichen Fuß gesetzt war. Sie stellte Ferdinand'en vor, wie wichtig es wäre, daß alle Regimenter an der Ehre, die Person des Königs zu bewachen, Theil nähmen, und wie dieses sie alle mit der Liebe für ihren Herrn begeisterte. Man wird in der Folge sehen, daß noch andre Ursachen auf diese Verbesserung Einfluß hatten, welche eine der Hauptbegebenheiten unter Ferdinands Regierung ist.

Einige charakteristische Züge von dem Könige und der Königin.

Es fehlt Ferdinand'en nicht allein an Festigkeit; er ist auch nicht einmal im Stande, Geheimnisse zu bewahren. Oft verräth er das Vertrauen seiner liebsten Freunde, und setzt sie auf diese Weise der Nachsicht der Königin aus.

Der König hat öfters mit Damen vom Hof, oder auch mit andern, kleine vorübergehende Liebshäften. In gewissen Augenblicken weiß die Königin ihm das Geheimniß seiner Liebes-Intelligenz abzulocken; und dann rächt sie sich an ihren Nebenbuhlerinnen: nicht aus Eifersucht, sondern bloß aus Furcht, daß man ihr die Herrschaft entreißen möchte, die ihren Einfluß auf den König zur Stütze hat. Dies Schicksal widerfuhr der Herzogin von Luciano, deren vertrauter Umgang mit dem König einige Monate lang ein Geheim-

nitz geblieben war. Die Königin entriß ihm voll Arglist das Geständniß seiner Leidenschaft, und ließ die Dame auf ihre Güter verweisen. Diese aufgebrachte Frau legte Mannskleider an, erwartete den König an einem Orte, wo er vorbei gehen mußte, und überhäufte ihn dann mit den heftigsten Vorwürfen. Der König gestand sein Unrecht ein; aber die Herzogin mußte nichts desto weniger auf ihre Güter gehen, und wurde erst nach sieben Jahren zurückgerufen. Nachfolgende Begebenheit wird beweisen, daß die Königin bei solchen Gelegenheiten nicht aus eifersüchtigem Antriebe handelt.

Die Herzogin von Cassano Serra hatte dem Könige Liebe eingestößt; er bat aber umsonst um ihre Gunst, weil diese Dame ihren Pflichten zu eifrig ergeben war, um seine Neigung zu belohnen. Ferdinand entdeckte seiner Frau, wie vergeblich seine Bemühungen bei der Herzogin gewesen waren; und weil er dadurch die Furcht in ihr erregte, daß irgend ein ehrgeiziger Plan, und der Wunsch in dem Herzen des Königs eine heftige Leidenschaft zu entzünden, die geheime Ursache dieses Widerstandes seyn möchte: so fand sie Mittel, die Dame vom Hofe zu entfernen. Vielleicht brachte sie auch der Anblick einer Frau auf, die fähig gewesen war, die Huldigung eines Monarchen von sich zu weisen. —

.

Die Furcht von der Königin verfolgt zu werden, und die Kenntniß von dem Charakter des Königs, der seiner Frau nichts verschweigen kann, hat verschiedenemale Schauspielerinnen und Tänzerinnen abgehalten, die Liebe des Monarchen zu begünstigen, so großmüthig auch die Anerbietungen waren, die er ihnen durch seine Botschafter machen ließ. Solche Verweigerungen, so sehr sie des Königs

Eigenliebe demüthigen mußten, kamen ihm doch ganz gerecht vor, und man hat ihn sagen hören: „es geschieht mir recht! warum kann ich auch nicht schweigen“?

Diese Schwachheit des Königs, seiner Frau nichts zu verhehlen, schadet den Geschäften ganz offenbar, und zieht hauptsächlich der Königin den Abscheu der Neapolitaner zu. Jedermann weiß sehr gut, daß Aetion als Minister gar keine Kenntnisse besitzt, und daß er den wirklichen Vortheil des Staates vernachlässigt, um eine Seemacht zu bilden, welche diesem Lande nicht angemessen ist; aber kein Mensch darf dem König einen Wink davon geben, aus Furcht, daß die Königin den Namen des Rathgebers erfahren möchte. Nur mit der äußersten Vorsicht, um unbekannt zu bleiben, wagt man es, dem Könige wichtige Wahrheiten über öffentliche Angelegenheiten zuzufließen zu lassen.

Neapolitanisches Volk.

Bei meinem ersten Aufenthalt in Neapel zählte man in den verschiedenen Gefängnissen von Neapel und Sicilien eilftausend Galeerensklaven und andre Gefangene. Die genauesten Nachforschungen haben mir bewiesen, daß diese Zahl nicht übertrieben ist. Sie schien mir unverhältnißmäßig groß gegen eine Volksmenge von sechs Millionen. In Frankreich, wo man fünf und zwanzig Millionen Menschen zählt, waren unter der alten Verfassung nur funfzehntausend Gefangne. In Oestreich sind nur fünf tausend, bei neunzehn Millionen Einwohnern; und die Preussische Monarchie hat bei einer Volksmenge von sechs Millionen, nur zwei tausend Gefangene.

Diese Zahl von eingesperrten Menschen ist um so sonderbarer, da die Verwaltung der Criminal-

gerichte in den beiden Sicilien äußerst gelind ist. Diese Gelindigkeit wird sogar oft ungerecht; denn sie vernachlässigt die Bestrafung von deutlich erwiesenen Verbrechen. Wenn man hier zu Lande den Mord, den Raub mit Einbruch verbunden, die crimina falsi nur mit der Galeere bestrafe, so gäbe es sicherlich über hunderttausend Galeerenklaven. Um dieses zu begreifen, muß man bedenken, daß es dem Volke durchaus an Erziehung fehlt; es ist eine Seltenheit, in der geringeren Volksklasse einen Menschen zu finden, der nur das Alphabet kannte. Rechnet man noch zu diesem völligen Mangel am ersten Unterricht, daß es gar keine Polizei giebt, daß die Regierung und die Gerichtshöfe alles vernachlässigen; so wird man gestehen müssen, daß diese Nation von Natur gut seyn muß, weil nicht hundertmal mehr Verbrechen und Unordnungen aller Art bei ihr begangen werden.

Das Neapolitanische Volk ist lebhaft und voll heftiger Leidenschaften. Wenn wir zu allen den Ursachen, denen wir die in dem Lande begangenen Verbrechen zugeschrieben haben, noch die schreckliche Herabwürdigung und den blinden Aberglauben hinzufügen, in dessen Schlamm Priester und Mönche das Volk erhalten; so muß man gestehen, daß die oben angegebene Zahl von Gefangenen weit beträchtlicher seyn müßte, wenn die Nation nicht von Natur gut wäre.

Der Neapolitaner lacht und schwärzt gern. Er sagt voll Unbefangenheit alles, was er denkt, und überläßt sich, wie ein Kind, dem Strome der Leidenschaften. Gewiß hat die große Masse des Volks Tugenden und Menschlichkeit; aber die verdorbene Klasse ist auch in einem solchen Grade verdorben, daß man an gänzlicher Sittenverderbniß schwerlich bei irgend einem andern Volke ihres gleichen findet. Der schlechte Neapolitaner sinnt kaltblütig auf die Verbrechen, die er be-

gehen will, und verbindet sie mit tausend Unmenslichkeiten. Der Neapolitaner überhaupt schweift in allem aus: im Guten wie im Bösen, in der Freude wie in der Traurigkeit, in der Frömmigkeit wie in der Gottlosigkeit, im Muth wie in der Feigheit; zum Uebergange von einer Leidenschaft zur andern, braucht er nur einen Augenblick. Ein Hanswurst steigt auf das Gerüst; und er plakt fast vor Lachen. Einen Augenblick nachher geht ein Geistlicher mit dem Crucifix vorbei; und er zerfließt in Thränen, schluchzt und betet um Vergebung seiner Sünden, auf eine Art die alle Umstehenden rührt. Allein der Triumph des Geistlichen dauert nicht lange; denn erscheint einen Augenblick nachher wieder irgend ein Policiuolo, so versiegen die Thränen, und machen dem unmäßigsten Gelächter Platz.

Man ist in Neapel nicht so sehr, wie in Rom und den andern Städten des Kirchenstaates, von Bettlern geplagt. Eine der Ursachen hiervon ist der geringe Preis der Lebensmittel in Neapel. Es giebt in dieser Hauptstadt gegen dreißig tausend Menschen, die weder Dach noch Herd haben, und auf den Straßen und öffentlichen Plätzen schlafen. Bei Regenwetter begeben sich diese Armen in die Katakomben, die hier weit größer und bequemer sind, als in Rom. Durch Bestellung einiger Gewerbe haben sie bald fünf, sechs, oder zehn Gran *) verdient; und dieser mäßige Lohn verschafft ihnen auf einen Tag hinlängliche Nahrung. Da sie sicher sind, in irgend ein Hospital, oder eine andre öffentliche Anstalt aufgenommen zu werden, so quält sie keine Sorge, keine Furcht vor Krankheit. Ein armer Neapolitaner geht zu einem Macaroni-Händler, und läßt sich eine

*) Ein Gran ist etwas weniger als ein Französisches Sou.
Anmerk. des Originals.

hölzerne Schüssel voll von dieser rauchenden Mehlspeise geben, auf welche geriebener Käse gestreuet ist. Er faßt die Macaroni mit seinen Händen, und rührt sie mit einem Handgriff unter einander, den Fremde selten nachzuahmen im Stande sind. Wenn er so unter lautem Gelächter auf offener Straße gegessen hat, geht er zu einem Limonadenschenker, und trinkt für einen Gran einen großen Becher voll mit Zucker versüßtes Wasser, zu welchem weit mehr Zitronensaft gethan ist, als zu der so genannten Limonade, die man in den Straßen von Paris verkauft. Die Macaroni-Händler haben ungeheure Kessel voll von dieser Speise, deren einzige Zuthat in einem halben Pfunde Schweinefett besteht, das mit etwas Salz in dieser großen Masse geschmolzen wird. So ist die Nahrung des gemeinen Neapolitaners beschaffen, der selten eine leckerhaftere Mahlzeit hält, und dem diese genügt, weil er von Natur mäßig ist. Hierin unterscheidet er sich von den Römern, die gern etwas Gutes essen, und sich eben so gern betrinken, um ihre gewöhnliche Traurigkeit zu verbannen. Der Neapolitaner hingegen kennt die Trunkenheit gar nicht, und überläßt sich nie dem Kummer.

Die Neapolitanische Volkssprache hat unendlich viel Ausdruck, und wird von den gemeinen Leuten, die sich ihrer bedienen, mit einer noch bedeutenderen Neapolitaner. Man kann sie ein Volk von Schalksnarren und Possenreißern nennen. Jedem Worte, das aus ihren großen Mäulern kommt, geht irgend eine Gesticulation voraus. Ein großer Mund ist der ausgezeichnete Zug der Neapolitanischen Physiognomie, und nichts findet man in Neapel seltener, als eine Frau mit einem kleinen Munde. Jederman spricht sehr laut, so daß es einem Fremden schwer fällt, sich an das starke Gekreis zu gewöhnen.

Ich habe viele Toskaner gekannt, die ihre Sprache rein und klarlich sprechen, sich wissenschaftlicher Vergleichen und philosophischer Kunstwörter bedienen. Die Römer haben viel Stärke in ihrem Ausdruck, und entlehnen gern Vergleichen von den Denkmahlen ihrer ehemaligen Größe, oder von den schönen Künsten. Aber die Neapolitaner suchen das Bild, das sie ihren Ideen anpassen wollen, stets in den unanständigsten Gegenständen; und ihre Bewegungen sind diesen angemessen. Oft sieht man, wie ernsthafte Männer von einem ehrwürdigen Stande, ohne vielleicht daran zu denken oder irgend einen unanständigen Begriff damit zu verbinden, sich solche Bewegungen erlauben: so mächtig ist Gewohnheit bei den Menschen!

Im Ganzen genommen sind die Neapolitanischen Weiber gutherzig, großmüthig, und, wenn sie die Mittel dazu haben, gern freigebig, besonders gegen ihre Liebhaber. Für sich selbst machen sie die Treue zu keinem Hauptgesetz; aber sie fordern diese Eigenschaft von denen, die ihnen zugethan sind. Ich habe Weiber gekannt, welche Spione bezahlten, um die Aufführung ihrer Liebhaber auszuspähen, indeß sie diesen zehnfach untreu waren. Da die Ehemänner in Neapel nicht so gut und geduldig sind, wie in andern Provinzen von Italien; so haben die Intriguen mit verheiratheten Weibern einige Gefahr und vielerlei Beschwerlichkeit. Ein Fremder, der einer Frau gefällt, und ihre Wünsche befriedigt, kommt indeß bald in die Mode. Man reißt sich um ihn; aber zieht er sich bei der ersten Gelegenheit nicht mit Ehren heraus, so wird seine Geschichte bekannt, und er selbst bald von allen Neapolitanischen Damen verachtet. In diesem Falle bleibt ihm nichts übrig, als die Gegend zu verlassen, oder sich die Zeit mit Freudenmädchen zu vertreiben. Diese Klasse von Mädchen ist in Neapel insgemein schön; sie wohnen

aber schlecht. Es giebt viele Fremde unter ihnen; die artigsten sind Sicilianerinnen. Diese Mädchen haben größtentheils weit verführerischere Reize, als die Bürgerfrauen und die Damen von Stande, welche fast alle häßlich, sehr schmutzig, aber sehr feurig in ihrer Liebe zum Genuß sind. Die hübschen unter den vornehmen Damen und den Bürgerweibern (fast sämmtlich Ausländerinnen) sind noch schlechter erzogen, als die Männer, und man findet sehr selten eine unter ihnen, die fähig wäre, ein geistreiches oder unterrichtendes Gespräch zu unterhalten.

Der Marquis Caraccioli.

Man hat ihn lange genug in Paris gesehen, und es ist daher unnöthig, mich über ihn weitläufig auszulassen. Von den Großen geliebt, und von allen Gelehrten aufgesucht, hat er unter uns genug geglänzt. Sein Tod ist sehr bedauert worden, und noch jetzt wird sein Andenken geehrt.

Während meiner ersten Reise in Italien, war Caraccioli Vizekönig von Sicilien. Als ich das letzte Mal durch Neapel kam, lebte er nicht mehr. Man hat mir gesagt, daß er in seinen letzten Jahren, da er die Stelle eines Staatsministers in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten bekleidete, sich sehr unähnlich geworden sey; dennoch sagte er, wie man sehen wird, noch am Abend seiner Tage Bonsmots, und that mancherlei Gutes, wovon ich einiges anzuführen Gelegenheit haben werde.

Er hat als Vizekönig von Sicilien viel Ehre eingelegt. Dem Volke steht in dieser Insel nicht die geringste Macht zu; die Bürgerchaften vermögen nichts, und die königliche Gewalt hat wenig Einfluß. Nur die

Barone und Lehns Herren haben ein großes Uebergewicht. Sie trotzen dem königlichen Ansehen und den Volkstribunalen, die freilich immer unbedeutend seyn werden; so lange sie ihrer Herrschaft kein Ansehen zu geben wissen. Die Geistlichkeit ist noch mächtiger als der Adel, der selbst durch sie im Foch des Aberglaubens und der tiefsten Abhängigkeit erhalten wird.

Die Statthalterschaft von Sicilien war für einen Philosophen, für einen Mann von Geist wie Caraccioli, ein mühseliges Amt; denn er wußte besser als irgend jemand, was von der Geistlichkeit und besonders von den Mönchen zu halten ist. Er war genöthigt, eine Menge Unordnungen und Mißbräuche zu sehen und zu dulden, über die sein Herz seufzte, die er aber (besonders wegen der Kürze seiner Verwaltung, da ein Vicekönig nur drei Jahre regiert) dennoch nicht abschaffen konnte. Allein der Mann von Genie unterscheidet sich an jeder Stelle, die er einnimmt. Es gelang Caraccioli, das Schicksal des Volkes in den Städten und auf dem Lande zu erleichtern. Da es nicht in seiner Macht stand, die nachtheiligen Vorrechte des Adels zu vernichten, so verhinderte er wenigstens ihren Mißbrauch, und zwar durch die Erklärung: er sey entschlossen, einen jeden streng zu bestrafen, der sich von dem genauen Worte des Gesetzes entfernen werde. Er hörte die Klagen der Landleute gegen die Barone mit Theilnahme an, und verschaffte ihnen schnelle Gerechtigkeit.

Verschiedene Barone hatten Rechte an sich gerissen, die in ihren Dokumenten und Belehnungsakten nicht ausdrücklich gegründet waren. Caraccioli ließ Edikte anschlagen, welche das Volk sowohl von den Vorrechten, in deren wirklichem Besitze die Lehns Herren sich befanden, als von den widerrechtlich an sich gerissenen, unterrichteten; und diese Maßregel verschaffte

dem Volke, welches noch jetzt die Vortheile dieses Gesetzes genießt; viele Erleichterung. Er beschäftigte sich auch eifrig mit den Gerichtshöfen und der Polizei, die äußerst schlecht verwaltet wurden; und alle seine Verbesserungen erwarben ihm die Liebe der Sicilianer, die ihn als ihren Retter betrachteten. Der Adel hat in Sicilien eine unzählige Menge von Zöllen, Gränzgefällen und Manthrechten. Verschiedne dieser Vorrechte haben die Könige von Neapel ihm zugestanden; andre aber hat er der Krone unter der Herrschaft schwacher Fürsten entrisen. Caraccioli zog alle diese Rechte wieder ein, und schlug sie zur Krone, indem er die Gegenvorstellungen mit witzigen Einfällen und höflichen Wendungen beantwortete.

Die Mönche und Priester durften sich unter Caraccioli nicht rühren. Er ließ die Verbrecher in den Kirchen ergreifen, und sagte eines Tages zu dem Erzbischofe von Palermo, der sehr zu unrechter Zeit, bei Gelegenheit eines Mörders, ein geistliches Vorrecht behaupten wollte: „wir sind nicht mehr in den alten Zeiten, und Sie sollten sich schämen, Herr Erzbischof, länger Bösewichter in Schutz zu nehmen.“ Als ihm ein andrer Prälat wegen eines Mörders, den man in einem Kloster ergriffen hatte, Vorstellungen machte, sagte Caraccioli zu ihm: „Herr Bischof, wenn Sie es Sich noch einmal einfallen lassen, eine Sache in Schutz zu nehmen, die der Heiligkeit Ihres Amtes so unwürdig ist; so lasse ich Sie als einen Feind des Staates Ihrer bischöflichen Würde entziehen.“

Caraccioli that noch mehr. Auf seinen Befehl bemächtigte man sich am hellen Tage verschiedener Bilder der Mutter Maria, denen man wunderthätige Kräfte zuschrieb. Priester und Mönche schrieen laut, „er wolle die Religion zerstören;“ denn das ist die gewöhnliche Sprache dieses Volkes. Aber er sagte: „Ihr

selbst thut ihr den größten Schaden durch euren Betrug und euren lächerlichen Aberglauben; dadurch erhaltet Ihr die Dummheit einer Nation, welche die geistreichste in Europa seyn könnte. Ich werde nie zugeben, daß man Bilder, deren Wunder nicht authentisch bewiesen sind, dem Volke zur Anbetung aufstellt.“ Ein anderer Vizekönig, der nicht wie Caraccioli das Vertrauen des Volkes zu erhalten gewußt hätte, würde Gefahr gelaufen haben, ein Opfer der fanatischen Menge zu werden; aber er ward von den Sicilianern zu sehr geliebt, um dies befürchten zu dürfen.

Gleich beim Antritte seiner Herrschaft gab er ein Beispiel, wie er sich gegen die Geistlichkeit betragen würde. Die Benedictiner irgend eines Klosters schickten ihm nach altem Brauch Abgeordnete, um sich seinen Schutz zu erbitten. Diese Patres empfahlen ihm ausdrücklich die Capelle der heiligen Rosa, für welche, wie sie sagten, Sr. Excellenz bekanntlich eine besondere Andacht hätten. „Es ist wohl möglich, antwortete er, daß ich zu der heiligen Rosa eine besondre Andacht hege; da ich es mir aber noch gegen niemanden habe merken lassen, so wundert es mich sehr, daß Sie etwas davon wissen;“ und zugleich lachte er laut auf.

Die Vicaria.

Einer der interessantesten Gegenstände in Neapel ist für einen Fremden der Pallast, worin die Gerichte gehalten werden, und der la Vicaria heißt. Wer es unternimmt, Sitten und Regierungen zu beschreiben, darf einen so wichtigen Gegenstand nicht auslassen. Alles was dort vorgeht, hat gar keine Aehnlichkeit mit dem, was in andern Staaten geschieht; es ist ein ganz neuer Anblick.

Im Hof und auf den Treppen wimmelt es von Schirren, von Pöbel, von Notarien, welche gehen und kommen, und von Paglietti *). Dort sieht man abscheuliche Gesichter, die den Stempel des Verbrechens, den Ausdruck der Unmenschlichkeit auf der Stirn tragen. Diese Leute suchen bei den Richtern und Advokaten etwas auszuwirken, und empfehlen ihnen ihre Brüder, Verwandte oder Freunde, die in Ketten liegen, und nach dem zu urtheilen, was sie von ihnen sagen, immer die Unschuld selbst sind.

Die Treppe, welche hinauf führt, ist breit und bequem, aber so abscheulich unrein, daß sie das Auge und den Geruch gleich heftig beleidigt. Ich wunderte mich nicht über diese Unreinlichkeit, da ich sie schon in den Straßen von Neapel gesehen hatte, wo ein jeder mit einem Eynismus, dessen sich Diogenes selbst geschämt haben würde, seine natürlichen Bedürfnisse verrichtet. Man findet eben den Mißbrauch in den Wirths- und Privathäusern, ja selbst im königlichen Pallaste, wo man seine Nothdurft verrichtet, ohne sich sehr vor den Wachen zu scheuen, die sich auch dieser Unanständigkeit nicht widersetzen, da es etne schon eingewurzelte Gewohnheit ist.

Die ungeheuern Vorzimmer und Gänge der Vicaria sind mit Tabuletkrämern angefüllt, welche allerlei Waren, z. B. Tabaksdosen von Lava u. dgl., verkaufen. So bald man eintritt, muß man seine Taschen wohl in Acht nehmen; denn hier ist der große Sammelplatz aller Neapolitanischen Beutelschneider. Ich wohnte verschiednen Rechtsyhändeln bei, wie das jedermann freisteht. Nur wenn die Richter berathschlagen wollen, zieht der Präsident an einer Glocke; und dann müssen

*) So nennt man in Neapel ohne Unterschied alle Rechtsgelehrten. A. d. D.

müssen sich alle Zuschauer weggeben. Die Advokaten sprechen hier vor den Richtern noch weit unehrbarer, als in Venedig. Der Vertheidiger eines Menschen, welcher einen Matrosen ermordet hatte, um ungestörter mit dessen Frau leben zu können, sagte unter andern: „das Faktum schien ihm unwahrscheinlich, weil sein Client, während der Matrose das Steuer seines Kahns geführt, alle mögliche Zeit gehabt hätte, sein eignes Steuer bei dessen Weibe in Bewegung zu setzen.“ Er begleitete diese schöne Rednerblume mit Bewegungen, die so possenhast und unanständig waren, daß sie allen Zuhörern ein lautes Gelächter abnöthigten. Dieses Beispiel mag hinreichen. Im Ganzen schreien die Advokaten wie die Raben, und wenn sie mannichmal einander die größten Schimpfreden sagen, brechen sie noch dabei in das gräßlichste Geknall aus. Die Kläger, die bei der Führung ihrer Sache gegenwärtig sind, begegnen einander nicht mit mehr Mäßigung. Kurz, diese Vicaria gleicht ziemlich den Bolgie oder höllischen Schlünden, von welchen uns Dante's abentheuerlich erhabene Phantasie ein so wunderbares Gemälde aufstellt.

Anstatt zwanzigtausend Rechtsgelehrter, welche dem Vorgeben nach in Neapel seyn sollen, giebt es ihrer nur zweitausend neunhundert. Sie sind nicht in verschiedne Klassen getheilt, sondern jeder ist nach eigenem Belieben Advokat, Prokurator, Sachwalter, u. s. w. Nur die Notarien werden unterschieden; sie bezahlen bei ihrer Aufnahme funfzig Dukaten. Man findet lebenswürdige, unterrichtete Leute unter den Paglissett, deren grobes Aeußere, welches man in Neapel leicht annimmt, einen feinen gebildeten Verstand und ein edles Herz verbirgt.

Der Königliche Fischfang.

Man glaubt ein Märchen zu hören, wenn hier gesagt wird, daß der König nicht allein fischt, sondern die gefangenen Fische auch selbst verkauft. Es hat aber damit seine völlige Richtigkeit. Ich bin bei diesem belustigenden Schauspieler, das wirklich einzig in seiner Art ist, gegenwärtig gewesen, und will eine kleine Schilderung davon machen.

Gewöhnlich fischt der König im Meere, drei oder vier Meilen von Neapel, Pausilippo gegenüber. Wenn er nun einen reichen Fang gethan hat, so kehrt er an das Land zurück, wo denn die Hauptfreude dieser Belustigung erst angeht. Man stellt den ganzen Fang am Ufer aus, und dann kommen die Käufer, und handeln mit dem Monarchen. Ferdinand giebt nichts auf Credit; er liefert die Waare nicht einmal eher ab, als bis er das Geld in Händen hat, und zeigt überhaupt Mißtrauen und Argwohn. In diesem Augenblicke kann sich ein jeder dem Könige nähern; besonders aber haben die Lazzaroni dieses Vorrecht, weil ihnen der Fürst mehr Güte bezeugt, als allen andern Zuschauern. Diese Lazzaroni haben indeß viele Gefälligkeit gegen Fremde, die den König in der Nähe sehen wollen. Sobald der Handel angeht, wird der Auftritt äußerst komisch. Der König verkauft so theuer wie möglich; er preist seine Waare an, und sagt, indem er die Fische in seine königlichen Hände nimmt, alles, was er für dienlich hält, die Käufer lüftern zu machen. Die Neapolitaner, die sehr freimüthig sind, behandeln den König bei dieser Gelegenheit sehr ungerathen, und schimpfen ihn, wie sie jeden Fischhändler schimpfen würden, der sie übertheuern wollte. Den Fürsten belustigen ihre Schimpfreden herzlich, und er lacht oft aus vollem Halse darüber. Alsdann geht er

zur Königin, und erzählt ihr alles, was bei dem Fischfange und dem Verkaufe vorgefallen ist, woraus er denn Stoff zu tausend Poffen nimmt. Aber während der Zeit, daß der König jagt und fischt, regieren, wie wir schon erwähnt haben, die Königin und Acton nach ihrem Wohlgefallen; und die Angelegenheiten gehen deshalb nicht besser.

Erläuterungen über die Paglietti.

Die Anzahl der Rechtsgelehrten in Neapel ist, wie ich schon gesagt habe, sehr vergrößert worden; es giebt ihrer nicht einmal dreitausend. Dafür sind aber eine Menge Leute da, die immer einen schwarzen Rock und die andern Auszeichnungen der Paglietti tragen, wenn gleich nur denen, die wirklich den Doktorhut erhalten haben, dieser Titel zukommt. Man giebt den Namen Paglietti aus Mißbrauch den unteren Beamten bei den Kammern der Vicaria, den Kanzellisten, den Schreibern, die bei den vornehmen Rechtsgelehrten arbeiten, den Sollicitanten und andern Leuten dieses Gewerbes. Verschiedene der letztern erhalten mit der Zeit die Ehre des Paglietismo, ohne sich dem Examen unterwerfen zu müssen, und zwar durch die Gunst ihrer Gönner, die ihre langen treuen Dienste auf diese Art belohnen.

Der wirkliche Paglietismo wirft nach Verhältniß der Anciennität immer viel ab. Wer die Doktorwürde annimmt, ist genöthigt, einen gewissen Beitrag zu bezahlen, der nach der so eben erwähnten Ordnung unter die Paglietti vertheilt wird. Man hat mir gesagt, daß ein alter Paglietta ohne die geringste Mühe in einem Jahre zwei bis dreitausend Silberdukaten einnehmen kann. Es sind übrigens mit der Würde eines Rechtsgelehrten noch andere Einkünfte verbunden, die er nach

seiner früheren oder späteren Aufnahme verhältnißmäßig bezieht.

Eine Menge Adelige und Leute vom ersten Range lassen sich in die Gesamtschaft der Rechtsgelehrten aufnehmen, weil viele Testamente die Erben ihres Rechtes an die Nachlassenschaft berauben, wenn sie nicht mit dieser Würde bekleidet sind. Nach dieser Bestimmung, die man oft in den Testamenten findet, sind die Adelligen gezwungen, die Rechte zu studieren, um nicht den Verdruß zu haben, daß ihre Erbschaft einem andern Zweige der Familie zufällt oder die Einkünfte eines Hospitals vermehrt. Ohne Zweifel ist es die Absicht des Erblassers, seinen Erben zur Erlernung der Rechte zu zwingen, damit er nicht von den Paglietti, die hier, wie allenthalben, die Unwissenheit ihrer Klienten mißbrauchen, betrogen werde. Man muß sich also nicht wundern, hier in Neapel so viele Große zu finden, die zu der juristischen Fakultät gehören, ohne je die Arbeiten eines Rechtsgelehrten zu verrichten. Das Ceremonienkleid eines hiesigen Doktors der Rechte ist der Tracht unsrer ehemaligen Abbés in Frankreich sehr ähnlich. Sie tragen Uberschlägelschen, und bedecken sich mit einer leichten, zierlichen Kappe. Wir wollen hoffen, daß die Revolution, die uns wieder geboren hat, dieses halb geistliche halb weltliche Zwittergeschlecht aus Neapel, so wie aus Paris, vertreiben wird.

Die Paglietti genießen hier, sowohl in der Stadt wie am Hofe, großes Ansehen. Es giebt keine adelige Familie, die nicht ihren Paglietta hätte, den sie bei allen Gelegenheiten zu Rathe zieht. Man kauft oder verkauft nichts, ohne sich an einen Rechtsgelehrten zu wenden. Wenn ein Kind in ein Collegium oder in ein Kloster gethan werden soll; wenn man einen Dienstboten annehmen oder ab danken will: so muß der

Herr Doktor immer fördersamst sein Gutachten darüber geben. Man sieht hieraus, wie groß der Einfluß dieser Leute auf alle etwas wohlhabende Familien seyn muß.

Gesetze.

In keinem Lande von Europa herrscht eine solche Verwirrung der Gesetze, wie in den beiden Sicilien. Der Widerspruch zwischen mehreren derselben, und die Verschiedenheit zwischen alten und neuen Gesetzbüchern, die doch alle mit einander Autorität haben, geben der Schikane sehr mächtige Waffen. Die alten Gesetze der Normänner, welche ehemals dieses Königreich eroberten, sind, so wie die Lombardischen, noch in Ansehen. Die Gesetze der Friedriche werden auch öfters angeführt, und sie sind ohne Zweifel die besten; die der Könige von Aragonien sind ebenfalls noch nicht abgeschafft, und gehören auch nicht unter die schlechtesten. Als die Könige von Spanien zur Herrschaft von Neapel kamen, gaben sie viele, die meistens nichts taugen, aber dennoch nicht aufgehoben sind. Zu dieser Menge von Gesetzen, die ein wahres Chaos machen, muß man noch die von dem Wiener Hofe zur Zeit seiner Regierung erlassenen und noch nicht kasfirten Edikte, ferner die von dem Könige Karl dem Dritten, und verschiedne andere von dem jetzigen Könige hinzufügen.

Alle diese Gesetze, die so oft mit einander in Widerspruch stehen, verlängern die Prozesse bis in alle Ewigkeit; und da die Gerichtshöfe gern nach den gelindesten erkennen, so entreißen sie viele Verbrecher einer wohlverdienten Strafe. Selten wird ein Missethäter zum Tode verurtheilt, und die Galeerenstrafe, die

man oft zuerkennt, ist in Neapel weit leidlicher als sonst irgendwo, ausgenommen in den Päpstlichen Staaten. Dennoch kann man, im Ganzen genommen, nicht sagen, daß die peinliche Gerichtspflege durchgängig gelinde sey, da die unendliche Dauer der Rechtshandel Schuld daran ist, daß die Gefangenen in den ungesunden Kerker verfaulen. Unter ihnen befinden sich oft Unschuldige; und auch diese müssen alle Abscheulichkeiten einer Gefangenschaft ertragen, welche schrecklicher als der Tod selbst ist. Sie verschmachten oft darin, ehe ihre Unschuld anerkannt wird.

Was noch mehr dazu beiträgt, die peinlichen Prozesse zu verlängern, ist die Gewohnheit, Handel dieser Art fast alle in der Hauptstadt zu betreiben, und nur sehr wenige in den Provinzstädten zu schlichten. Die Menge solcher Prozesse macht es unmöglich, sie anders als äußerst spät abzuthun.

Während meines Aufenthaltes in Neapel trug sich ein Fall zu, der den Leser mit dem Geiste der Criminaljustiz, und dem Gerichtsgange in diesem Staate bekannt machen kann.

Ein Verbrecher, dessen Prozeß seit zwei Jahren beendigt war, erwartete die Strafe seiner Frevel, und sollte ein Leben verlieren, das er durch alle Arten von Ausschweifungen besetzt hatte. Es entstand zwischen ihm und einem andern Gefangenen ein Streit, und er stach seinen Gegner mit einem Messer todt. Da es darauf ankam, die übrigen Gefangenen durch ein Beispiel abzuschrecken, so wurde die Sache schleunigst dem Tribunal übergeben. Der Verbrecher hatte schon fünf klar erwiesene Mordthaten begangen, und war verurtheilt, gerädert und mit Zangen zerrissen zu werden. Aber was that man? Man vergaß seinen alten Prozeß, und erwähnte dessen mit keiner Sylbe; und da der letzte Mord Entschuldigung zu verdienen schien, weil er im

Streit und auf einen ersten Antrieb des Zorns begangen war, so glaubte man kein härteres Urtheil, als zehnjährige Galeerenstrafe, über ihn fällen zu können. Es giebt nemlich ein ausdrückliches Gesetz, welches verbietet, einen verurtheilten Missethäter für irgend ein Verbrechen in Anspruch zu nehmen, das demjenigen, dessenthalben er verurtheilt wird, vorhergegangen ist; und so entkam ein Muthloser dem schrecklichen wohlverdienten Tode durch ein neues Verbrechen! Man kommt bei dem Könige unaufhörlich mit Bitten ein, er solle ein neues Gesetzbuch zusammentragen lassen, welches diese Mißbräuche abschaffe; aber der König ist schwach: er wird von einer Frau Gemahlin, einem unwissenden Minister, dem Ritter Acton, beherrscht; und diese haben weder Einsichten noch Patriotismus genug, so billige Forderungen zu unterstützen.

Mönchsgewalt.

Die Geistlichkeit hat in diesem Königreiche den größten Einfluß, und eine ungeheure Gewalt. Selbst die Gerichtshöfe fürchten sie, und dürfen sie für begangene Verbrechen nicht bestrafen.

Während meines Aufenthaltes in Neapel, tödtete ein Mönch aus dem Kloster des heiligen Augustins in der Kirche eine Frauensperson. Dieser Bösewicht lebt noch ungestört in demselben Kloster, ohne wegen dieses abscheulichen Mordes im geringsten angefochten worden zu seyn. Er war zwiefach gegen die Gewalt der Gesetze geschützt: erstlich als Mönch; und dann als Mitglied einer adeligen Familie Gennaro. Folgendes sind die Ursachen dieses abscheulichen Meuchelmordes.

Der Mönch unterhielt ein sehr hübsches Mädchen. Die Nachbarn wurden es gewahr, und schwätzten das

von unter einander. Eine Freundin des Frauenzim-
mers empfahl ihr mehr Vorsicht, wenn der Mönch sie
besuchte, weil man sich darüber aufhielte. Das Mäd-
chen vertraute ihrem Liebhaber diesen wohlmeinenden
Rath, und zugleich den Namen der Rathgeberin. Der
Unmensch beschloß sich zu rächen. Das arme Weib war
zum Abendgebet in die Kirche gegangen; dort redete der
Mönch sie an, und hielt sie durch sein Gespräch auf,
bis die Kirche ganz leer war. Nun zog er plötzlich einen
Dolch hervor, den er unter seinem Gewande versteckt
hatte, und stieß ihn der Unglücklichen in die Brust.

Der Elende eilte sogleich, sich seinem Superior,
der ihn liebte, zu Füßen zu werfen, und ward von ihm
in Schutz genommen. Man schickte ihn in ein anderes,
nicht weit entferntes Kloster, wo er verborgen blieb, bis
das erste Aufsehen über den Mord sich gelegt hatte.
Vier Monate hinterher kam er nach Neapel zurück,
und fuhr fort, in derselben Kirche, die er durch sein ab-
scheuliches Verbrechen entweiht hatte, den Gottesdienst
zu verrichten.

Warum hat Ferdinand die Erde und seine
Staaten nicht von diesem Ungeheuer befreiet? Das
Verbrechen, wovon in ganz Neapel allgemein gespro-
chen ward, konnte ihm nicht unbekannt bleiben.
Warum hat er den Superior nicht bestraft, daß er ei-
nen Menschen, der sich einer solchen Abscheulichkeit
schuldig gemacht hatte, der Rache des Gesetzes entzog?
Aber auch dies ist eine Folge der traurigen Schwäche,
die alle seine guten Eigenschaften verdirbt und unwirk-
sam macht. Er hätte sich nicht einmal damit begnügen
sollen, den Verbrecher auf dem Blutgerüste sterben zu
lassen; er hätte den ganzen Orden aus dem Königreiche
verbannen müssen. Es wäre seine Pflicht gewesen, die
Obrigkeit aufs härteste zu bestrafen, deren Amt es war,
den Missethäter aufzusuchen und ihn dem Gerichte zu

überantworten; denn ihre Nachlässigkeit oder abergläubige Nachsicht verdiente gewiß eine exemplarische Ahndung.

Der merkwürdige Räuber.

Während meiner ersten Anwesenheit in Neapel sprach man viel von dem Anführer einer Räuberbande, der sich Angiolino del Duca nannte. Es war ein Mensch von erprobtem Muth, dem es auch nicht an Verstand fehlte. Er beraubte die Reichen, und that den Armen viel Gutes. Nie griff er Reisende, und am wenigsten Fremde an, sondern gab ihnen sogar eine Geleitswache, die sie vor dem Angriff andrer unter ihm stehenden Räuberbanden schützen mußte. Er begnügte sich, von den Baronen und andern großen Herren, denen er förmlich den Krieg erklärt hatte, Beisteuern einzutreiben.

Angiolino del Duca bereifte Städte und Provinzen, und sobald er an einen Ort kam, hielt er einen Gerichtshof. Er verhörte die Partheien, sprach das Urtheil, und übte alle Pflichten eines Richters aus. Man sagt, er habe die Gerechtigkeit weit besser, als die gewöhnlichen Richter, verwaltet, und sich nicht, wie diese, bestechen lassen; aber freilich hatte er ein verzweifelttes Vorurtheil gegen alle Reiche: und so mag er sie denn wohl bisweilen ungerecht verurtheilt haben, zumal da er auch durch den Wunsch, sich der Menge gefällig zu machen, verführt werden mochte.

In einer seiner Streifereien, bei welcher ihn seine Bande begleitete, stieß er auf einen Bischof, der nach Neapel reiste. Er fragte den Monsignore, wie viel Geld er bei sich habe. Der Bischof gestand tausend Unzen ein. „Sie brauchen,“ sagte Angiolino, nur

halb so viel zu Ihrem Aufenthalt in Neapel und zu der Rückreise in Ihre Diözese; geben Sie mir also fünfhundert Unzen, und reisen dann unter Gottes Geleite.“

Dieser Räuber schrieb den Baronen und Pächtern die artigsten, verbindlichsten Briefe, um ihnen Geld abzufordern. Oft ließ er mit sich handeln, und befriedigte sich mit der Hälfte oder dem Drittel der Summe, die er Anfangs gefordert hatte. Dann versprach er ihnen, sie während einer bestimmten Zeit nicht zu beunruhigen, und hielt Wort. Gewöhnlich nannte man ihn den König vom platten Lande, und allenthalben gehorchte ihm das Volk, das ihn liebte und ehrte.

Angiolino del Duca war der Herkules oder Theseus seiner Zeit, oder vielleicht ein Don Quichotte, der das Unrecht ausglich, die Unbilden rächte, den Unterdrückten half, und den Armen beistand, den aber sein Weg dabei immer zwischen Galgen und Rad durchführte.

Ein reicher Benediktinerabt, der zweitausend fünfhundert Unzen an Gold in seinem Mantelsacke hatte, fiel zu seinem Unglück in Angiolino's Hände. Immer höflich, nahm ihm der Räuber nur die Hälfte dieser Summe ab, von der ein Theil, wie er sagte, ein armes Mädchen ausstatten, ein anderer einigen armen Bauerfamilien aufhelfen, und das Uebrige für die Bedürfnisse seiner Bande angewendet werden sollte.

Von dem Augenblick an, wo man ihn ergriff und in Ketten legte, bis zu seiner Hinrichtung, betrug er sich mit Würde und Entschlossenheit. Ein jeder nahm Antheil an seinem Schicksal. Man machte ihm seinen Prozeß sehr summarisch; denn hätte man die gewöhnlichen Formalitäten befolgt, so wäre Angiolino nicht durch des Henkers Hände gestorben. Die Neapolitaner sprechen noch mit Enthusiasmus von diesem berühmten Räuber, und sehen ihn als einen Märtyrer an, der

sein Leben zum Opfer seiner Liebe für das Volk verloren habe.

Dieser kühne Mensch, der nur über hundert und zwanzig Gehülfen zu gebieten hatte, wagte es, eine Unterhandlung mit dem Könige zu eröffnen. Er erbot sich, mit seinem Haufen die größte Sicherheit im Königreiche aufrecht zu erhalten, wenn ihm dagegen der König irgend eine ehrende Auszeichnung zugestände. Uebrigens forderte er für sich und seine Leute nur den gewöhnlichen Sold. Dieser Räuber war auch in der That sehr uneigennützig; er beobachtete bei den Theilungen des Raubes mit seinen Kameraden die gewissenhafteste Gleichheit, und begnügte sich mit den Ehrenbezeugungen, die seiner Befehlshabermwürde gebührten. Die Kasse der Bande hielt er mit der redlichsten Treue, und jeder von seinen Leuten mußte die Rechnungen selbst durchsehen, um den Zustand der Finanzen zu kennen.

Angiolino hat nie einen Mord, nicht einmal einen eigentlichen mit Einbruch verbundenen Raub, begangen. Er ließ es dabei bewenden, mündlich oder schriftlich mit der größten Artigkeit zu fordern. Sein Betragen hatte ihm die Herzen so sehr gewonnen, daß, wo er hin kam, ihm alles entgegen ging, um ihm Ehre zu erweisen. Seine Leute hatten Ehrfurcht für ihn, und erfüllten seine Befehle mit der größten Pünktlichkeit. In einer vortheilhaften Lage hätte dieser Mensch den Neapolitanern wesentliche Dienste leisten können, besonders bei einer Revolution wie die Französische, welche sehr nothwendig wäre, um die Mißbräuche der Regierung zu verbessern *), unter deren Druck das Volk beider Sicilien seufzt.

*) Eine Französische Revolution ist dazu nun wohl nicht nöthig; das kann ein weiser König besser, und ohne Blutvergießen oder andre Gewaltthätigkeiten.

Folgende Ursache hatte diesen Angiolino vermocht sich zum Haupt einer Räuberbande zu machen. Er war ein armer Bauer, und bediente sich zu seiner Arbeit eines Maulthiers, das seinem Gutsherrn gehörte. Das Thier starb, und der Gutsherr wollte dafür bezahlt seyn. Angiolino, der nicht im Stande war die Summe zu geben, ward gerichtlich belangt, und man zwang ihn, seine wenigen Habseligkeiten zu verkaufen. Durch diese Härte zur Verzweiflung getrieben, gesellte er sich zu einigen Räubern, und ward die Geißel des Adels, an welchem er sich seitdem ohne Unterlaß zu rächen suchte.

Das größte Unrecht, das Angiolino den Baronen vorwarf, war die tiefe Unwissenheit, in der sie ihre Vasallen erhielten. Sobald er, wie wir schon gesagt haben, König vom platten Lande geworden war, schämte er sich so unwissend zu seyn. Er lernte Lesen und Schreiben, und die Energie seines Styls erregte sogar Bewunderung. Ein Paglietta, der das Sonderbare liebte, und von diesem berühmten Räuber mit Vergnügen sprach, hatte eine Sammlung seiner Briefe gemacht. Ich habe einige davon gelesen, und sie schienen mir mit aller Stärke und Würde der Sprache geschrieben, wie sie einem Manne wohl ansteht, der zu befehlen und Gehorsam zu erhalten gewohnt ist.

Falsches Vorurtheil über den Marchese Tanucci.

Dieser Mann hat einen Ruf von geprüfter Erfahrung und tiefer Kenntniß der Regierungskunst erlangt, den er bei weitem nicht verdiente. Karl der Dritte fand während seines Aufenthaltes in Toscana beson-

dern Geschmack an ihm. Ein Soldat von der Spanischen Armee hatte ein Verbrechen begangen, und sich dann in eine Kirche geflüchtet, wo er auf Befehl des Königs ergriffen wurde. Die Toscanischen Geislichen beriefen sich auf ihre Rechte und Freiheiten, und diese Sache machte vieles Aufsehen. Tanucci, der damals Professor der hohen Schule zu Pisa war, unterstützte die Sache der königlichen Gewalt, und bewies den Mißbrauch der geistlichen Vorrechte, besonders in peinlichen Fällen. Als Karl in den Besitz des Königreiches Neapel kam, erinnerte er sich des Professors Tanucci.

Da dieser Minister seit zwölf bis funfzehn Jahren todt ist, so will ich von seiner Staatsverwaltung nicht reden. Als Karl die Spanische Krone übernahm, ließ er Tanucci noch mit der Würde eines ersten Ministers in Neapel, und übertrug ihm zu gleicher Zeit die Aufsicht über die Erziehung des Königs. Tanucci besorgte, seine Stelle zu verlieren, und hütete sich wohl, dem Prinzen von San Nicandro in irgend etwas zu widersprechen. Es war ihm sogar eben nicht zuwider, daß er bemerkte, die Erziehung des jungen Monarchen wäre recht eigentlich dazu gemacht, ihn in einer beständigen Minderjährigkeit zu erhalten, die den Ministern ungeschränkten Besitz in jeder Ausübung der königlichen Gewalt zusicherte. Schon dieser einzige Zug reicht hin, die Meinung zu bestimmen, welche dieser Minister verdienen kann.

Man glaubt allgemein, Tanucci habe den Plan gehabt, die Feudal-Herrschaft in beiden Sicilien zu vernichten. Auch meint man sogar, es sey ihm gelungen, und er habe den Adel so herunter gebracht, daß er nicht mehr fähig sey das Volk zu unterdrücken. Man schreibt ihm ein sehr weises Gesetzbuch über diesen Gegenstand zu; aber das ist ein grober Irrthum. Dieser Minister

hat das Feudalrecht nie eigentlich angegriffen, sondern nur eine GroÙe, über die er sich zu beklagen hatte, gedemüthigt. Er handelte aus Rachsucht, nicht aus Liebe zum allgemeinen Besten; und der Neapolitanische Adel hat seine gewöhnlichen Bedrückungen nichts desto weniger fortgesetzt.

Mißlingen eines verderblichen Projekts.

Eine Gesellschaft von Menschen, deren Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit man nie loben wird, hatte einen Anschlag gemacht, der auf dem Punkt zu gelingen war, und beide Sicilien vollends zu Grunde gerichtet hätte.

Ein gewisser Herzog Sorbelloni aus Mailand, ein Mensch in welchem Habsucht und Verschwendungs-
liebe sich vereinigten, und dessen Kopf übrigens voll abentheuerlicher Einfälle steckte; der Marchese Civia aus Rom, ein betrügerischer Bankerottirer; Herr Joseph Brentano, ein Mensch von niedriger Geburt, der mit den Reizen seiner Frau Bücher trieb; und der Rath Calzabiggi, ein gescheidter geistreicher Mann, der sogar Schriftsteller, aber zugleich ehrgeizig, voll Ränke und voll Rabalen ist: diese hatten das Projekt gemacht, die Finanzen von Neapel zu pachten. Der Herzog Sorbelloni war das Haupt des Unternehmens, ob sich gleich die Erfindung des Plans von Calzabiggi herschrieb; und die Summen, welche der Herzog verwendete, um diese Gesellschaft zu Stande zu bringen, haben sein Vermögen sehr zerrüttet.

Wenn dieses Projekt gelungen wäre, so hätten die Unternehmer Schätze gesammelt, aber der Staat würde vernichtet gewesen seyn. In einem Lande, das weder Polizei noch Gesetze hat, wo die Gerichtshöfe feil sind,

und alles für klingende Münze zu haben ist, hätten Finanzpächter die Nation nach Wohlgefallen unterdrückt und sich ohne Furcht vor Strafe die grausamsten Erpressungen erlaubt, bis das Volk endlich eines so schweren Joches überdrüssig geworden wäre, und sich empört hätte; was zuverlässig geschehen seyn würde. Diese Herren wußten ihrem Projekt einen sehr geschickten Anstrich zu geben. Sie forderten nicht gleich Anfangs die Generalpachten des Königreichs, sondern nur die Lotto-Anstalt, welche allein von dem Könige abhing, indes die andern Finanzzweige in den Händen verschiedener Barone waren, mit denen man sich erst verstehen mußte. Sie hatten schon die Hauptinteressenten auf ihre Seite gebracht, um, sobald sie bei Hofe den Vorschlag thäten, keine Widersetzlichkeit zu finden; und so bald sie der Interessenten am Lotto sicher waren, machten sie dem Könige täuschende Anerbietungen, die ihm große Vortheile versprachen. Die Königin hatte zweimal hunderttausend, und der General A c t o n fünfzig tausend Silberdukaten erhalten, um das Projekt zu begünstigen. Sogar der König war durch einen starken Vorstoß bestochen.

Man hatte schon alles für die Theilhaber eingeleistet, als Don T r a j a n o O d a z i den edlen Entschluß faßte, seine Mitbürger über die Gefahr, welche sie bedrohte, zu unterrichten, und ihnen dieses Geheimniß der Bosheit aufzudecken. Er machte einen ausführlichen Bericht über den Gegenstand, worin er erstlich die traurigen Wirkungen des Lotto auf die Sitten, so wie auf die Vermögensumstände des Bürgers, schilderte, und sodann bewies, daß es unter der Direktion einer Compagnie, welche es auch wäre, selbst von gebornen Neapolitanern, immer die schrecklichsten Folgen für den Staat nach sich ziehen müßte. Er entlarvte den geheimen Plan der Unternehmer, und zeigte, daß es

Ihr Zweck wäre, sich die Aufsicht über alle Finanzen des Reiches anzumessen, wodurch die Regierung mit einem gänzlichen Umsturze bedrohet würde.

Dieses Buch machte in Neapel das größte Aufsehen. Man kann sich leicht denken, daß es der Königin und ihrem Günstlinge mißfiel. Der Verfasser stand in Gefahr, auf seine übrige Lebenszeit eingesperrt zu werden. Er hatte indeß nichts ohne die Einwilligung des Königs drucken lassen, der diese Schrift öfters gelesen, sich mit O d a z i davon unterhalten, und verschiedene sehr scharfsinnige Erinnerungen dabei gemacht hatte, über welche er von dem Verfasser auf das Befriedigendste belehrt worden war. Ferdinand, der nur die Sache einsah, weigerte sich standhaft, die verderbliche Akte zu unterzeichnen. Es wurden sogar darüber zwischen ihm und der Königin harte Worte gewechselt; aber er zeigte eine so kräftige Entschlossenheit, daß man dieses Unternehmens nie wieder gegen ihn erwähnen durfte.

Innere Oekonomie und Kontrakte alla voce.

Das Finanzcollegium betreibt zugleich die innere Oekonomie des Königreiches. Es ist aus sehr untauglichen Mitgliedern zusammengesetzt, und besteht zum Theil aus einigen Criminalisten, und einigen Advokaten, das heißt, aus Leuten, welche von der Staatsökonomie keinen Begriff haben. Die andern Räte wissen nicht mehr davon, bis auf zwei oder drei, welche einige, aber sehr schwache Kenntnisse in diesem Fache besitzen. Der General Acton, das große Friebrad aller Geschäfte, versteht gar nichts von dieser Wissenschaft, und — was noch schlimmer ist — er liebt

das

das Land nicht, ob er gleich ein glänzendes Glück darinn gemacht hat.

Es kann keine Verfassung geben, welche gesunden Grundsätzen der Staatsökonomie so entgegen wäre, wie die Neapolitanische. Man schließt in allen Provinzen bei dem Verkaufe der Lebensmittel auf dem Lande noch Kontrakte alla voce, und es ist daher nothwendig, daß ich einen Begriff davon gebe.

Zur Erntezeit bestimmt man den Preis aller Produkte des Bodens. Es scheint, als ob man einen verhältnißmäßigen Mittelpreis zwischen den verschiedenen, nach freiem Wohlgefallen der Käufer und Verkäufer festgesetzten, oder bei verschiedenen Gemeinden und Märkten angenommenen Preisen, bestimmen sollte; und schon dieses Zwangsgesetz wäre drückend. Aber die Barone haben das Geheimniß gefunden, es auf eine noch weit hinterlistigere Weise zu mißdeuten.

Die Barone und die reichen Gutsbesitzer versammeln sich in jedem Distrikt, erkundigen sich nach allen Preisen, die man für jedes Landesprodukt gemacht hat, und setzen alsdann den niedrigsten, als gesetzlich, fest.

Zu eben dieser Zeit schließen die Gutsherren immer die Rechnungen mit ihren Meßern und Pächtern. Man ist, zum Beispiel, einem Bauer hundert Livres für seine Arbeit schuldig. Nun sagt man ihm: „zehn Säcke Getreide, der Sack zu zehn Livres, machen hundert Livres; du bist mir aber schon dreihundert Livres Zins schuldig: also wirst du mir für die andern zweihundert, zwanzig Säcke Getreide geben.“ Der Bauer muß auch verkaufen, um die andern Zinsen und die königlichen Abgaben zu entrichten. Er kann aber nur dem Gutsherrn verkaufen, der das Recht hat, seine Waaren nach dem Preise zu nehmen, der durch die Kontrakte alla voce festgesetzt ist. So erlangt der Gutsherr für zehn Livres, was dreißig oder vierzig werth

ist. Sind nun die Produkte dem Gutsherrn verkauft, so erhalten sie einen ganz andern Werth; denn die Kontrakte alla voce hören auf, sobald die Sache zwischen dem Herrn und dem Bauer abgethan ist. Zwei Monate nachher, wenn der arme Bauer sein Getreide verkauft hat, braucht er welches zum Unterhalt seiner Familie; dann muß er es seinem Herrn nach den currenten Marktpreisen abkaufen: nehmlich doppelt und dreifach theurer, als er es verkauft hatte.

Derselbe Professor der Staatsökonomie, dessen wir oben erwähnt haben, hat eine sehr gut rasonirte Schrift aufgesetzt, und sie dem Könige übergeben, um ihn zur Abstellung eines Mißbrauchs aufzufordern, der den Landleuten, dieser für das Wohl des Staates so schätzbaren Klasse von Menschen, so zur Last fällt. Ferdinand lobte die gute Absicht und den Patriotismus des Verfassers; er zeigte an dessen Râsonnements Wohlgefallen, und gab ihm die größten Hoffnungen. Da aber dieser Fürst mit Großen umringt ist, die bei der Aufrechthaltung dieses Mißbrauchs ihren Vortheil finden, so fürchtet man, daß wohl noch lange Zeit hingehen möchte, ehe diese Verbesserung ins Werk gesetzt wird, wenn sie überhaupt je etwas anderes als ein Traum werden sollte.

Waterlandsiebe.

Sie ist in Neapel weit lebhafter als in Rom; ja, ich sage noch mehr: in Rom ist kein Funken Waterlandsiebe, da Neapel hingegen von Menschen angefüllt ist, die für das Waterland alles unternehmen würden. Unter den Großen und Baronen muß man freilich dieses Gefühl nicht suchen; Indes habe ich selbst

unter dieser Klasse Männer kennen lernen, die nicht allein Eifer für das öffentliche Wohl besetzt, sondern die auch helle Einsichten über die Mittel haben, das Königreich durch Vertilgung aller Mißbräuche, die seinen Wohlstand verhindern, glücklich und blühend zu machen.

Während meines Aufenthalts in Neapel suchte ich Bekanntschaft mit allen durch Kenntnisse und Bürger-tugend schätzbaren Männern. Viele von ihnen haben dem Könige Memoriale übergeben, worin sie mit den tiefsten Kenntnissen, und in sehr kräftiger Schreibart, von den vorzunehmenden Verbesserungen in den Gesetzen, den Gerichtsformen, u. s. w. handelten. Die Schriften des Ritters Filangieri, der durch Gelehrsamkeit, so wie durch Tugend und Sitten, gleich schätzbar ist, sind bekannt genug. Von Don Trajano Dabzi, durch den ein so schädliches Projekt scheiterte, haben wir schon gesprochen. Er hat unter andern einen Aufsatz geschrieben, worin er beweist, daß der Handel, und besonders der Getreidehandel, der unbedingtsten Freiheit bedürfe.

Don Domenico de Genaro de Cantaluppo (seitdem durch den Tod seines Bruders, den er nicht lange überlebte, Herzog von Belforte) hat über den Mißbrauch der Annona geschrieben; denn auch in Neapel giebt es eine, wenn sie gleich nicht so verderblich ist, wie die Römische.

Don Melchior Delfico, Krieges-Assessor der Provinz Teramo, hat verschiedene Schriften in einem klaren und schönen Styl drucken lassen, die der strengen Logik wegen schätzbar sind, durch welche er eben die Resultate herausgebracht hat, wie die Französischen Oekonomisten (Physiokraten), ohne sie gelesen zu haben; denn ich war der Erste, der diese Schriftsteller seiner Aufmerksamkeit empfahl. Er ist einer der verdienstvollsten Männer in Italien. Ich habe einen Aufsatz

sah von ihm, worin er sich sehr stark gegen das Gericht der *Graffa* ausläßt, welches die Aufsicht über den Verkauf aller Lebensmittel hat.

Ferner kannte ich zwei würdige Gelehrte, die Brüder *Cestari*, welche die von dem berühmten *Grimaldi* angefangenen Annalen von Neapel fortsetzen. Diese beiden Männer streiten in ihrem Buche oft gegen die lächerlichen Forderungen des Römischen Hofes.

Donna Eleonora Fonseca Pimentel ist eine Dame, die Anfangs durch ihre angenehmen und sinnreichen Gedichte Aufmerksamkeit erregte, und sich nachher mit trockneren, aber für das allgemeine Beste wichtigeren, Wissenschaften beschäftigte. Sie hat ein Buch geschrieben, das den Plan einer Nationalbank enthält, und worin man so tiefe Blicke antrifft, daß es selbst von Männern, welche in solchen Kenntnissen am besten unterrichtet sind, mit Vergnügen gelesen werden muß.

Die Römer haben, im Ganzen genommen, sehr wenige Kenntnisse von der Staatsökonomie. Die Römischen Gelehrten folgen ihrem besondern Geschmack, ohne auf den allgemeinen Nutzen zu denken; aber obgleich in Neapel der Adel und das Volk in der tiefsten Unwissenheit leben, so findet man dennoch, besonders unter den *Paglietti*, wahre Philosophen, deren Studium und Nachdenken auf das Wohl und den Vortheil ihres Vaterlandes abzwecken, und die über diesen wichtigen Gegenstand Schriften herausgegeben haben, worin man die nützlichsten Kenntnisse von der Staatsverwaltung antrifft.

Mönche und Priester.

Man hatte mir schon in Rom gesagt, daß ihre Anzahl in Neapel weit beträchtlicher wäre, als in die-

ser Hauptstadt der christlichen Welt, wo die Grundverfassung des Staates doch eine größere Menge hervorbringen sollte. Ich wollte aber wirklich unterrichtete Leute zu Rathe ziehen, ehe ich die Anzahl dieses Altargeschmeißes festsetzte.

In dem Königreiche Neapel (Sicilien nicht mitgerechnet) giebt es, bei einer Volksmenge von 4,800,000 Seelen, — 60,000 Priester und Mönche, 3,000 Latenbrüder, 22,000 Nonnen, und 2,600 Conventicinnen.

Man rechnet gewöhnlich, daß eine Nation zu ihrer Bertheidigung, an Land- und Seetruppen, und an Matrosen, nur den hundertsten Mann von ihrer Bevölkerung ausheben darf. So könnte man für eine Million Einwohner zehn tausend Mann auf den Kriegstand zählen; was darüber ist, entzieht man dem Handel, dem Ackerbau und jedem Zweige der Betriebsamkeit. Allein diese Soldaten sind nicht alle zu einer strengen Ehelosigkeit verurtheilt; ein großer Theil von ihnen ist verheirathet, und vermehrt die Zahl der Staatsbürger.

Auf eine Volksmenge, wie das Königreich Neapel sie hat, könnte man also 48,000 Mann Land- und Seetruppen annehmen. Die Land- und Seemacht des Königs von Neapel besteht aus 40,000 Mann; da aber sechs tausend davon in Sicilien gebraucht werden, so wollen wir nur 34,000 rechnen. Man kann also diese Regierung ihrer Weisheit wegen, daß sie nicht einmal den hundertsten Theil von der Volksmenge zum Kriegsdienst aushebt, sehr loben; um so mehr, da man unter ihren Truppen gegen 4,000 Fremde rechnen kann, was denn die Anzahl der eingebornen Soldaten auf 30,000 herabsetzt. Nun wollen wir aber überhaupt die Menge der Menschen berechnen, die dem Handel, den Künsten und dem Landbaue entrisßen werden:

Land- und Seetruppen	30,000
Mönche und Priester	60,000
Larenbrüder	3,000
Nonnen	22,000
Convertitinnen	2,600

Zusammen 117,600

Daraus erhellet deutlich, daß in Neapel auf jede Million Einwohner 24,000 Menschen für die nützlichen und nothwendigen Künste verloren sind. Von diesen werden ungefähr 17,000 auf die Million unfruchtbar und für die Bevölkerung untüchtig; denn die Paar tausend Bastarde, von denen $\frac{1}{3}$ umkommen, ehe sie das mannbare Alter erreicht haben, kann man für nichts rechnen.

Wir übergehen die große Zahl von freiwilligen Eheslosen in diesem Königreiche, wo die jüngeren Söhne der adeligen Familien durch ihr geringes Vermögen genöthigt sind, dem Genuß einer rechtmäßigen Ehe zu entsagen, da diese doch die einzige Verbindung ist, welche den Bürger wirklich in den Stand setzt, zur Bevölkerung seines Landes mit zu helfen.

Dessen ungeachtet ist dieser Staat bevölkert. Und welchem Umstande verdankt er eine Volksmenge, die unter einer guten Verwaltung sich vervierfachen könnte? Bloß der Fruchtbarkeit der Weiber, die unter einem heitern Himmel, in einer sanften Luft, viele Kinder zur Welt bringen. Bei so schlechten Gesetzen, einer so abgeschmackten Religion und einer so drückenden Staatsverwaltung, würde die Volksmenge jedes andern Landes von demselben Umfange kaum hunderttausend Einwohner ausmachen.

Folgender Umstand ist eine der Ursachen, welche besonders dazu beitragen, die Klöster mit einem Haufen unnützer, verdorbener Menschen anzufüllen. Man nimmt, vermöge einer Einrichtung, die in dem übrigen Italien unbekannt ist, in alle Orden Jeden der sich

meldet auf, und zwar selbst schon in einem Alter von sieben Jahren. Ob nun gleich die Novizen in einem so zarten Alter angenommen werden, so können sie freilich doch erst im sechzehnten Jahre ihr Gelübde ablegen; man weiß aber, daß auch in diesem Alter die Vernunft eines Menschen noch nicht reif genug seyn kann, um ohne die größte Unbesonnenheit sein Schicksal zu bestimmen und sich durch unauflöslliche Bande an einen Stand zu fesseln, der allen Gesetzen der Natur widerspricht. Es hielt nicht schwer, dem Könige diese Abgeschmacktheit fühlbar zu machen, und er wünschte sie abändern zu können; aber die Königin und der Minister sind seinen guten Absichten über diesen Gegenstand immer entgegen gewesen. Dieser Mißbrauch pflanzt sich also noch immer aus den verfloffenen Jahrhunderten fort.

Ein Hausvater, der fünf Söhne hat, behält einen davon in seinem Hause; die übrigen giebt er in verschiedene Klöster, oder wenn er Vorliebe für ein gewisses Kloster hat, in eins und eben dasselbe. Man nimmt diese Kinder sehr jung auf, giebt ihnen das Ordenskleid, und unterrichtet sie mit den übrigen Novizen. Zugleich wendet man alle Liebkosungen und Schmeicheleien an, um ihnen Neigung zu dem Orden, der sie aufgenommen hat, und Geschmack an dem Klosterleben einzufößen. Diese Kinder stiften mit den Novizen ihres Alters bald vertraute Freundschaften, und das Ende ist immer, daß sie einander gegenseitig versprechen, sich nie zu trennen. In den Nonnenklöstern, die nach denselben Einrichtungen wie die Mönchsklöster verwaltet werden, findet eben der Gebrauch Statt.

Zuweilen (wenn gleich, wie man sich leicht vorstellen kann, sehr selten) trägt es sich zu, daß ein junger Noviz in der Zeit, wo er das Gelübde ablegen soll, seinen Entschluß ändert und in die Welt zurückkehren will. In diesem Falle schickt man ihn, als einen un-

gerathnen Burschen, seinen Eltern zurück, die für seine Kleidung und seinen Unterhalt, bis zu dem Augenblicke, da er das Kloster verlassen hat, bezahlen müssen. Die Eltern sind aufgebracht, daß ihnen ein Sohn wieder zur Last fällt, den sie auf immer los zu seyn glaubten, und überhäufen ihn mit übler Behandlung. Dieser Empfang im väterlichen Hause zwingt den jungen Menschen oft, so schwer es ihm auch ankommt, in den heiligen Kerker, dessen Fesseln er so eben zerbrochen hat, zurückzugehen.

Wir haben schon oft gesagt, daß der König diese Mißbräuche kennt, aber nicht Festigkeit genug hat, eine Aenderung darin vorzunehmen. Dies sind die traurigen Folgen einer despotischen Regierung, bei welcher das Schicksal eines ganzen Volkes von einem einzigen Menschen abhängt, der aus Schwäche, aus Unfähigkeit, oder durch die Folgen einer schlechten Erziehung die größten Unordnungen fortdauern läßt und sein Volk untergeordneten Tyrannen Preis giebt, die es auf alle Art drücken *)! Die ganze Neapolitanische Weltliche, und Ordensgeistlichkeit, ist die unwissendste Klasse von Menschen, die man sich nur denken kann. Man muß in Neapel gelebt, man muß die Klöster besucht haben, um sich den hohen Grad von Verwilderung, zu welchem die Mönche gelangt, und die niedrigen Ausschweifungen, in die sie versunken sind, denken zu können. Diese Mönche haben noch verderbtere Sitten, als ihre Brüder in irgend einem andern katholischen Lande; und das ist wohl alles gesagt! Vergiftungen, Nothzucht, Mord sind bei ihnen alltäglich. Während daß ich in Neapel war,

*) Eine despotische Regierung trifft der Tadel des Verfassers allerdings, aber keine monarchische, die nach weisen Gesetzen regiert. Das beweisen mehrere glückliche Völker, die unter einem Fürsten stehen, z. B. die Preußen, die Sachsen, u. s. w.

nothdürftigste ein junger Dominikaner ein junges Mädchen, und ermordete sie nach der That. Fünf Franziskaner brachten ihren Superior um, weil er sie nöthigen wollte, den Vorschriften ihres Ordensstifters genau zu folgen. Zwei Kanonici der Hauptstadt machten sich eines Diebstahls mit Einbruch schuldig, bei welchem noch die fürchterlichsten Excesse vorkamen. Das Empörendste hierbei ist aber, daß die Regierung keinen Schritt that, um die Bösewichter zur Strafe zu ziehen.

Die Sitten der Nonnen sind ihren Stiftungen nicht angemessener. Ihre Klöster dienen unaufhörlich zum Schauplatz der ausschweifendsten Schwelgereien. Dies ist genug für den Leser, der solche Gegenstände gern nicht verschleiern lassen wird.

Die Ordensgeistlichkeit ist in beiden Sicilien so reich, daß sie fast ein Drittheil von allen Gütern des Landes besitzt. Es giebt Klöster mit unermesslichen Einkünften. Einige Frauenklöster haben jährlich reine hunderttausend Silberdukatens. Indes giebt es einige Bischöfe, die in Vergleich ihres Ranges sehr arm sind.

Ausnahmen von der allgemeinen Regel.

Wenn ich von der Unwissenheit der Neapolitanischen Geistlichkeit rede, so will ich nicht sagen, daß es nicht einige Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel gäbe; aber wenige einzelne Menschen bedeuten gegen die ungeheure Menge nicht viel. Unter einem Haufen von Bischöfen, welche alle so unwissend wie die Spanischen und Portugiesischen sind, findet man zwei, die für Gelehrte gehalten werden können. Der erste ist der Prälat Lopez, Bischof von Nola, der andre Capecio Patro, Erzbischof von Tarent. Dieser letztere kennt

die Griechische und seine vaterländische Geschichte sehr gut, und hat auch artige Kenntnisse in der Naturgeschichte. Er unterhält einen Briefwechsel mit der Kaiserin von Rußland, welcher er Produkte aus dem Meeresbusen zuschickt, an dem seine Diocese gelegen ist.

Unter den Ordensgeistlichen findet man selten einmal irgend einen Benedictiner, der nur einen leichten Anstrich von antiquarischen oder historischen Kenntnissen hätte. Unter den Franziskanern kann ich niemanden nennen, als den Pater Onorati, welcher Mathematik versteht; die andern alle sind der Inbegriff der stumpfsten Dummheit.

Die Beichtväter des Hofes sind um nichts klüger als die andern. Der Prälat San Severino, Beichtvater des Königs, fragte mich einmal, ob ich Gelegenheit gehabt hätte, den Pater General der Sorbonne zu sehen, der ein sehr gelehrter Mann seyn mußte. So hielt er eine theologische Fakultät für einen Mönchsorden! — Ein anderer Prälat wollte von mir wissen, welche Orden, nächst den Augustinern, unter den Lutheranern wohl noch im größten Ansehen ständen; denn diesen hätten sie doch sicherlich beibehalten, weil Luther dazu gehört hätte. Der Abt Glazler, Beichtvater der Königin, und Bischof in partibus, wünschte auch zu erfahren, ob die Lutherischen Prediger in Genf ähnliche Chorhemden trügen, wie die Priester in Neapel? Ich antwortete ihm: die dortigen Geistlichen wären Reformirt, und gingen nicht in Chorhemden, sondern in einer Kleidung, wie die Richter der Vicaria. Er lachte mich aus: „machen Sie denn zwischen den Lutheranern und Calvinisten einen Unterschied? fragte er; sind sie denn nicht alle beide verdammt?“ Diese Hofprälaten ermangeln nicht, je den klugen Geistlichen oder Mönch, der die Gunst des Königs und der Königin erlangen könnte, sogleich

zu verdrängen. Dem Kanonikus Rossi, Lehrer der Infantinnen, einem verdienstvollen, sehr unterrichteten Manne, ist es allein gelungen, seinen Posten zu behaupten; aber auch ihm nur durch eine allgemeine Verschlossenheit, und die äußerste Behutsamkeit in allem, was den Staat betrifft.

Der Kardinal Joseph Capezio Zurlo, Erzbischof von Neapel, war ehemals Theatiner, und ist dem päpstlichen Stuhl unbedingt ergeben. Er hat bei den letzten Streitigkeiten mit dem Papste alle seine Kräfte angewendet, damit der König sich dem Willen des Römischen Hofes unterwerfen möchte. Seine Intoleranz geht gerade so weit, wie seine Unwissenheit. Es fehlte sehr wenig, so wäre es ihm gelungen, die beiden Brüder Cestart unglücklich zu machen.

Der Hof von Neapel wählt den größten Theil seiner Bischöfe aus dem Orden der Theatiner. Diese Mönche sind zwar eben so dumm und sittenlos wie die andern; aber sie sind vorsichtiger in ihrem Betragen, und geben kein so öffentliches Skandal. Man muß seine Adelsprobe ablegen, um in diesen Orden aufgenommen zu werden; deshalb sucht sich der Hof unter ihm Subjekte zu den erledigten Bischofsstellen aus.

Die Stadt Neapel.

Es befremdete mich, daß ich in Neapel, gegen die Volksmenge gerechnet, so wenige Pfarren fand. In den meisten katholischen Städten sieht man gerade das Gegentheil, da es in ihnen gewöhnlich zwölf bis fünfzehn Pfarren, auf eine Volksmenge von sieben bis achtrausend Menschen giebt. Man schätzt die Zahl der Einwohner von Neapel auf 400,000 Seelen; und diese haben nur sieben und dreißig Pfarren. Die

ärmste derselben hat zwölfstausend Pfarrkinder; zu et-
nigen gehören aber wohl dreißigtausend.

Wenn sich die Neapolitaner rühmen, daß ihre
Stadt eine Million Einwohner enthalte, so sind
sie in einem groben Irrthum, und bedenken außer-
dem nicht, wie sehr eine Stadt, in welcher die
Menschen so über einander gehäuft sind, dem Wohl-
stande der übrigen Provinzen im Reiche schadet.
Neapel ist nicht größer, als Mailand: zwar län-
ger, aber weniger gerundet; und dennoch zählt man
in Mailand nur 125,000 Menschen. In diesem letz-
teren Orte findet man viele Häuser, die nur von einer
einzigcn Familie bewohnt werden; da hingegen in
Neapel viele Wirthschaften in dasselbe Haus zusam-
mengesdrängt sind. In Mailand scheinen die von dem
Mittelpunkt entfernten Stadtviertel menschenleer;
aber in Neapel sieht man allenthalben, an der Menge
Fußgänger und Fuhrwerke, die auch in den vom Mit-
telpunkt am weitesten entfernten Straßen den Weg ver-
sperren, wie beträchtlich die Zahl der Einwohner seyn
muß.

Man wohnt in den meisten Neapolitanischen
Wirthshäusern sehr schlecht. Die Preise sind unge-
heuer; man findet keine Reinlichkeit, und die Aufwär-
ter sind grob und ungeschliffen. Der Fisch ist reichlich
besetzt, aber ohne die geringste Auswahl. Butter ist
in Neapel sehr selten, und man bedient sich des Schweis-
nesettes, welches oft Magenschmerzen verursacht. Ein
Fremder thut also besser, wenn er sich das Essen für
den doppelten Preis auf sein Zimmer bringen läßt, um
Speisen zu erhalten, die der Gesundheit gemäßer zu-
bereitet sind. Die Häuser der Privatpersonen taugen
um nichts mehr, als die Wirthshäuser, unter denen
ich doch den schönen Gasthof der Chiaia ausnehmen
muß. In Rom findet man in den Häusern der Rei-

chen Gemälde und Statuen; aber in Neapel siehe man nichts, als altes, höchst unreinliches Hausgeräth. Wenige Große haben eine reinliche, kein einziger eine zierliche Wohnung. Die Bedienten sind in Neapel schmutzig bis zum höchsten Ekel, und unerhört ungezogen. Diese Menschenklasse ist hier schlimmer, als an irgend einem andern Orte.

Man findet in Neapel wenige schöne Plätze und Straßen; aber sie sind mit ziemlich großen Lavasteinen sehr gut gepflastert. Wenn die Polizei auf die Unterhaltung dieses Pflasters mehr Aufmerksamkeit wendete, so würde es noch viel besser seyn. Oft findet man Steine, die aus ihren Vertiefungen gerissen sind, wodurch Löcher entstehen, und die Fußgänger im Kothe stecken bleiben, der in Neapel eben so zäh ist, wie in Paris.

Neapel hat eine längliche Form. Der Plan dieser Stadt ist ungleich: einige Viertel liegen so hoch, daß man hinauf klimmen muß; aber durch die entzückende Aussicht, die sich alsdann dem Auge darbietet, wird man hinlänglich entschädigt. Der Blick durchwandert die ganze Stadt, die umliegende Gegend, das Seeufer, den Vesuv, Positano, das Meer, und die Inseln in der Nähe des Hafens. Schon der Hafen und das Quartier Chiaia allein, gewähren einen herrlichen Anblick. Eine der angenehmsten Straßen ist die von dem Schlosse San Elmo oder der Kartause. Ein Toskaner, der bei mir war, sagte: „wenn der Satay den Herrn Christus, anstatt ihn auf den Berg in Judäa zu stellen; hierher geführt hätte, so weiß ich nicht, ob es ihm nicht gelungen wäre, den Gottmenschen zu verführen.“ Die Neapolitaner pflegen auch zu sagen: „wenn man Neapel gesehen habe, könne man getrost sterben; denn etwas Schöneres dürfe man doch nicht mehr zu sehen hoffen.“ Sie machen

hierüber auch einen für ein so frommes Volk ziemlich ruchlosen Scherz: „Wenn Gott von allen Sorgen für diese Welt unter dem Monde recht ermüdet, und der paradiesischen Freuden überdrüssig sey, so öffne er ein Himmelsfenster, und sehe nach Neapel hin; das sey für ihn die angenehmste Erholung.“

Der päpstliche Gesandte.

Der Prälat Caleppi, ein eben so unmoralischer als unduldsamer Mann, der alle seine Laster unter der Larve der Scheinheiligkeit verbarg, war verschiedene Jahre päpstlicher Minister an dem Neapolitanischen Hofe. Seine Geldsucht lehrte ihn Mittel erfinden, sich durch falsche und nachgemachte Dokumente ansehnliche Summen zu verschaffen. Den Erzbischof von Tarrent und den Bischof von Nola gab er einst bei dem Könige an, weil sie in dem Rufe standen, daß sie gelehrte Männer wären; in seinen Augen hatten sie aber noch außerdem den unverzeihlichen Fehler, daß sie sich den Ansprüchen des Römischen Hofes widersetzten, und daß sie behaupteten: der König dürfe von seinen Rechten, Bischöfe zu ernennen, nichts nachgeben.

Caleppi wendete alles an, um den König und die Königin zur Einführung der Inquisition in ihren Staaten zu vermögen. Obschon das Neapolitanische Volk fromm und abergläubisch ist, so verabscheuet es doch dieses Tribunal, und hat sich ehedem bei einigen Versuchen, die man zu dessen Errichtung machte, zweimal empört. Es ist sogar in Neapel eine patriotische Obrigkeit niedergesetzt, welche darüber wacht, daß unter keinem Vorwande die Neapolitaner der Gewalt eines Inquisitors unterworfen werden. Alle Intriguen

Caleppi's haben ihm auch zu seinem vorgehabten Zwecke nicht verhelfen können.

Dieser Prälat erpreßte einmal von dem König ein sehr strenges Verbot gegen den Verkauf eines Buches, das keine dogmatischen Kezereien enthielt, aber den weltlichen Ansprüchen des Römischen Hofes entgegen war. Die Buchhändler fuhren indeß doch fort, es zu verkaufen. Der König, der im Vorbeigehen diese Schrift in einem Laden ausgestellt gesehen hatte, rief den Prälaten zu sich, machte ihm Vorwürfe, daß er ihn zu einer falschen Maßregel verleitet habe, und setzte hinzu: man müsse nie dem Glauben des Volkes Zwang anthun, wenn es auf Dinge ankomme, die es nicht geneigt sey, unter seine Glaubensartikel aufzunehmen. Ferdinand eilte auch, seinen Befehl so gleich zurückzunehmen.

Dies Beispiel beweiset, wie so viele andere, was wir schon von dem natürlich richtigen Verstande dieses Fürsten, trotz seiner schlechten Erziehung, gesagt haben. Man sieht hier, daß er, seiner Unwissenheit ungeachtet, dennoch kein Sklav der Vorurtheile ist. Wenn gleich folgende Anekdote unter die von sehr plumper Art gehört, so trägt sie doch dazu bei, ihn noch besser kennen zu lernen. Der Prälat war einst mit seinen Bitten, dem heiligen Stuhle die Ernennung der Bischöfe zu überlassen, so überläßig, daß der König sich vor Ungeduld nicht mehr halten konnte, einen Wind fahren ließ, und in der Lazzaroni-Sprache, deren er sich immer bedient, dazu sagte: „das kannst du Pius dem Sechsten zur Antwort geben; der Papst und du, und deines Gleichen verdienen keine andre.“

Der Minister Acton.

Er hat weder von der Staats-Oekonomie, noch von den auswärtigen Angelegenheiten, oder der Justiz-Verwaltung den geringsten Begriff. Vom Seewesen besitzt er einige Kenntnisse; indeß sind die Einrichtungen, die er in Neapel gemacht hat, sehr falsch, und dem Lande nicht im geringsten angemessen.

Man wird weiterhin in diesem Werke die zahllosen Albernheiten sehen, die er in seinem Ministerium begangen hat. Es ist gewiß schon nicht der geringste seiner Fehler, daß er mit den barbarischen Mächten einen für die Nation so erniedrigenden Vertrag schloß.

Mit wohlbewaffneten Galeeren, Brigantinen, Schebeken und andren Fahrzeugen, welche wenige Tiese brauchen, hätte man den Korsaren durch die Drohung, in ihr Land einzufallen, Furcht-einjagert sollen. Der Traktat, den er mit jenen Seeräubern geschlossen hat, ist zu beschimpfend, um lange zu dauern. Da diese Meerdiebe sehen, daß die Neapolitanische Regierung sie fürchtet, so werden sie ohne Zweifel jede Bedingung des Vertrags übertreten, sobald sie ihren Vortheil dabei finden. Man muß übrigens noch bemerken, daß dieser Traktat nur mit dem Bey von Tunis und dem Kaiser von Marokko geschlossen ist; weder die Algierer noch die Seeräuber von Tripoli sind mit darin begriffen, und diese fahren auch fort, die Ufer beider Sicilien zu verwüsten, und viele Sklaven von da wegzuführen.

Der General Acton herrscht mit despotischer Gewalt über Neapel; er ist der Liebhaber der Königin, und beide legen sich, in den Bezeigungen ihrer Zuneigung, vor dem Publikum nicht viel Zwang auf. Der König wird oft über den Minister aufgebracht, und

und möchte dieses Einverständnis stören; aber, um seine Absicht auszuführen, ist er weder fest noch beständig genug in seinen Entschlüssen. Zuweilen scheint er unzufrieden; doch bei einer andern Gelegenheit zeigt er gegen die Untreue seiner Frau die größte Gleichgültigkeit. Als der König von Schweden ihn einmal fragte: ob der General Acton verheirathet wäre; antwortete er mit lautem Gelächter: „nein; aber er liebt die Weiber seiner Freunde.“ Zuweilen sagt er: das Diadem der Könige diene nur dazu, die Hörner, welche ihre Stirn bedecken, desto sichtbarer zu machen; aber es sey besser, die Ausschweifungen der Königinnen zu dulden, als durch einen gewaltsamen Ausbruch der Würde des Throns etwas zu vergeben *).

Dadurch, daß Acton sich die Gunst der Damen vom Hof, die das Vertrauen der Königin haben, versichert; ferner dadurch, daß er ihren nächtlichen Schwelgereien mit dieser Fürstin beivohnt und sie begünstigt — erhält er sich in Gnade. Er ist in den Schlafgemächern der Damen weit mehr bewandert, als in der Regierungskunst. Man wird leicht errathen, was in diesen Zusammenkünften vorgeht.

Acton machte sein Glück bei dem Vorfalle von Algier, wo Karl der Dritte einen schlecht berechneten Plan entwarf, und die Ausführung desselben einem ungeschickten General anvertraute.

Es ist bekannt, daß der Dey von Algier, ein Mann, der Tapferkeit mit Vorsicht vereinigte, die

*) Anaenommen, aber nicht zugegeben, daß die hier erzählte Anekdote gegründet wäre; so hätte billig nicht von Königinnen im Allgemeinen die Rede seyn sollen: denn Europa hat mehrere, die wahre Muster ehelicher Treue, so wie der zärtlichsten Mutterliebe sind, z. B. die Königin von Preußen.

Spanier schlug. Die Flotte der letzteren bestand aus großen Linien Schiffen, und konnte dem Ufer nicht nahe genug kommen, um den Rückzug der geschlagenen Spanischen Truppen zu begünstigen. Der Großherzog von Toskana hatte dem Könige von Spanien zu dieser Expedition seine ganze Marine geliehen. Die Toskanischen Fahrzeuge waren leicht, und konnten das Land sehr nahe bestreichen, so daß Acton, der sie kommandirte, durch das Feuer seiner Artillerie die Spanier deckte, und drei oder viertausend Mann rettete, welche ohne diese Hülfe in Stücke gehauen worden wären. Man sieht wohl, daß Acton sein Glück nur der Gestalt der Fahrzeuge dankte, die er kommandirte, und bei dieser Gelegenheit keine Gefahr lief; er hatte nehmlich mit keinem einzigen Algierischen Kriegeschiffe zu thun, da die Flotte dieser Räuber durch die große Ueberlegenheit der Spanischen Seemacht in dem Hafen zurückgehalten wurde. In des erntete er die größte Ehre von diesem Vorfall ein. Der König von Neapel bot ihm das Kommando eines Schiffes an, und zwar mit Vortheilen, die er in Toskana nicht hoffen durfte. Acton kam nun nach Neapel. Er war noch jung, und hatte eine vortheilhafte Gestalt, ein kriegerisches Ansehen und breite Schultern. Nun ward er der Königin Günstling, und bald zum Rang eines ersten Ministers erhoben. Er wäre ein guter Schiffskapitän, und hätte sogar zum Befehlshaber eines einzelnen Geschwaders getaugt; aber zum Minister ist er keineswegs gemacht, da ihm die nöthigen Kenntnisse fehlen, um dem Departement des Seewesens vorzustehen.

Bewegungsgründe zu der Vorliebe des Königs von Neapel für die Königin.

Als Ferdinand sich mit Maria Karoline, Erzherzogin von Oestreich, verheirathete, konnte er, wie ich schon gesagt habe, nicht einmal das A. B. C. *) Seine Frau lehrte es ihn zuerst; und diese Wohlthat, der er es verdankt, lesen und schreiben zu können, ist ihm unvergesslich. Man wird sich noch der Ohrfeige erinnern, die er ihr eines Tages gab. Es würde nicht dabei geblieben seyn: er hätte sie, wie der geringste Bürger, herzlich abgeprügelt; aber die Dankbarkeit hielt ihn zurück. „Wenn du nicht meine Lehrmeisterin gewesen wärst,“ sagte er, „so prügelte ich dich todt, um nur so eine Furie, wie du bist, los zu werden.“ Ferdinand kennt alle ihre Laster und Ausschweifungen; aber er hält sie für sehr gelehrt, und glaubt, daß, wenn sie sich selbst überlassen ist, niemand so gut wie sie ihm rathen kann. Daraus läßt sich seine Nachgiebigkeit und selbst seine Ehrerbietung für sie erklären. Wirklich ist sie auch weit besser erzogen worden, als die meisten andern Prinzessinnen. Sie hat alle Zweige der menschlichen Wissenschaften oberflächlich berührt, aber nicht eine einzige sich gründlich zu eigen gemacht. Man weiß, daß es Leuten von solchem Range sehr leicht wird, gelehrt zu scheinen, da man es nicht wagen darf, ihnen Einwürfe zu machen, und da man auf einige auswendig gelernte Sätze hin, die sie vorbringen, sie für fähig hält, über den Gegenstand, worauf es ankommt, weitläufiger zu sprechen.

§ 2

*) Man vergleiche *Oeuvres posthumes de Frédéric II.* Berlin 1788. Tom. VIII. p. 128.

C'est un Roi, le voilà; dans la cour atrupé
Avec la femme encor il joue à la poupée.

Aber in der Mitte eines sehr unwissenden Hofes, und in den Augen eines Mannes, der gar keiner Erziehung genossen hat, muß eine Frau, die einen ganzen Vorrath oberflächlicher sehr verschiedener Kenntnisse besitzt, Deutsch, Französisch und Italiänisch spricht, und zwei andere Sprachen noch daneben radebrecht, für ein wahres Wunder gelten. Sie stößt dem armen Ferdinand durch hohe Worte, von denen er nichts versteht, Ehrfurcht ein. „Meine Frau weiß doch alles!“ ruft er, voll Erstaunen über eine solche Gelehrsamkeit, öfters aus; bei andern Gelegenheiten sagt er mit der größten Unbefangenheit: „meine Frau ist in keiner Wissenschaft fremd; und doch macht sie viel mehr dumme Streiche, als ich, ob ich schon nur ein Esel bin.“ Uebrigens versteht niemand so gut, wie Karoline die Kunst zu intriguiren, zu kabaliren, zu heßen; und das alles kann dem Könige auch noch für einen Beweis von Verstand gelten.

Ökonomische Gesetze des Marchese Tanucci.

Es ist unbegreiflich, wie sich dieser Minister in der inneren Verwaltung beider Sicilien so einen großen Ruf von Weisheit hat erwerben können! Ich habe das unter seiner Verwaltung bekannt gemachte, und von ihm selbst zusammengetragene Verzeichniß der sämtlichen Abgaben, welche von allen Waaren des Königreiches bei ihrer Ausfuhr entrichtet, und von den fremden Waaren erhoben werden sollen, vor Augen. Ein Zollsystem, das so verderblich wäre, wie dieses, kenne ich gar nicht. Kein Reglement kann den Schleichhandel so begünstigen, und dem Ackerbau, dem Handel, jeder Betriebsamkeit einen so tödlichen Stoß versetzen; so ungeheuer sind die Abgaben, die es vorschreibt.

Beide Sicilien waren auch unter Tanucci's Administration mit Schleichhändlern angefüllt, unter denen immer eine Menge Räuber und Diebe sind. Diese Leute begingen abscheuliche Gräuelt. Die Regierung stellte sich bei allen Klagen, die man ihr über diese Sache vorbrag, lange taub: aber endlich mußte sie die Abgaben von der Ein- und Ausfuhr dens noch heruntersetzen. Es war schon schlimm genug, in einem Lande, das die Natur, so wie den Neapolitanischen Staat, zum Ackerbaue bestimmt hat, und das mehr, als ein anderes, der unmittelbaren und der Grundsteuer fähig ist, die Zölle einzuführen, selbst wenn sie nicht so übermäßig hoch gewesen wären. Daraus sieht man doch augenscheinlich, daß der Marchese Tanucci von diesem Zweige der Staatskunst nichts verstand.

Dieser Minister that nichts gegen die Tyrannei des Adels, nichts für die Verbesserung der Gesetze und des gerichtlichen Verfahrens, nichts gegen eine Menge von Mißbräuchen, unter denen das Volk seufzte. Indes hatte Tanucci Talente, und Kenntnisse von mancherlei Gegenständen. Er besaß viel Verstand, sprach gut, und war von den gegenseitigen Verhältnissen der Fürsten unter einander, und von den politischen Verträgen sehr unterrichtet. In dem Fache der auswärtigen Angelegenheiten hätte er gute Dienste geleistet; aber für die inneren taugte er nichts. Karl der Dritte hielt ihn für einen Polyhistor, und vertraute ihm unglücklicher Weise eine Verwaltung, der er vorzustehen nicht fähig war.

Maibetät des Königs gegen Tanucci.

Tanucci fiel durch die Mänke der Königin in Ungnade, und zwar zu einer Zeit, wo er in den Geschäften grau geworden war, die Fehler seiner Staatsverwaltung einsah, und mit Verbesserung derselben umging. Er zog sich mit einer guten Pension vom Hofe zurück, und gehörte unter die Zahl der Minister, deren Entfernung man bedauert: nicht weil sie etwas Gutes thaten, sondern weil ihre Nachfolger weit mehr Böses thun, als sie. Seinen Posten verlor er wegen seiner Anhänglichkeit für den König von Spanien, Ferdinands Vater. Die Oestreichische Kabale, die von der Königin unterstützt ward, wollte sich auf den Trümmern der Spanischen erheben. Tanucci war der festeste Pfeiler der letzteren; er mußte also fallen, und die Königin erreichte ihre Absicht.

Kurz nach seiner Entfernung kam ein Geschäft vor, worüber sich die Minister, die ihm nachgefolgt waren, in der größten Verlegenheit befanden. Der Französische Hof forderte von dem Neapolitanischen für seinen Gesandten das Recht, bei vorfallenden Streitigkeiten unter den Franzosen, allein über sie zu entscheiden. Der Rath hatte sich schon siebenmal versammelt, ohne etwas zu beschließen; und die Königin selbst wußte nicht, was man thun sollte. Der König wollte Tanucci's Meinung hören; und dieser Exminister erschien im Rathe. Sambuca war sein Nachfolger geworden, und San Nicandro lebte, glaube ich, noch. Nachdem man ihm die Sache auseinander gesetzt hatte, sagte Tanucci: „er dünkte, sie wäre sehr leicht zu beendigen; so bald der König von Frankreich dem Neapolitanischen Gesandten, über die Unterthanen beider Sicilien in Paris dieselbe Gerichtsbarkeit zugestehen wollte, mußte man der Forderung willfah-

ten.“ Ferdinand rief sogleich mit der größten Naivetät: „hab' ich's nicht immer gesagt, daß San Nicandro, Sambuca, die andern Minister und ich bloße Esel sind, und daß Tanucci klüger ist, als wir alle?“

Die Dampfbäder.

Ich habe in Neapel alles gesehen, was für die Naturgeschichte, die Physik und die schönen Künste merkwürdig ist; allein, meinem Versprechen gemäß, erwähne ich dessen nur, in so fern es mit den Sitten und der Staatsverwaltung in Verbindung steht.

In Puzzolo, wovon man verschiedene Beschreibungen hat, bin ich zweimal gewesen. Man pflegt von Neapel über Paasilippo dahin zu gehen, und der Weg längs der Seeküste hin ist sehr angenehm. Der Name Paasilippo heißt im Griechischen: Beendigung des Schmerzes. Man kommt durch einen schönen, eine halbe Meile langen Weg, der in Felsen gehauen ist. Vielleicht fing man damit an, Steine und Sand aus diesem Berge zu holen, und vervollkommnete nachher diese Oeffnung, um den Weg von Puzzolo nach Neapel zu verkürzen *). Die Steine, welche man dort findet, sind verhärtete Puzzolana, und man bedient sich ihrer in Neapel zum Bauen. Die Katakomben in der Nachbarschaft dieser Hauptstadt bestehen aus eben diesem Steine; aber in dem bedeckten Wege findet man einen blauen Stein, eine Art von Lava, die man

*) Man vergleiche Meyers Darstellungen aus Italien. Berlin, 1792., ein sehr schätzbares Buch, das überhaupt das Wissenswürdigste von dem, was unser Verfasser übergangen hat, in gedrängter Kürze enthält.

zum Straßenpflaster der Stadt braucht. Wenn man von Neapel nach Puzzo lo geht, steht man die Insel Misi da: einen ausgebrannten Vulkan, auf welchem das Lazareth erbauet ist.

Ich habe den See Agnano besucht, von welchem man tausend abgeschmackte Fabeln erzählt. Im Sommer ist die Luft nahe bei diesem See, wegen des vielen Hanfes, den man darin einweicht, äußerst nachtheilig für die, welche sie einathmen. Mit dem See Lucrino, und dem See Averno ist es derselbe Fall, weshalb sich die benachbarten Einwohner gegen das Ende des May's in eine gesündere Gegend begeben. An dem Ufer des Sees Agnano sieht man die Dampfbäder von San Germano, die gegen rheumatische Uebel, Lendengicht, Zusammenziehung der Nerven u. s. w. bewundernswürdige Wirkung thun. Diese Bäder sind besonders außerordentlich schweißtreibend. Die Oberfläche des Körpers wird durch sie in wenigen Minuten so feucht, als wenn man sich in ein Bad von warmen Wasser getaucht hätte.

An diesen wohlthätigen Bädern bemerkt man die Nachlässigkeit der Regierung. Viele Menschen, denen sie nöthig sind, müssen sie entbehren, da man sich die nothwendigsten Bequemlichkeiten darin nicht ohne große Kosten verschaffen kann. Warum hat man an diesem Orte keine guten Wirthshäuser gebaut, worin die Kranken wohnen, und nach ihren Bedürfnissen Arzeneien und Aerzte finden könnten?

Alle diese Orte sind voll natürlicher Seltenheiten. Von der berühmten Hundshöhle hat wohl jedermann gehört. Die Wände dieser Höhle sind feucht; es dringt ein Dampf heraus, der aus wirklicher fixer Luft besteht, ohne Inkrustation, ohne einen Niederschlag von Salztheilen, und ohne andern Geruch als den von einem verschlossenen unterirdischen Gewölbe. Die

Versuche mit Hunden und andern Thieren, welche todt zu seyn scheinen, so bald man sie eine Weile mit dem Kopf in diesen Dampf getaucht hat, sind bekannt. Das Thier würde auch wirklich bald sterben, wenn man es nicht schnell heraus nähme. Eine Fackel, welche in diesen Dunst gehalten wird, erlischt sogleich: eine Wirkung, welche die fixe Luft auf brennende Körper immer hervorbringt. Wenn man ein Thier in diesem Dunst hat umkommen lassen, findet man seine Lunge ganz mit Blut angefüllt. Man könnte in allen diesen Gegenden Manufakturen anlegen, und aus dem Wege von Neapel bis Puzzo (einer Stadt von zwölftausend Einwohnern) einen Spaziergang machen. An dem letzteren Orte findet man viele Aiterthümer: besonders die Ueberbleibsel von Cumanum *), dem Landhause des Cicero. Man könnte den Weg in gewissen Zwischenräumen mit Grabmälern und antiken Urnen verzieren; dann würde dieser Spaziergang, der sehr wenige Kosten erforderte, der schönste in der Welt werden.

Wichtige Entdeckung.

Der Abt Fortis, dieser berühmte Naturforscher, machte in der Nähe von Molfetta eine interessante Entdeckung. Verschiedene Kasten mit Kalksteinen und Quarz fanden sich bei ihrer Ankunft in Neapel voll Salpeter, so wohl in der Gestalt von Wolle, als in kleinen Kristallen. In dem Bergwerke zeigt sich der Salpeter nicht allein auf der Oberfläche der Steine, sondern er bildet auch verschiedene Lagen in ihren inneren Theilen. Diese Entdeckung verursachte dem Nas

*) Dieses Wort bedeutet Akademie; und hier schrieb der berühmte Redner sein bestes Werk, die *quaestiones academicae*. H. d. O.

turforscher manche Händel. Die Pächter des künstlichen Salpeters ließen ihm unter der Bedingung, daß er seine Entdeckung nie bekannt machen sollte, ein ansehnliches jährliches Gehalt anbieten. Fortis antwortete: er wundere sich, wie man diese Anerbietung einem Manne thun könne, dem die Ehre einer Entdeckung über alle Schätze des Glückes gehe.

In jedem andern Lande hätte die Regierung ge-eilt, aus dieser Entdeckung Vortheil zu ziehen. Die Pächter des Königreiches haben den Auftrag, Neapel mit künstlichem Salpeter zu versehen; dies giebt ihnen einen Vorwand, arme Familien auf dem Lande häufig zu beunruhigen und zu drücken. Die Entdeckung einer natürlichen Salpetergrube, würde den Staat von der Nothwendigkeit, das Volk dem eigenmächtigen Druck dieser Leute zu überlassen, befreiet haben.

Der Abt Fortis vertrieb sich in Lecca, einer Apulischen Stadt, die Zeit mit dem Lesen alter Chroniken, und stieß dabei auf eine Stelle, worin gesagt ward, daß nahe bei Molfetta ein Berg wäre, dessen Steine zum Bau der benachbarten Häuser gebraucht würden. Der Chronikenschreiber setzte noch hinzu: diese Steine sähen zwar schön aus, hätten aber den großen Fehler, daß sie sich, ungefähr wie ein Stück Salz, im Wasser auflöseten. Fortis that weitere Nachfrage, und erfuhr, daß die Häuser, welche aus diesem Steine gebauet würden, nicht lange, kaum bis zum Tode des Erbauers, hielten. Nach einigen Versuchen, welche an dem Orte, wo man solche Steine bricht, damit vorgenommen wurden, überzeugte dieser Naturforscher sich endlich, daß sie mit der Zeit wirklich einen sehr schönen Salpeter hervorbrächten.

Als er seiner Entdeckung hinlänglich versichert war, ging er nach Neapel zurück, und überreichte dem Minister einen Aufsatz über diesen Gegenstand. Die Päch-

ter des künstlichen Salpeters setzten alles in Bewegung, um den drohenden Schlag abzuwenden. Man schickte Naturkundige und Chemiker aus, um die Sache zu untersuchen. Einige bestätigten die Nachricht des Abtes; andere, die von den Pächtern bestochen waren, begingen die Niederträchtigkeit, ihren Augen und ihren Kenntnissen zum Trost, zu bezeugen, daß diese Entdeckung eine bloße Fabel, und Fortis ein Schwärmer oder ein Betrüger wäre. So werden die Könige *) hintergangen! so verhindert niedriger Eigennuß, daß die Arbeiten und Nachforschungen von Gelehrten, die sich mit dem Besten ihres Landes beschäftigen, nicht die glücklichen Wirkungen hervorbringen, die sie sich versprechen könnten!

Ein Jagdgeschichtchen.

Der König hat an verschiedenen Orten Jagdhäuser, um seinem Vergnügen mehr Abwechslung zu geben. Er thäte besser, wenn er nur Eins hätte, und nur Eine Provinz verwüstete, anstatt die Zerstörung über mehrere zu erstrecken. Dies ist leider, wie wir schon gesagt haben, die Folge einer üblen Erziehung. Man merkt übrigens an, daß alle Prinzen aus dem Bourbonnischen Hause große Jäger, folglich ohne Kenntnisse, und unfähig zu Geschäften sind, weshalb sie sich denn von ihren Maitressen und Günstlingen beherrschen lassen.

Ferdinand hatte eine Compagnie von der Schweizergarde beordert, ihm nach seinem Jagdhause

*) Nicht alle; z. B. nicht die Preussischen, bei denen es nun schon in der Regel ist, daß sie ihre Staaten selbst durchreisen und wichtige Dinge mit eigenen Augen sehen.

Benafio zu folgen, welches von der benachbarten Stadt Benafio seinen Namen hat. Wir haben schon erwähnt, daß die Königin dieses Corps nicht liebte; sie wendete daher alles an, um die Ausführung des Befehls zu verhindern. Ferdinand war sehr verbrüßlich, als er sah, daß die Königin sich so offenbar und ohne Schonung seinem Willen widersetzte. Als sie eines Tages ihre dringenden Bitten, daß der König diesen Befehl zurücknehmen möchte, erneuerte, gerieth er in den heftigsten Zorn. Er stieß sie in der Hitze seines Unwillens so stark zurück, daß sie wie ohnmächtig auf den Sofa sank. Der König schien über diesen Zustand, den er für erkünstelt hielt, nicht gerührt, und fuhr fort, ihr über ihren Stolz, ihren Despotismus, und über alle Uebel, die sie seinen Unterthanen zuzog, weil sie alle Geschäfte verwalten wollte, die bittersten Vorwürfe zu machen. Zugleich setzte er hinzu: er wäre entschlossen, das nicht länger zu dulden. Acton und einige andere Personen waren bei diesem Ausritte zugegen, der dem Volke noch am demselben Tage bekannt wurde. Man freuete sich, weil man hoffte, der König würde nun endlich selbst die Zügel der Regierung ergreifen; denn man weiß, daß er, ungeachtet seiner Unwissenheit, vielen gesunden Verstand hat, der ihn bei den Geschäften sehr richtig leitet. Die Reise ging vor sich, und der König wurde, wie er es gewünscht hatte, von seiner Schreizergarde begleitet. Er blieb fünf Tage in Benafio, und kam finster und verschlossen zurück; allein nach und nach gerieth er wieder in sein gewöhnliches Geleise. Man durfte indeß dieser Sache nicht mehr gegen ihn erwähnen; denn er ist in solchen Anfällen von Zorn sehr furchtbar. So endigte sich die er heftige Ausritte, der die Königin und ihren Günstling in die größte Unruhe gesetzt hatte.

Einige herrschaftliche Vorrechte.

In beiden Sicilien übten die Barone von jeher Despotismus über ihre Lehnleute und die Bauern ihrer Ländereien. Sie hatten immer die hohe und niedere Justiz, nebst der Befugniß, die Richter zu wählen und abzusetzen. Es genügte ihnen noch nicht, von ihren Lehnleuten Abgaben zu fordern: sie erpreßten dergleichen auch von den Reisenden, die durch ihre Ländereien kamen. Solche Gebräuche waren ehemals in ganz Europa üblich. In den meisten Ländern finden sie nicht mehr Statt; doch in beiden Sicilien haben sie (das Recht Reisende und Fremde zu pfänden ausgenommen) noch ihre volle Kraft. Bis auf den heutigen Tag ernennen die Lehnsherren die Gouverneure der ihnen zugehörigen Städte; doch, wenn diese einmal ernannt sind, so haben jene nicht mehr das Recht sie abzusetzen. Die Regierung glaubt ihrem Ansehen genug gethan zu haben, da sie die Lehnsherren dieses Vorrechtes beraubt und ihnen die Einführung neuer Auflagen verboten hat. Die Großen übertreten indeß hier und da dieses Gesetz, und das Volk hat, aus Furcht daß die Rache ihrer Lehnsherren auf sie zurück fallen möchte, nicht den Muth darüber zu klagen.

Dies alles beweist, wie schwach die Neapolitanische Regierung noch bis jetzt ist, und daß sie nicht einsteht, wie leicht es wäre, alle diese kleinen Usurpatoren zur Vernunft zu bringen. Wenn sich das königliche Ansehen in seiner ganzen Stärke zeigte, so dürften die Barone keine Widerseßlichkeit wagen, und das Volk, welches die Herrschaft eines Einzelnen immer der Tyrannei von Mehreren vorzieht, würde bald auf die Seite des Königs treten*).

*) Diese sehr wahre Bemerkung, welche ein Republikaner hier so unbedachtsam fallen läßt, könnte wohl

Auf den Lehnsgütern in beiden Sicilien giebt es noch Herrenrechte, die für den Lehnsmann äußerst nachtheilig und drückend sind:— Dahin gehören die Zwangöfen, Zwangmühlen und Zwängkeltern. Ein Lehnsmann darf, zum Beispiel, seine Oliven nicht eher ernten, als bis das Oel, welches dem Herrn gehört, gepreßt ist; und niemand in der Gemeinde, außer dem Lehns Herrn, darf eine Oelpresse haben. Mit der Weinlese ist es derselbe Fall. In andern Lehnsgütern dürfen die Unterthanen nicht eher mähen, als bis des Herrn Getreide geschnitten ist. Dies thut ihnen aber oft den größten Schaden, da die Körner, wenn sie allzu reif werden, aus den Ähren fallen, oder das Getreide durch den häufigen Regen verfault. Die Gutsherrn haben auch das Recht, den Schenkwirthen ihren Wein und ihr Oel zu einem selbst beliebigen Preise zu verkaufen, und niemand darf innerhalb ihrer Herrschaften ein neues Wirthshaus anlegen. Kurz, die Lehnbesitzer haben ihren Oberherren in den Zeitpunkten, wo das Aussehen derselben schwankte, eine Menge Vorrechte entrisen, welche die Regierung jetzt zurück nehmen könnte, ohne daß jene das mindeste Recht zu klagen hätten *).

Der Neapolitanische Adel ist in zwei Klassen getheilt. Die erste, und geschätzteste, besteht in dem ursprünglichen Landesadel, den man den Adel della Sedie nennt. Zu der zweiten gehören diejenigen, die auch dem Französischen National-Convant sein endliches Schicksal bestimmen.

*) Die meisten herrschaftlichen Rechte, deren unser Verfasser hier erwähnt, fanden auch in Frankreich Statt. Man sehe darüber einen vortreflichen Aufsatz von M. Young, in dem fünften Stück der Friedens-Präliminarien, einer politischen Zeitschrift, die ohne Zweifel alle andren von ähnlichem Inhalte weit hinter sich zurück läßt.

der König noch alle Tage adelt, mit denen sich aber die ersteren gar nicht vermischen.

Diese Sedic haben verschiedene Benennungen, und zwar nach den verschiedenen Orten, wo sich die Edelleute damals, als die Lehnsherren dem königlichen Ansehen die Wage hielten, versammelten. Jetzt sind es bloße Ehrentitel ohne alle Macht; aber wenn der Aristokratismus des Adels seinen Einfluß auf die Regierung verloren hat, so entschädigt er sich desto grausamer an den unglücklichen Bauern und Lehnsleuten seiner Herrschaften.

Wenn gleich die Adeltigen deller Sedic gar keinen Einfluß in der Staatsverfassung haben, so ehrt das Volk sie doch ganz außerordentlich; und ein solcher Adeltiger, der seine Tochter einem Edelmann der zweiten Klasse zur Frau giebt, läßt sich für die Ehre dieser Verbindung theuer bezahlen. So bezieht es die Meinung, welche, wie man sehr richtig bemerkt hat, die Königin der Welt ist.

Eine Probe von Caraccioli's Benehmen gegen den Prälaten Caleppi.

Auf meiner letzten Reise nach Neapel hörte ich viel von dem frechen, unverschämten Betragen des päpstlichen Nuntius, des Prälaten Caleppi. Die Streitigkeiten zwischen dem päpstlichen Stuhl und der Krone Neapel wollten sich damals nicht beilegen lassen. Caleppi war wegen seiner Laster und seiner Heuchelei allgemein verachtet und verabscheut. Eben so hatte der Cardinal Buoncompagno, der sich einbildet, durch seine Gegenwart alles durchzusehen, mit seinem mißfälligen Ton, und der Art, wie er mit dem Könige

sprach, weil er demselben Furcht einzujagen hoffte, alles verdorben.

Im Jahr 1788 schienen die Forderungen Pius des Sechsten auf's äufferste getrieben; sie wurden aber fortwährend abgewiesen, und Calèppi war genöthigt Neapel zu verlassen. Als er sich von dem König und dem General Acton beurlaubt hatte, besuchte er den Marchese Caraccioli, der, wie man sagt, die Forderungen des Römischen Hofes begünstigt und sie bei dem König unterstützt hatte. Ich kann dies von einem Philosophen wie Caraccioli kaum glauben. Wie dem aber auch seyn mag; der Minister sagte zu dem Prälaten: wenn der heilige Vater von seinen Forderungen nichts ablassen wolle, so müsse er nicht hoffen, daß man einen neuen Abgesandten aufnehmen werde; auch wolle der König von dieser Sache, die er für zu geringfügig halte, nicht weiter sprechen hören. Calèppi hatte die Unverschämtheit, ihm zu antworten: „ich kann Ewr. Excellenz gleichfalls versichern, daß der heilige Vater sie als ziemlich unwichtig ansieht.“ Der Neapolitanische Minister sagte lachend: „Sie vergessen sich, Monsignor; Sie bedenken weder, in welchem Jahrhundert Sie leben, noch mit welchen Menschen Sie sprechen; oder ich muß glauben, daß Sie gerade einen Anfall vom hitzigen Fieber haben, das Ihnen der Verdruß zugezogen hat.“ Der Prälat fing an vor Zorn zu glühen, und stotterte etwas zwischen den Zähnen, wobei ihm das Wort *Monitorium* entwischte. Caraccioli brach in ein lautes Gelächter aus, und überhäufte den armen Calèppi mit Scherz und Spott. Dieser Prälat entfernte sich verwirrt und wüthend; und so hatte seine Zusammenkunft mit Caraccioli ihr Ende.

Der König liebt die Wissenschaften.

Nichts macht dem Könige von Neapel mehr Ehre, als daß er einen so hohen Begriff von den Künsten und Wissenschaften hat. Ungeachtet der Unwissenheit, worin er auferzogen ist, sieht er doch ein, und gesteht es laut, daß eine Nation ohne Kenntnisse ihr Daseyn dumpf dahlbrütet, und daß es ihren Beherrschern sehr schwer wird wahres Gutes zu stiften, wenn sie keinen Unterricht erhalten haben. Gelehrte nimmt er sehr gut auf, und Männern, die man ihm ihrer Kenntnisse wegen als schätzenswerth vorgestellt hat, versagt er weder Stellen, noch Begünstigungen, noch Pensionen. Er spricht mit leidenschaftlicher Vorliebe von den Wissenschaften, und bedauert seine schlechte Erziehung. Als der Kronprinz sechs Jahr alt war, wollte ihn der König selbst lesen und schreiben lehren. Er ließ sich von der Königin dabei helfen, und hat bei den jungen Prinzessinnen dasselbe Amt übernommen. Alles beweist, daß dieser Fürst, wenn er in seiner Kindheit nicht schlechten unwissenden Hofmeistern anvertrauet worden wäre, sich unter den Prinzen des Bourbonnischen Hauses ausgezeichnet haben würde. Er hört mit Vergnügen zu, wenn mit Kraft, Muth und Lust gesprochen wird. Durch den Zauber der Sprache gelang es dem Vater Fosco, Franziskaner-Ordens, den Monarchen zu seinem Vortheil einzunehmen, als er von den Mönchen seines Klosters, weil er gelehrter war als sie, verfolgt wurde, und sich dem Könige zu Füßen warf. Dieser nahm ihn unter seinen Schutz, und gab ihm nachher das erledigte Bisthum Monopoli. Er sagte bei dieser Gelegenheit zum Großalmosenier, der ihm drei Geistliche aus vornehmen Häusern zur Besetzung dieser Stelle vorschlug: „Bei Gott! ich habe euch zu Gefallen schon Esel genug zu Bischöfen gemacht; laßt

mich nun auch einmal einen nach meiner Weise machen! Ich hoffe, er soll besser werden als alle, die Ihr mir auf das Gewissen geladen habt, was euch denn Gott und der heilige Januarius verzeihen mögen.“ Als man ihm eines Tages zu seiner guten Wahl in Betreff des Paters Fosco, als eines gelehrten exemplarischen Mannes, Glück wünschte, sagte er: „Wahrlich, ich würde nie andre als solche Leute wählen; aber bis jetzt habe ich unter allen Geistlichen nur Einen so verdienstvollen Mann gefunden. Der Großalmosenier schlägt mir lauter Esel zu Bischöfen vor, weil er bloß unter seinen Stallbrüdern bekannt ist.“

Dialog.

Im Jahr 1787 fand die Königin, daß ihre gewöhnlichen Einkünfte nicht hinreichten, oder vielmehr, daß sie nicht Geld genug zu ihren Verschwendungen hätte; daher verabredete sie mit ihrem Günstling Aerton, daß eine neue Auflage eingeführt werden sollte. Man hielt hierüber einen Staatsrath, und alle Mitglieder erklärten, daß die Auflage unumgänglich nothwendig wäre. Nur der König setzte sich lebhaft dagegen. Seit dieser Zeit war Ferdinand nachdenkend, still, und in tiefe Traurigkeit versunken, ob er gleich sonst von Natur sehr heiter ist, und eine feste Gesundheit überdies dazu beiträgt, ihn in beständigem Frohsinn zu erhalten. Die Königin gerieth über seinen Zustand in Unruhe, und wollte die Ursache davon ergründen. Sie ließ sich daher in ein Gespräch mit ihm ein, das nachher öffentlich bekannt geworden ist.

Die Königin. Was fehlt Ihnen? Wo ist Ihre gute Laune geblieben? Wenn Sie sonst Ursachen zu Klä-

gen oder Traurigkeit haben, so entdecken Sie es mir; und es währt nicht lange. Ich fürchte, Ihre Gesundheit hat gelitten.

Der König. Seyn Sie unbesorgt. Meine Gesundheit ist so gut, wie gewöhnlich.

Die Königin. Man ist doch aber nicht melancholisch, wenn man sich wohl befindet!

Der König. Sie glauben also, Traurigkeit könne nur von schlechtem Gesundheitszustande herrühren? Wenn das wäre, so würde man keinen Kranken vergnügt sehen, und gesunde Personen niemals traurig seyn. Eine fühlende Seele leidet von Kummer mehr, als von körperlichen Krankheiten, und ich habe wohl Ursache, traurig zu seyn.

Die Königin. Nun, so vertrauen Sie mir Ihre Leiden an; ich will sie mit Ihnen theilen.

Der König. Muß es mich denn nicht grausam quälen, daß mein Staatsrath entschieden hat, es sey nothwendig, neue Auflagen für das Volk zu machen? Es ist ja so arm, und hat ohnedies schon Noth genug, nur die jezigen Abgaben zu entrichten!

Die Königin. Vorurtheil! Arm wäre Ihr Volk? Dann würde es nicht immer so vergnügt seyn.

Der König. Das ist nun einmal sein Charakter. Es lacht mitten in der Dürftigkeit. Das gute Volk! Gerade deshalb verdiente es, mehr geschont zu werden.

Die Königin. Aber, was ist zu thun? Die jezigen Einkünfte reichen ja doch nicht hin zu den Staatsbedürfnissen.

Der König. Man muß alles Mögliche anwenden, ehe man es zu dem grausamen Schritte kommen läßt, einem solchen Volke eine neue Last aufzubürden. Es liebt mich, ob ich schon nicht alles zu seinem Besten thue, was ich thun müßte. Und man soll mir seine Liebe nicht rauben! Wir dürfen nur unsre persönlichen Ausgaben so viel als möglich einschränken; dann können wir etwas zu den Regierungs-kosten beitragen, ohne das Volk zu drücken.

Die Königin. In andern Ländern bezahlt das Volk viel beträchtlichere Auflagen.

Der König. Andre Völker haben auch mehr Erwerbsmittel durch Handel, Manufakturen und Ackerbau.

Die Königin. Sie irren Sich. Kein Land in der Welt bringt so viel hervor, wie dieses hier; und doch bezahlt es der Krone am allerwenigsten.

Der König. In gewissem Verstande ist das wahr. Die Hälfte der Abgaben, die in den Königlichen Schatz kommen sollten, fallen einer Menge Leute, die gar kein Recht dazu haben, in die Hände. Die werden denn allerdings reich; aber das Volk ist arm, und hier in Neapel noch nicht einmal so sehr, wie in den Provinzen. Ueberdies wäre es ja noch schrecklicher, eine neue Auflage gerade in einem Jahre auszusprechen, wo in den meisten Gegenden unsers Landes Miswachs gewesen ist!

Die Königin. Einbildung! Die Ernte ist nicht schlechter gewesen, als gewöhnlich.

Der König. Ich sage Ihnen: ja! allenthalben; und besonders in Apulien. Der Herzog von Cassano hatte den Auftrag von mir, diese Provinz, die fruchtbarste im Königreiche, zu durchreisen. Ich habe nun genaue Nachrichten von ihm bekommen. Ja, es ist Miswachs gewesen. Und also rede mir Keiner von einer neuen Auflage; ich setze mich förmlich dagegen.

So endigte sich dieser Dialog, der mir das gute Herz des Königs, aber auch das böse seiner Frau, der Oestreicherin, hinlänglich zu charakterisiren scheint. Die Auflage ward nicht gemacht; aber die Königin ließ den Herzog von Cassano zu sich kommen, und fiel mit aller Hestigkeit einer Bacchantin über ihn her. Sie behandelte ihn wie einen Hund, weil er dem Könige die Wahrheit nicht verschwiegen hatte. Cassano fand seitdem nicht mehr eben den Zutritt bei Hofe, und Ferdinand war so unverzeihlich schwach, ihn der Feindschaft seiner Gemahlinn aufzuopfern. Eben diese unselige Schwäche hält mehrere Personen ab, aufrichtig mit dem Könige zu reden. Sie fürchten nehmlich die Nachsicht der Königin, deren böser und schwarzer Charakter nun allzu bekannt ist.

Ein glücklicher Tag.

Don Melchior Delfico, der beste Bürger in diesem Reich, und ein Mann der die Staatsverwaltung beider Sicilien ganz genau kennt, erwartete mich eines Tages in seinem Hause, und zeigte mir zuvörderst sein schönes Münzkabinet, dann aber auch sehr schöne Special-Karten von allen Provinzen des Königreiches. Er las mir viele sehr schätzbare Sachen über Bevölkerung, Gesetze, Mißbräuche u. s. w. vor; und dre oder vier Stunden, die ich mit diesem würdigen Manne zubrachte, unterrichteten mich mehr, als ein Aufenthalt von drei Monaten. Wir besahen nachher die große öffentliche Bibliothek, welche in dem Schulgebäude steht, das aber eben so wenig fertig, als jene vollständig ist. Man hat mir gesagt, Karl der Dritte habe eine Summe zur Vollendung dieses Gebäudes, und zum Ankauf von Büchern hinterlassen; da aber dieses Kapital nicht zu seiner Bestimmung angewendet wird, so macht der Bau keine großen Fortschritte.

Bei der großen Bibliothek sind drei Bibliothekare angestellt. Don Pascal Buffi, zweiter Bibliothekar, ist ein guter Grieche, und kennt alle Schriftsteller in dieser Sprache. Der erste Bibliothekar, Don Franz Xaver Gualtier, ist durch verschiedene Aufsätze bekannt, und hat sich viel mit alten Inschriften beschäftigt.

Wir kehrten dann zu Don Melchior Delfico zurück, der mir bald nachher einen der wenigen Männer von Verdienst und Kenntnissen unter den Neapolitanischen Priestern vorstellte: nämlich Don Vincent Santoli, Erzpriester zu Della Rocca San Felice, einer zwei Meilen von Molfetta gelegenen Pfarre. Dieser Mann schreibt nicht zierlich, besitzt aber viele antiquarische Kenntnisse. Er beschäftigt sich auch mit Phy-

flk und Chemie, und hat in seinem Kirchsprengel schöne Alterthümer, Ingleichen eine Steinkohlengrube entdeckt.

Forti s kam zu uns, und wir besuchten zusammen Herrn Nizzo Zanoni aus Padua, Geographen des Königs. Dieser arbeitete gerade an Karten von dem ganzen Königreiche. Die von Sicilien habe ich gesehen, und finde sie äußerst gut. Der König, dessen Leidenschaft für die Jagd sich immer gleich bleibt, hatte ihm den Auftrag gegeben, topographische Karten von allen zu dieser Belustigung bestimmten Gegenden zu machen. Diese Arbeit, so wie eine große Karte von beiden Calabrien, auf der selbst die Ruinen mit aller möglichen Genauigkeit angegeben sind, war beendet. Wären sie gestochen gewesen, so hätte ich sicherlich ein Exemplar davon gekauft; denn man kann gar nichts Besseres in dieser Art haben.

Au eben dem Morgen besuchte ich auch Madame Tolari, die mit vieler Geschicklichkeit in Stein schneidet, und mir vortrefflich gearbeitete Cameen zeigte.

Wir gingen nach dem Mittagessen zu dem Marchese Palmieri, dem Delfico mich vorstellte. Dieser Herr war in seiner Jugend in Kriegesdiensten, und hat ein Buch über die Taktik geschrieben, welches der Große Friedrich mit seinem Beifall beehrte. Im dreißigsten Jahre verließ er den Militair- Stand, und widmete sich der Oekonomie, worin er sich ausgebreitete Kenntnisse erworben hat. Mit diesen Vorzügen verbindet er eine unbestechliche Redlichkeit, und hat dem Staate als Finanzrath große Dienste geleistet. Er trug viel dazu bei, das schon erwähnte verderbliche Projekt zu hintertreiben. Die wichtigste seiner ökonomischen Schriften hat den Titel: Betrachtungen über öffentliches Glück, in Rücksicht auf das Königreich Neapel; ein Oktavband.

Ich machte an demselben Tage auch Bekanntschaft mit dem Abt Malarbi, welcher sehr reich an Naturhistorischen Kenntnissen, und besonders in der Mineralogie des Königreiches sehr gut bewandert ist; ferner mit Herrn Poli, einem Naturforscher, der eine sehr gute Sammlung von physikalischen Maschinen und Instrumenten besitzt. Ich hatte auch mehrere Unterredungen mit dem Antiquar Daniel, mit Don Cincio Minardini, der eine schöne Antikensammlung hat, und mit Herrn Candida, einem Naturforscher, der sehr in der Entomologie bewandert ist. Herrn Philipp Cavourlini, einen andern Gelehrten in demselben Fache, der ein sehr interessantes Werk über die Seepolypen geschrieben hat *), lernte ich an eben dem Tage kennen.

Die Feen.

Als ich eines Tages bei Don Cincio Minardini war, fiel das Gespräch auf Sicilien und die Vorurtheile der dortigen Einwohner. Ich hatte in einigen Reisebeschreibungen sümreiche Untersuchungen über die so genannten Fate morgane (Morganischen Feen) gefunden, die sich gegen Messina hin oft am Himmel zeigen **). In Messina ist das Volk überzeugt, daß es Zaubereien und Hexenwerke sind. Es glaubt, dies sey der Aufenthalt der größten Schwarzkünstler; und diese

*) In Deutschland kennt man ihn besonders durch eine sehr wichtige Schrift: Ueber die Erzeugung der Fische und Krebse, übersetzt von E. A. W. Zimmermann. Berlin, 1792.

***) Man vergl. unter andern Brydone's Reise durch Sicilien.

brächten die sonderbaren Bilder hervor, die man am Himmel wahrnahm. Man sieht wirklich Schlösser, Städte, Wälder, Flüsse und Meere mit Schiffen, bewaffnete Menschen, Thiere; mit Einem Wort: alles, was die Natur Wunderbares erzeugt. Dieses Blendwerk entsteht bekanntlich durch die Lichtstrahlen, welche von den Dünsten, mit denen der Horizont bedeckt ist, auf mannichfaltige Weise gebrochen und zurückgeworfen werden.

Der Abt Fortis machte uns von diesem Gegenstand eine äußerst launige Beschreibung, die er mit vielem Anstand und Ausdruck vortrug. Ich werde nichts weiter davon erwähnen; aber ich halte es für merkwürdig, daß es zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien einen Gelehrten gab, der dieses Phänomen mit so vieler Genauigkeit und so deutlich erklärte, wie es nur immer ein neuerer Physiker im Stande wäre. Ein Licht, das in einem Jahrhunderte der Finsterniß leuchtete, verdient unsre Aufmerksamkeit. Das Buch dieses Gelehrten befand sich in Minardini's Bibliothek, und der Abt Fortis las uns die Stellen, welche die Organischen Feen betreffen, daraus vor. Es ist in gutem Latein geschrieben, und man könnte es für ein Werk aus dem Zeitalter des Augustus halten. Der Verfasser beklagt in sehr beredten Ausdrücken die Unwissenheit des Volkes, durch welche es tausendfachem Aberglauben, und oft auch Irthümern die seinem Glücke im Wege stehen, unterworfen ist. Er wünscht, daß endlich das Licht der Wissenschaften die Finsterniß zerstreuen möge, welche die Menschen in einer so schädlichen Blindheit erhalte. Dieser Philosoph, welcher Ferrario hieß, war erster Leibarzt Ferdinands des Ersten, und starb im Jahre 1517. Sein Buch ist selten, ob man es gleich unter andern 1727 in Lucca wieder aufgelegt hat; und ich konnte mir zu meinem

großem Verdruß kein Exemplar davon verschaffen. Der Verfasser, welcher ein Freund des Dichters Sannazar war, verdient gewiß gekannt zu werden. Aus ihm schöpfte der Abt Fortis die erste Vermuthung von dem Daseyn einer Salpetergrube bei Molfetta *). Der Abt Tanzi besitzt vortreffliche Manuskripte von Ferrario, mit denen er das Publikum bereichern sollte.

Calabrien.

Während meines letzten Aufenthaltes in Neapel zog ich über die Unglücksfälle dieses armen Landes, und über die wenige Unterstützung, die es von der Regierung bekommen hat, die genauesten Erkundigungen ein. Ich erfuhr empfindende Fakta, die mich in dem Gedanken bestärkten, daß eine Nation die Privilegien der adeligen Klasse schlechterdings aufheben muß *), um ihrer Rechte zu genießen, besonders in dem Königreiche Neapel, wo die Vorzüge des Adels für das Volk so drückend sind. Man wende mir nicht ein, daß ich hier mit dem, was ich im zweiten Theile meines Buches vom Mailändischen Adel sage, in Widerspruch stehe. Der Adelstand ist in der Lombardei um vieles anders, als in dem übrigen Italien. Die Mailändischen Großen zeichnen sich im Ganzen durch ihre Güte und Großmuth aus. Ver-

*) Oben (S. 74) sagte unser Verfasser: Der Abt Fortis sey durch eine alte Chronik auf seine Entdeckung gekommen.

***) Je nun! das Bon vor ihrem Namen, und die Anrede: Ew. Hochwohlgebohren! mögen die Adeligen immer behalten. Beides können ihnen billige Leute wohl gönnen.

schiedene von ihnen treiben, und zwar mit gutem Fortgange, Künste und Wissenschaften; und fünf Sechstheile der Lombardischen Gelehrten sind aus diesem Stande. Auch haben sie keine Vorrechte, welche zum Drucke des Landmannes gereichten. Aber in Neapel könnte man keine nützliche Revolution veranstalten und dem Volke keine vernünftige Verfassung geben, ohne den Adel gänzlich zu vernichten. Die Vorrechte der Neapolitanischen Großen sind an und für sich den Menschenrechten sehr entgegen; sie werden es aber vollends durch den Mißbrauch, der damit getrieben wird. Besonders sind in den beiden Calabrien die Barone mit dem Feudal-Despotismus äußerst weit gegangen; sie haben sich sogar Einfluß auf die heilige Religionskasse angemast, und wissen ungeheure Summen zu ihren Privatbedürfnissen daraus zu erpressen. Außer der Jagd, der Fischerei, und allen möglichen Gerechtigkeiten, treiben sie ein abscheuliches Monopol mit allen Handelszweigen, besonders mit Getreide, Oel, Seide und Wolle. Sie besitzen, zum Theil von Rechtswegen, zum Theil durch Mißbrauch, die Einfuhrrechte, die Geleits- und Salzölle, die Zehnten und die Frohndienste, mit denen sie ihre unglücklichen Lehnsleute bedrücken. Gabriel Barrio liefert in seiner Schrift *de antiquitate et situ Calabriae* ein genaues Verzeichniß aller Herrenrechte, und spricht davon mit ruhrender Beredsamkeit. Novario hat ebenfalls ein Werk gegen diesen Feudaldruck, drei Folianten, unter dem Titel, *de gravaminibus vassallorum*, geschrieben; allein diese Schriften haben in dem Schicksale der unglücklichen Calabrier nicht die geringste Veränderung hervorgebracht.

Das Elend war in Calabrien so hoch gestiegen, daß der König sich genöthigt sah, im Jahre 1788 eine Kommission niederzusetzen, welche den Zustand dieser Provinz untersuchen sollte. Die Wahl des Monarchen fiel

auf Don Delfico, Don Domenico de Genaro, und einen Dritten, lauter aufgeklärte und anerkannt rechtschaffne Männer. Aber man hat durch tausend Mittel diese Kommission unnütz zu machen gesucht.

In Rücksicht auf Calabrien kann man den König unmöglich entschuldigen. Seit den Unglücksfällen, sowohl in diesem Lande als in Sicilien, hat er zwei Reisen, die erste durch Italien, die andre nach Deutschland, gemacht, aber nicht gesucht sich mit eignen Augen von dem Grunde der Klagen, welche die Calabrier über ihren elenden Zustand täglich wiederholten, zu unterrichten.

Sobald die Nachricht von der schrecklichen Verwüstung nach Neapel gelangte, schickte der König ungesäumt einen seiner Minister, Herrn Vignatelli, mit einer ansehnlichen Summe nach Calabrien, um den Einwohnern beizustehen, und ihnen bei ihrer gänzlichen Verarmung die nothwendigsten Bedürfnisse zu verschaffen. Hätte man die Befehle des Königs mit Treue vollzogen, so wäre nach dem unglücklichen Zeitpunkte des Erdbebens, welches fast vierzigtausend Menschen das Leben kostete, kein Calabrier mehr zu Grunde gegangen. Das Land würde jetzt kaum noch eine Spur von dieser Verwüstung an sich haben. Aber die Königin *) wollte den Eindruck schwächen, den diese Nachricht auf Ferdinands Herz machte, und suchte ihn zu überreden, daß die Beschreibung sehr übertrieben wäre. Sie fürchtete, der König möchte sich an Ort und Stelle begeben, und Summen, die sie zu anderm Gebrauche be-

*) Des Verfassers leidenschaftlicher Haß gegen die Königin von Neapel geht so weit, daß er sie hier la megère autrichienne nennt. Wir glauben unsren Lesern diese bis zum Ekel wiederholten Schimpfwörter ersparen zu müssen.

stimmt hätte, zur Erleichterung der Calabrier aufopfern; daher ließ sie es sich sehr angelegen seyn, Pignatelli vor seiner Abreise genau abzurichten.

Dieser befolgte auch die Aufträge des Königs nicht zum zehnten Theil. Er leistete sehr wenig Hülfe: nur so viel als nöthig war, um glauben zu machen, daß er das Seinige gethan hätte. Viele Einwohner starben aus Mangel an Nahrung und Obdach, und er gab nicht einmal ein Viertel des ihm vom Könige anvertrauten Geldes aus. Eine gute Hälfte des Ueberrestes behielt er für sich selbst, und das Andre stellte er dem Könige wieder mit der Versicherung zu, daß Calabrien in gutem Stande sey, und er nicht Gelegenheit gehabt habe, die ganze Summe anzubringen. Der König war sehr mit ihm zufrieden, und dankte ihm, in fester Ueberzeugung von seiner Treue, für seine Dienste. So verursachte ein unmenschlicher Minister durch Geiz, und durch die Begierde einer Königin zu gefallen, die gegen das Elend ihrer Unterthanen eben so gefühllos als mit ihrem Golde verschwenderisch ist, den Tod einer großen Menge Calabrier, die dem fürchterlichsten Unglücke nur dazu entgangen waren, daß sie vor Hunger und Elend verschmachteteten. Man schätzt die Anzahl der Unglücklichen, welche aus Mangel an Hülfe umgekommen sind, auf sechzigtausend Menschen.

Diese Abscheulichkeit konnte nicht lange verborgen bleiben, und Pignatelli wurde der Gegenstand des öffentlichen Abscheues. Der König war wüthend, als er, wenn gleich sehr spät, die spitzbüßische Bosheit dieses Mannes erfuhr; aber der Schutz der Königin rettete ihn. Er ist nicht gehängt, sondern spielt noch jetzt eine glänzende Rolle am Hofe von Neapel.

Da man der Tugend ihre gebührende Huldigung schuldig ist, so muß ich um der Wahrheit willen erwähnen, daß Herr Ariola, Oberster des Regiments

Massopio, und Herr Corre, Oberstlieutenant von der Italiänischen Leibwache, welche Vignatelli's Bemühungen zu unterstützen hatten, sich mit der größten Menschenliebe betrugten, und den unglücklichen Calabriern, deren sie eine große Menge retteten, selbst mit ihrem eigenen Gelde beistanden. Aber Herr Vignatelli verursachte auch diesen beiden Unterbeamten, weil sie Grundsätze zeigten, die sich mit seinen eigenen schlecht vertrugen, so viele Demüthigungen und Unannehmlichkeiten, daß er sie dahin brachte, ihre Zurückberufung zu verlangen.

Es ist bekannt, daß Calabrien in zwei Theile, das jenseitige und diesseitige, getheilt ist. Das Erdbeben hat nur das erstere verwüstet; das andere ist verschont worden, und hat fast gar nicht gelitten. Dem Könige sind durch dieses Unglück die Einkünfte verschiedner Klöster zugefallen, deren Bewohner fast alle umgekommen waren. Man hätte diese Gelder anwenden können, um den Calabriern damit Häuser zu erbauen oder ihnen andere notwendige Bedürfnisse zu verschaffen. Einen solchen Plan legte man dem Könige auch vor, und er genehmigte ihn; aber die Königin und Acton verhinderten die Ausführung desselben.

Vielleicht weil Ein Räuber allein nicht hinreichte, Calabrien zu verderben, mußte noch Joseph Zuroli, Vignatelli's vorzüglicher Agent, durch seine eigenmächtigen Bedrückungen das Elend der Provinz vergrößern. Vignatelli und Zuroli hatten sich anheischig gemacht, die durch das Erdbeben entstandenen Moräste auszutrocknen. Sie thaten aber gar nichts in dieser Absicht, sondern behielten die aus dem Königlichem Schatze dazu erhaltenen Summen für sich, und ließen es bei einigen leichten Versuchen bewenden,

durch welche sie sich das Ansehen gaben, als wären sie damit beschäftigt gewesen.

Der Marchese del Marco.

Dies ist der Minister des Justiz-Departements und der Kirchensachen, der aber ohne die Zustimmung des Generals Acton nichts Wichtiges vornehmen kann.

Dieser Minister ist ohne Zweifel der unverschämteste Lügner im ganzen Königreiche beider Sicilien. Es giebt kein Bubenstück, kein Verbrechen, dessen er nicht fähig wäre. Sein einziges Verdienst besteht darin, daß er eine Kreatur und ein Spion des Generals Acton ist; und dadurch erhält er sich im Ministerium. Der General läßt es sich ganz lieb sehn, an der Spitze eines so ansehnlichen Departements einen völlig unbedeutenden Menschen zu sehen, der ihm nicht im Wege ist, und den er nach Gefallen lenken kann. Mit der Königin, die ihn als einen von Actons subalternen Handlangern ansieht, steht er weder gut noch übel. Der König, der sich übrigens wenig um ihn bekümmert, sagt bisweilen in seinem scherzhaften Tone: „ich bin gewiß nur ein Esel; aber del Marco ist ein noch weit größerer als ich.“

In dem diplomatischen Corps hat er nicht viel Ansehen. Ich traf ihn eines Tages bei einem fremden Minister, der ihm in meiner Gegenwart sagte: „wir haben nicht viel Wichtiges mit einander zu reden; denn Ihren Worten ist nicht sehr zu trauen, wenn Ihr Gönner sie nicht bestätigt.“

Ein andermal fand ich ihn bei einem fremden Gesandten. Sobald er zur Thür hinaus war, rief dieser:

„Es ist unglaublich, wie weit dieser Minister die Spitzbüherei und Wortbrüchigkeit treibt.“

Als ein Kaiserlicher Minister, den er durch einen falschen Bericht hintergangen hatte, seine Falschheit entdeckte, begegnete er ihm mit den Ausdrücken der tiefsten Verachtung, und wie dem Elendesten aller Menschen. Der einzige Trost besteht darin, daß dieser Schurke sehr alt ist.

Sonderbare Art eine Beförderung zu suchen.

Nach dem Tode eines von den drei Bibliothekaren der Studien, bemühte sich der Dominikaner, Pater Afflitto, ein sehr geschickter Mann, um diese Stelle. Don Michael Torcia, ein spaßhafter Mann, war unter seinen Mitwerbern, und übergab dem König ein Memorial, worin er ihm durch folgende Gründe zu beweisen suchte, daß er den Vorzug verdiente: Erstlich, weil Afflitto ein Mönch, und er, Torcia, ein Edelmann wäre; zweitens, weil Afflitto ein ausgemachter Theolog sey. Dergleichen Exceptionen gab es noch mehr. Der König belustigte sich über Torcia's Memorial, gab aber die Stelle dem Mönche, der indeß seine Erneuerung nur einen Monat überlebte.

Torcia ließ sich nicht abschrecken, sondern übergab eine zweite Bittschrift, die mit lauter Pöffen angefüllt war. Er beschuldigte alle andern Bibliothekare der Unwissenheit, ohne weder Todte noch Lebende zu verschonen; sich selbst aber lobte er sehr bescheiden, indem er sich rühmte, daß seine Kenntnisse in allen menschlichen Wissenschaften eben so ausgebreitet als gründlich wären. Besonders führte er an: er hätte die Person des Königs gegen die ungerechten Beschuldigungen der

ausländischen Nationen in Schutz genommen, und kräftig bewiesen, daß die Neapolitaner, die man als unwissend und allen Lastern ergeben vorstellte, die gelehrteste, geistreichste und tugendhafteste Nation der Welt wären.

Diese Bittschrift machte durch ihre originelle Wendung viel Aufsehen in Neapel, und belustigte den König sehr; aber Don Michael Torcia setzte seine Absicht nicht besser durch, als das erstemal. Wenn er ungeachtet dieser Demüthigung noch fortfährt, Ferdinand als den ersten Monarchen der Welt zu preisen, so wird man zugeben müssen, daß er ein guter Christ ist.

Kleinlichkeit manches Gesandten.

Ein gewisser Toskanischer Graf, Namens Fantoult, machte im Jahre 1788 eine Ode über die damaligen Zeitumstände. Sie war nicht schlecht, und es fehlte den Versen nicht an Harmonie. Er hatte nicht umhin gekonnt, den Einmarsch der Preussischen Truppen in Holland zu erwähnen, dem der Französische Hof gar kein Hinderniß in den Weg gelegt, sondern wobei er in der schimpflichsten Unthätigkeit geblieben war. Doch hatte sich der Dichter in der Stelle, welche Frankreich betraf, sehr schonend ausgedrückt, und nur gesagt: „Im Uebermaße seiner Wuth beißt sich der Gallier die Lippen.“ Dieser Vers ward bei Talleyrand, dem Charlatan, denuncirt; denn diesen Beinamen verdienen die Mitglieder des ehemaligen Französischen Corps diplomatique. Der Denunciant war Herr de Baudreuil, der sich damals mit der schändlichen Morde der Polignacs in Neapel aufhielt. Talleyrand
sing

fieng Feuer, und beklagte sich bitter gegen den Minister Caraccioli. Man weiß, welchen Einfluß die Ambassadeurs der großen Monarchen an den Höfen der Könige vom zweiten und dritten Range haben. Caraccioli liebte Frankreich, war Hofmann, und glaubte, dem Ambassadeur Sr. Allerchristlichsten Majestät nichts abschlagen zu können. Er forderte den Verfasser der Ode zu sich; und durch eine kleine diplomatische Injurie adressirte man das Billet: an Herrn Fantoni, Virtuosen; nicht, wie es hätte seyn sollen: an den Grafen Fantoni *). Das war in der That nicht sehr anständig. Jeder, dem die Natur bei seiner Geburt einen gewissen Stolz der Seele ertheilt hat, würde sich geweigert haben, auf eine solche Citation zu erscheinen; aber Fantoni war ein jüngerer Sohn, und sehr arm. Er suchte ein Amt; und um es zu erhalten, mußte er sich entschließen, unter dem Joche von Caudium durchzugehen **). So kam er denn; indesß beschwerte er sich über die beleidigende Adresse des Billets. Caraccioli schob die Schuld auf seine Secrétaire; was für die Minister immer ein sehr bequemer Ausweg ist. Er verlangte, daß Fantoni zu dem Französischen Ambassadeur gehen und sich entschuldigen sollte. Der Graf ging zwei, oder dreimal nach dem Hotel Sr. Excellenz, ohne daß er sie zu sprechen bekam. Endlich fragte er den Schweizer: ob er auch dem Herrn Ambassadeur seinen Namen gesagt hätte? „Ja, erwiederte der Schweizer; und Se. Excellenz haben mir befohlen, ich sollte dem Herrn Grafen nur sa-

*) In Italien werden bekanntlich die Sänger und Operntänzer Virtuosen genannt. U. d. V.

***) Anspielung auf die bekannte Demüthigung, welche die Samniter einer gefangenen Römischen Armee zufügten.

gen, Sie wären nicht zu Hause.“ So endigte sich diese Gesandten-Kleinlichkeit, die den verständigen Leuten am Hof und in der Stadt sehr lächerlich vorkam.

Die Aerzte.

Ich habe schon bemerkt, daß Rom nicht einen einzigen Arzt von Ruf hat, der im Lande geboren wäre; aber in Neapel giebt es Aerzte vom ersten Range, die auch in ganz Italien berühmt sind.

Dem berühmtesten von allen, Don Dominico Cottugno, einem Manne, der außerordentliche Talente mit der größten Liebenswürdigkeit vereinigt, ward ich vorgestellt. Außer den Kenntnissen, die sein Stand erfordert, und die er in einem sehr vorzüglichen Grade besitzt, ist er auch in den klassischen Schriftstellern der Griechen, Römer, Franzosen u. Italiäner bewandert. Er kennt das Theater, die Dichter, kurz die Litteratur, in ihrem ganzen Umfange; und er urtheilt darüber mit vieler Unterscheidungskraft, sowie mit vielem Geschmacke. Es läßt sich gar nicht begreifen, wie er bei seiner Praxis, die ihn sehr stark beschäftigt, noch Zeit behalten konnte, alles das zu lesen, was er bei seiner unermesslichen Gelehrsamkeit gelesen haben muß; und er ist überdies erst zwei und fünfzig Jahr alt. Sein Haus wird Morgens und Abends gar nicht leer von Leuten, die zu ihm kommen, ihn um Rath zu befragen. Ich habe nur wenige so glückliche Physiognomien gesehen, wie die seinige; und bei diesem Vorzuge hat er auch solche Sitten und eine solche Wohlbedenheit, daß sie nothwendig Vertrauen zu ihm erwecken müssen. Von Leuten, die zu ihm kommen, nimmt er kein Geld; aber die, zu denen er geht, müssen ihm für jeden Besuch eine Uncia d'oro (15 Französ.

Livres) bezahlen. Er verdient jährlich ungefähr 80,000 Franken, (20,000 Thaler.) Man hat von ihm ein vortreffliches Werk über das Hüftweh. In einem Alter von drei und zwanzig Jahren entdeckte er das Wasser, das sich im Tympanum des Ohres befindet. Bei Hofe ist er nicht sonderlich angeschrieben, ob er gleich den Kronprinzen vom Rande des Grabes gerettet hat.

Man studirt in Neapel die Medicin sehr gut, und es giebt immer vortreffliche Professoren. Diese Wissenschaft ist in dem Lande überhaupt sehr einträglich, und selbst mittelmäßige Aerzte verdienen mit aller Gemächlichkeit zehn, bis zwölftausend Livres.

Von der Chirurgie läßt sich keinesweges eben so vorthrillhaft sprechen. Die Leute, welche sich in Neapel mit dieser Kunst beschäftigen, haben bei weitem nicht die Kenntnisse und die Geschicklichkeit der Wundärzte in Paris. Die Hospitäler werden nicht so administrirt, wie sie sollten; und die chirurgische Hülfe wird den Kranken nicht mit der gehörigen Sorgfalt geleistet. Der König, der die Hospitäler in Wien besehen hat, sollte die in Neapel nach jenen einrichten und Wundärzte aus Paris kommen lassen. Man muß in der That gestehen, daß die Chirurgie nirgends so weit getrieben ist, wie in der Hauptstadt von Frankreich; aber doch werden auch die Hospitäler in Paris nicht so gut dirigirt, wie die in Wien.

Die Katafomben.

Man kann die Katafomben in Neapel leichter besuchen, als die vom Heil. Sebastian in Rom. Wir haben schon gesehen, wie gefährlich die letzteren sind, und wie viele Leute sich darin verloren haben, ohne daß man seitdem jemals wieder etwas von ihnen gehört

hat. In denen zu Neapel kann sich das nie ereignen; wenn man anders nicht auf irgend einen Bösewicht stößt, der einen unversehens darin ermordet, wie das sonst wohl in einem Walde geschehen kann.

Die Katakomben in Neapel sind gewölbt, wie die in Rom, aber hoch, breit, und sehr lang. In den letzteren läuft man große Gefahr, wenn durch einen Zufall die Fackeln erlöschen; aber in denen zu Neapel bedarf man gar keines künstlichen Lichtes, da sie in Zwischenträumen Oeffnungen haben, durch die sie Licht und frische Luft erhalten. Wenn man hingegen in die zu Rom kommt, so empfindet man darin fixe Luft und mephitische Dämpfe.

In den Katakomben zu Neapel giebt es einige Arkaden, welche funfzehn bis zwanzig Fuß hoch, und zwölf Fuß breit sind. Von Zeit zu Zeit sieht man in einer Art von Nischen Menschenknochen, und an den Wänden einige Ueberbleibsel von Fresko-Malereien; in den Katakomben zu Rom hingegen findet man nur Knochen, und keine Gemälde.

Es läßt sich nicht daran zweifeln, daß die Katakomben in Neapel Steinbrüche gewesen sind, aus denen man die nöthigen Materialien zum Bau von Häusern in der Stadt und in der ganzen umliegenden Gegend genommen hat. Auch ist es möglich, daß sich die ersten Christen dahin begeben haben, um ihre Mysterien zu feiern und ihre Todten zu begraben.

Es giebt in diesen Katakomben einige Arkaden, die offen sind und worin arme Leute die Nacht zubringen. Nach den ersten Arkaden sind alle andern verschlossen; aber sie werden von dem Thürhüter für die gewöhnliche Belohnung geöffnet. Man hat sie deshalb verschließen müssen, weil sie öfters zum Sammelplatze für Räuber dienten, welche ihre Beute darin theilten; und auch außerdem zu einer Freistätte für die Unzucht. Bei

schlechtem Wetter begiebt sich das Volk dorthin, um zu schlafen, und dann liegen eine Menge Menschen von beiderlei Geschlecht ohne Unterschied in einander gedrängt. Es wäre wohl unnütz, nach allem, was alsdann darin vorgehen mag, zu fragen.

Das Chinesische Kollegium.

Dies ist eine von den sonderbarsten Stiftungen, die es in Europa giebt, und übrigens kein prächtiger Palast. Das Haus hat nur ein kleinliches Ansehen, und das Innere entspricht diesem Aeußeren; aber die Gegend, worin es liegt, ist eine der schönsten in ganz Neapel. Man athmet darin die reinste Luft, und hat die schönste Aussicht.

Dies Kollegium ward von einem Neapolitanischen Minister gestiftet, der einige Jahre als Kaiserlicher Graveur in China gelebt hatte. Er trieb seine Kunst in der Stadt Peking, wo jeder Missionarius irgend eine Kunst oder ein Handwerk treiben muß. Dieser so eifrige Priester hieß Mattheo Ripa. Benedict XIV. beehrte das Collegium mit seinem Schutze, und vergrößerte die Einkünfte desselben. Einer von den Lehrern, Don Pascal Ruggieri, zeigte mir ein musikalisches Instrument der Chineser, welches so ziemlich einer kleinen Orgel von lackirten Pfeifen glich. Ich sah auch einige Vasen, Meubles und Fußbekleidungen dieser Nation, welches alles indeß nichts sehr Außerordentliches ist. Am merkwürdigsten fand ich einige Chinesische Bücher. Das seltenste von allen war eine in Peking geschriebene und gedruckte Abhandlung vom Puls: ein Geschenk an das Kollegium von einem Chinesischen Arzte, der einige Jahre in demselben gelebt und sich zur christlichen Religion bekannt hatte. Dieser

Arzt hieß Gaetan Sien, und war aus der Stadt Kanschau in der Provinz Kansin*) gebürtig. Man findet übrigens in diesem Collegium auch einige geschrte, bene Hefte, die eine kurze Geschichte des Chinesischen Reiches enthalten, und etwa zwei Bände in Quart ausmachen würden.

Es befanden sich in dieser Anstalt nur fünf junge Chinesische Zöglinge, die man an ihrer National-Physiognomie leicht erkennen konnte. Man unterrichtet sie in der Theologie, der Moral und überhaupt in Allem, was die christliche Religion betrifft. Wenn einer von diesen Zöglingen, nachdem er drei oder vier Jahr Priester gewesen ist, in sein Vaterland zurückkehrt, so läßt man ihn malen, und er schreibt seinen Namen unter das Bildniß.

Dieses Institut kann für Neapel von gar keinem Nutzen seyn. Nach Rom taugte es hin, da es dem Geiste der dortigen Regierung entspräche, die sich immer damit beschäftigt, das Ansehen und den Einfluß des heiligen Stuhls weiter auszubreiten. Auch in London und Amsterdam könnte es Nutzen schaffen, und Handelsverbindungen stiften; aber würde es in diesem Falle nicht besser seyn, die jungen Chineser, anstatt sie in den katholischen Dogmen zu unterrichten, über die sie sich am Ende doch lustig machen, die Moral des berühmten Confucius (Konfutse) zu lehren?

Ein außerordentlicher Arzt.

Lucas Antonio Porzio, den ich bei meiner ersten Reise nach Neapel kennen lernte, war ein sehr außerordentlicher Arzt, der bei seinem Tode sehr in

*) Schan, si?

teressante Handschriften über die praktische Arzneiwissenschaft hinterlassen hat. Dieser unermüdlche Mann machte täglich in seinem Wagen dreihundert Besuche; denn zu Fuß wäre das, in einer so großen Stadt wie Neapel, unmöglich gewesen. Cottugno, der mit seinem Lobe nicht verschwenderisch ist, legte dennoch in einer Unterredung mit mir dem Doktor Porzio sehr großes bei.

Dieser besuchte eines Tages einen von seinen Schülern, der sich so eben von einer gefährlichen Krankheit erholte. Als einige Freunde des jungen Mannes, die sich gerade bei ihm befanden, den Arzt die Treppe herauf kommen hörten, sagten sie: wir müssen ihm einen Streich spielen; und nun ließ einer von ihnen sein Wasser in den Nachttopf des Kranken. Porzio trat herein, besah die Zunge, befühlte den Puls, machte überhaupt seine Beobachtungen, und erklärte dann dem jungen Menschen: seine Genesung wäre ganz zu vorläufig, und in wenigen Tagen würde er ausgehen können. „Sie besehen ja den Urin nicht!“ sagten die Freunde des Kranken. — „Daran liegt nicht viel,“ erwiderte Porzio, „wenn die andern Kennzeichen gut sind; indeß will ich es thun, um Sie zufrieden zu stellen.“ Mit diesen Worten nahm er den Nachttopf. Kaum sah er ihn, so rief er aus: „Das ist erstaulich! ich kann es nicht begreifen. Alles kündigt an, daß der Kranke sich außer Gefahr befindet; und der Urin hier ist doch von einem Todten, oder von jemand, der nächstens sterben wird.“ Der Doktor verließ den Kranken, und die jungen Leute gingen aus einander. Der, von welchem der Urin war, befand sich, als er nach Hause kam, übel, und starb auf der Stelle.

Dieser Arzt häufte sehr große Reichthümer zusammen, ob er gleich für jeden Besuch nur ein sehr mäßiges Honorarium nahm. Noch ein Beweis mehr, außer

so vielen andern, zur Bestätigung seiner Geschicklichkeit, ist der Umstand, daß er zwel und achtzig Jahr alt ward, ohne jemals im mindesten krank gewesen zu seyn.

Eine Reflexion über das Volk von Neapel.

Ich habe schon davon geredet, wie sehr das Volk in Unwissenheit, Aberglauben und Laster versunken ist; aber ich bemerkte dabei auch, daß es viele Energie hat, und daß es bei einer andern Verfassung eine der achtungswürdigsten Nationen werden könnte. Das gemeine Volk hier zu Lande läßt sich von den Großen ganz und gar nicht betrügen; und der geringste Unterthan des Königs spricht mit den Ministern, der Königin und dem Monarchen höchst freimüthig. Die Regierung hat, ob sie gleich sehr voll von Mißbräuchen ist, doch niemals die Verachtung gegen das Volk geäußert, mit der man es in (manchen) andern Königreichen behandelt.

Die Geschichte von Neapel lehrt uns, daß die Einwohner dieser Stadt bisweilen furchtbare Aufstände erregt haben. Man wird sich lange Zeit an Masaniello erinnern, der einige Tage lang als unumschränkter Herr regierte, und sich, als Repräsentant eines Volkes, das seine Würde fühlte, Achtung zu verschaffen wußte. Ohne die Geschicklichkeit des Hofes, der sich darauf versteht, die Mönche und Prediger zu gewinnen, welche großen Einfluß auf die Neapolitaner haben, hätte dieses Land wahrscheinlich schon Revolutionen erlitten, und seine ganze Gestalt sich geändert.

Das Volk von Neapel ist das einzige in Italien, welches sich mit Standhaftigkeit und auf eine wirksame Art gegen die Einführung der Inquisition gesetzt hat.

Es ist immer so klug gewesen, sich unter Anführern zu vereinigen: wenn nicht ganz in Masse, so doch dem Theile nach, welcher aus den robustesten Leuten, den so genannten Lazzaroni, besteht. Dieser Name kommt von Lazarus her, den man als einen mit Lumpen bedeckten Bettler vorstellt. In einem solchen Zustande sind nun freilich wohl nicht alle Lazzaroni; aber doch ist im Ganzen ihr Anzug eben nicht sehr glänzend. Diese Leute haben von jeher einen Anführer gehabt, den der Hof und die Minister mit großer Achtung behandeln. Er muß dafür sorgen, daß das Volk respektirt wird, und demselben kein Unrecht geschieht. Erstaunlich ist es übrigens, daß sich nie irgend einer von diesen Anführern hat bestechen lassen; wenigstens weiß man kein Beispiel davon.

Diese Lazzaroni haben ganz besondere Gesetze. Sie versammeln sich, so oft sie es für nöthig halten, und die Regierung kann sie nicht daran verhindern. Es giebt ihrer eine so große Anzahl, daß es sehr unklug seyn würde, wenn man sie zu einem slavischen Gehorsam zwingen wollte. Sie helfen so gar der Polizei, wenn sich ein nicht allgemeiner Aufstand ereignet, ohne daß die Regierung Schuld daran ist.

Die Lazzaroni hängen sehr an ihrem Stande, und beneiden die höheren Klassen nicht im mindesten. Sie begehen keine Unordnung; sie rauben und stehlen nicht. Niemals sind sie mit in die Verbrechen verwickelt, die in Neapel begangen werden. Es sind in der That achtungswerthe, rechtschaffne und gute Leute; sie lieben die Armuth, die man aber nicht mit Elend verwechseln muß. Bei solchen Umständen darf man die Lazzaroni nicht zu der letzten Volksklasse, oder den Hefen der Nation, rechnen: einer Menge von Bösewichtern und Weutelschneidern, die in Neapel noch mehr Industrie haben, als in London und Paris.

Ich bemerkte schon vorhin, daß sie sich einen Anführer ernennen, welcher seine Beisitzer hat. Er ist ein wahrer Tribun des Volkes, ohne obrigkeitliche Kleidung und Wache; indefß läßt er sich von so vielen seiner Mitbrüder begleiten, als er etwa nöthig haben kann. Ihm kommt das Recht zu, den Ministern und dem Könige Vorstellungen zu machen. Auch hat er bei gewissen Hof-Ceremonien seine Stelle. Wenn die Königin entbunden wird, schicken die Lazzaroni ihren Anführer mit einer guten Begleitung ab, um gewiß zu seyn, daß das neugeborue Kind von dem gewünschten Geschlechte ist. Das Kind wird dann diesem Anführer in die Hände gegeben. Er küßt es, zeigt es dem Volke, und spricht zu demselben in seinem Jargon mit wahrer Beredsamkeit. Man muß bemerken, daß die Lazzaroni überhaupt sehr gut, mit Ordnung, und bisweilen sogar mit Würde sprechen; aber immer in ihrem Patois.

Der Capo lazzaro, oder Anführer der Lazzaroni, ist bei dem Ziehen der Lotterie, bei einigen Kirchen-Ceremonien und bei allen Hof-Feierlichkeiten zugegen. Er hat gar kein unterscheidendes Zeichen an seinen Kleidern; aber dennoch wird er immer respektirt, da er vierzig bis fünf und vierzig Tausend Mann zu seinem Befehle hat, zu denen sich auch noch die Kahuführer, die Fischer der Chiaja *), und alles gemeine Volk gesellen.

Die Lazzaroni sind nicht immer in Lumpen. An Festtagen sieht man sie recht artig gekleidet, aber immer in ihrer eignen Tracht: mit seidnen Schnupftüchern, silbernen Schuh, und Knieschnallen, u. s. w. Bei Aufständen wird ihr Anführer eine wichtige Person, um die sich Alles sammelt. Der Hof hat alsdann kein andres

*) Eine Vorstadt von Neapel, oder vielmehr eine lange und breite Straße, welche an der Seeküste hin läuft.

Hilfsmittel, als daß er irgend einen Prediger bezahlt, der bei den Lazzaroni beliebt ist und im Geruche der Heiligkeit steht. Diesen Predigern gelingt es denn immer, die Wuth des Volkes zu besänftigen.

Das verunglückte Concordat.

Die Höfe von Rom und Neapel waren einige Jahre lang entzweit. Der letztere hatte ohne Zweifel Recht: er wollte nicht zugeben, daß der heilige Stuhl noch länger fortführe, die Bisthümer, Abteien und andre Pfründen im Königreiche zu besetzen; der Römische Hof hingegen hätte gern den alten Fuß behaupten mögen.

Das ist indeß noch nicht Alles. Es war die Rede davon, einige Klöster aufzuheben, und die Mönche von ihren in Rom wohnenden Generalen unabhängig zu machen. Besonders kam auch der Lieblingsplan zur Sprache, der Marine einen gewissen Theil von den Kirchengütern anzuweisen.

Der König betrug sich lange mit vieler Festigkeit. „Er wollte nicht länger zugeben, sagte er, daß irgend ein Priester oder fremder Fürst in seinen Staaten Befehle ertheilte.“ Eine von den Beschwerden der Regierung betraf übrigens auch den Umstand, daß in allen Angelegenheiten, wobei Gelfliche interessirt waren, an den päpstlichen Nuntius appellirt wurde.

Aber ungeachtet dieser Gesinnungen von Seiten des Königs, stand man doch auf dem Punkt, im Jahre 1788 ein neues Concordat zu machen. Der Römische Hof opferte einen Theil seiner Vorrechte auf, behielt indeß noch genug übrig.

Die Minister betrugten sich sehr übel; entweder weil es ihnen an Philosophie fehlte, oder weil sie sich von dem Golde, das der Römische Hof nach Neapel schickte, hatten verführen lassen. Das Concordat würde unterzeichnet worden seyn, wenn nicht Calceppi durch seine intolerante Laune, und der Cardinal Buoncompagno durch seinen Uebermuth, bei dem Könige und den Ministern, die sie unterjochen wollten, Mißfallen erregt hätten. Der König, der immer ein Ball seiner Schwäche ist, wollte dem Dringen seiner Gemahlinn schon nachgeben. Auch die Frauenzimmer, welche um die Königin sind und ihr Vergnügen befördern, mischen sich in die Staatsangelegenheiten. Man hatte sie gewonnen; und sie unterstützten aus allen Kräften den Plan des Concordats, dessen erste Artikel in ihren Schlafzimmern geschrieben waren. Dieser Umstand muß denen ihren Irrthum benehmen, welche sich einbilden, die Königin habe große Talente zum Regieren. Sie überläßt sich gänzlich ihren Leidenschaften, und ist eine Sklavinn der Personen, die ihre Neigungen begünstigen. Ob sie gleich philosophischen Geist affektirt, so ist sie doch im Grunde der Seele abergläubisch; und wenn sie irgend einen starken Kummer hat, so nimmt sie ihre Zuflucht zu der heiligen Jungfrau, und sagt die Gebete zu dieser her.

Der *Paglietismo* *) rettete bei dieser Gelegenheit die Ehre der Nation und das öffentliche Wohl. Ob er gleich nicht für einen Theil in der Verfassung des Staates gilt, so pflegt er doch über wichtige Dinge, wobei die Nation interessirt ist, Vorstellungen zu machen; und da in diesem Corps viele sehr unterrichtete Leute sind, so hat die Deputation, welche es bei solchen Gelegenheiten an den Hof abschickt, großen Einfluß auf

*) Collegium der Juristen. Man s. oben S. 35.

das Ministerium und die öffentliche Meinung. Das geschah auch damals; und die Deputirten zeigten sehr nachdrücklich, wie ungerecht die Forderungen des Römischen Hofes wären. Die Minister, die Königin, und Alle, die sich auf das Concordat eingelassen hatten, schämten sich nun ihrer Ueberheit. Niemand wollte es unterschrieben oder gebilligt haben. Nur der König allein war so ehrlich, seinen Irrthum zu gestehen; er schob die Schuld darauf, daß er selbst und die Personen, die ihn umgaben, unwissend wären.

Bei mir erregte indeß dieser ganze Federkrieg Mitleiden, und ich äußerte darüber gegen die Brüder Castari: man könne dem Römischen Hofe kein größeres Vergnügen machen, als wenn man viele Zeit damit verschwende, seine Forderungen zu widerlegen. Dadurch gestehe man gewissermaßen zu, daß sie doch wohl einigen Grund haben könnten, worauf sie sich stützen; und mit Einem Worte: gegen den Römischen Hof müsse man standhaft handeln, und wenig schreiben.“

Einige Reflexionen über den Römischen Hof in Rücksicht des Königreiches Neapel.

Die Neapolitaner können nicht Achtung genug gegen die beweisen, welche ihnen ohne Unterlaß rathen, auf ihrer Hut zu seyn, um die Unternehmungen des heiligen Stuhles abzuwehren, der durch die Unwissenheit und den Aberglauben des Volkes — unter dieser Benennung gehört aber auch der Adel des Landes, der im Ganzen um nichts mehr Einsichten hat, als die niedere Klasse — nachdrücklich unterstützt wird. Jenes haben die Verfasser der fortgesetzten Annalen

von Neapel gethan, die es sich angelegen seyn lassen, alle Ungerechtigkeiten und Mißbräuche der Kirchenmacht, so wie das sträfliche Verhalten der Päpste, aufzudecken. In ihren Untersuchungen über das Leben Gregors VII, der von der Kirche kanonisirt worden ist, hatten sie gezeigt, wie wenig er dies bei seinem unordentlichen Privatleben und bei den Verbrechen seiner Ehrsucht verdiene. Der Erzbischof von Neapel, ein Mönch voll der ungereimtesten Vorurtheile, der von dem Römischen Hofe erkauft ist, denuncierte diese Stelle in den Annalen dem Könige, und verdamnte sie öffentlich, wobei er den Gebrüdern Cestari mit der Exkommunikation drohete. Die Cestari rechtfertigten sich in verschiedenen Schriften, welche sie hierüber drucken ließen. Die Sache machte in Neapel Aufsehen. Am Ende befahl der König den Verfassern der Annalen Stillschweigen, und bat den Erzbischof, das Vergangene zu vergessen.

Der berühmte Giannone hat eine bürgerliche Geschichte des Königreiches Neapel herausgegeben, und darin die Usurpationen des heiligen Stuhls, so wie den anstößigen Ursprung einer Menge von Rechten, die der Römische Hof sich anmaßt, aufgedeckt. Dies Werk dient sehr dazu, die Katholischen Fürsten aus ihrer Schlafsucht zu erwecken, und ihnen zu zeigen, wie schimpflich für sie selbst, und wie verderblich für das Glück ihres Volkes das Joch der Kirche ist. Der Verfasser dieses sehr merkwürdigen Buches hat sorgfältig alle Bibliotheken und alle geheime Archive der Klöster und anderer geistlichen Häuser durchsucht, in die er sich unter verschiedenen Vorwänden den Eingang zu verschaffen wußte.

Eins der denkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte von Neapel ist unstreitig die schreckliche Verschwörung der Barone. Giannone entwickelt zwar dieses histo-

rliche Faktum sehr gut; indefs sagt er doch nichts von der interessantesten unter allen den Schriften, welche sich auf diese Begebenheit beziehen, ob sie gleich schon einlge Jahrhunderte vorher, ehe er seine Geschichte schrieb, bekannt war. Ich meine den Prozeß, der zu Neapel, als man in diesem Lande die Buchdruckerkunst einführte, (im Jahre 1488) herauskam. Dieser Prozeß, den ich bei den Gebrüdern Cestari gesehen habe, enthält authentische Akten, aus denen sich ergibt, daß der Mittelpunkt der Verschwörung, in Rom und Benevent, und daß die Mönche, die Priester und die Kardinäle, in Einverständnis mit dem Papste, die hauptsächlichsten Triebfedern davon waren. Das Buch ist äußerst merkwürdig. Man findet darin alle Machinationen ganz umständlich, ferner die Namen der Emisarien, u. s. w. Hätten Luther, Calvin und Zwingli die Schrift gekannt, so würden sie großen Nutzen daraus gezogen haben; oder wäre sie in neueren Zeiten Voltaire'n in die Hände gefallen, so würde sie ihm Stoff zu einer pikanten Abhandlung gegeben haben, und diese dann mit dem Spotte gewürzt gewesen seyn, den er über Alles, wobei Spott anzubringen war, besonders über die Priester und Mönche, so gut auszuschütten wußte.

Sonderbarer Prozeß.

Es ist nur allzu wahr, daß die Neapolitaner noch immer die Gewohnheit beibehalten, Kinder, welche eine schöne Stimme haben, zum Kastiren zu verurtheilen. Indefs suchte ich vergebens auf allen Straßen die Inschrift, non der Voltaire redet: qui si castrano i puti meravigliosamente. Gewiß ist es übrigens, daß diese

Operation oft vorgenommen wird, und daß alle Wundärzte sie eben so lernen, wie das Aderlassen und andre Geschäfte ihrer Kunst. Die Regierung und die Oberkeiten haben sich dieser Infamie niemals widersezt, und man redet in Neapel davon, wie von einer gleichgültigen Sache.

Ich will hier einen ziemlich ungewöhnlichen Prozeß erzählen, der einmal durch diese Gewohnheit entstanden ist, und dessen Wahrheit mir der berühmte Doktor Gatti in Neapel verbürgte.

Ein Knabe hatte eine himmlische Stimme. Sein Vater wollte dieses Talent benutzen, ließ ihn kastriren, und gab ihn dann in ein Conservatorium. Wie bekannt, erzieht man nehmlich junge Leute, welche Anlage zum Singen, und zur Musik überhaupt, haben, in solchen Instituten unentgeltlich. Die Operation ging vor sich, und der Knabe ward angenommen. Er entsprach den Hoffnungen, die er erregt hatte, sehr gut, und alles kündigte an, daß er eines Tages mit Caffarelli, Manzoli und andren Helden der Italiänischen Oper um den Vorzug streiten würde. Aber als die Jahre der Mannbarkeit kamen, ward seine Stimme auf einmal rauh, und er konnte nicht mehr die süßen Töne hervorbringen, mit denen er bis dahin seine Zuhörer bezaubert hatte. Alles kündigte bei ihm die Zeichen der Mannheit an. Die Vorsteher der Anstalt glaubten, man hätte sie hintergangen, um den Knaben unentgeltlich erziehen zu lassen; daher fingen sie einen Prozeß gegen den Vater an. Dieser schickte ihnen die Schachtel, worin er die Beweise, zu welchem Geschlechte der Knabe eigentlich gehörte, aufgehoben, und dabei auch das Certificat der beiden Wundärzte, welche die Operation verrichtet hatten. Eine sonderbare Verlegenheit! Am Ende entschloß man sich, den jungen Menschen visitiren zu lassen; und da ergab sich denn, daß die Natur gegen

gegen ihn verschwenderisch gewesen war. Man hatte ihm zwei Testikeln ausgeschnitten: das war völlig ausgemacht; aber er hatte noch zwei andre behalten, die im Bauche lagen und deshalb bei der Operation übersehen worden waren, die aber eine, nur ein wenig geübte Hand leicht fühlen konnte. Uebrigens ist es um nichts sonderbarer, daß ein Kind mit drei oder vier Testikeln geboren wird, als daß ein Mensch sechs Finger an jeder Hand, oder sonst ein Glied zu viel hat, was ziemlich oft der Fall ist.

In Neapel machen mehrere Kapellmeister Spekulationen, die in andern Ländern ganz unbekannt sind. Sie verpflichten einen Vater durch eine Summe Geldes, ihnen seinen Sohn abzutreten. Nun lassen sie die Operation an diesem auf ihre Kosten vornehmen, erziehen ihn dann, und unterrichten ihn in der Musik. Wenn der junge Mensch nachher so weit ist, daß er sein Talent geltend machen kann, so theilt er das, was er in den ersten Jahren verdient, mit dem Lehrer, der ihn erzogen hat.

Diese Fakta machen der Regierung von Neapel gewiß nicht viel Ehre, und geben keinen sehr vortheilhaften Begriff von der Moralität des Landes. Sie zeigen bloß, daß eine fehlerhafte Staatsverwaltung die Menschen auch an die strafbarsten Handlungen so sehr gewöhnt, daß sie ihnen ganz gleichgültig scheinen; und dies ist wohl das allertiefste Verderbniß.

Das Ministerium des Marchese Caraccioli.

Dieser Mann hat sich in der diplomatischen Laufbahn vielen Ruf erworben. Man wird seine Liebenswürdigkeit, seine mannichfaltigen Kenntnisse und die

wichtigen Clusfälle, an denen er so reich war, lange Zeit nicht vergessen. Als Vice-König von Sicilien glänzte er sehr; und es thut mir leid, daß ich ihm als Minister vom Departement der auswärtigen Angelegenheiten nicht eben das Lob beilegen kann.

Mag entweder sein höheres Alter Schuld daran gewesen seyn, oder die Beschaffenheit der Neapolitanischen Regierung Einfluß auf ihn gehabt haben; genug, man erkannte in ihm nicht mehr den lebenswürdigen, mit allen Reizen des Witzes und mit Frohsinn begabten Philosophen, der so lange Zeit die Luft der besten Gesellschaften gewesen war. Sein Frohsinn artete in Possenreißerei aus, und seine immer gleiche Laune ward düster und streng. Auch war er in seinen Sitten nicht mehr elegant; ja, in seinem Aeußeren so übermäßig nachlässig, daß es empörte.

Er hatte eine große Vorliebe für Frankreich behalten, und mochte bei allen Gelegenheiten gern Vergleichen mit dem anstellen, was in Paris und Versailles geschah. In seinen Lobsprüchen auf die Französische Nation war er unerschöpflich. Er setzte auch etwas darin, die Franzosen in seiner Gesellschaft, seiner Art zu reden und in der Expedition der Geschäfte nachzuahmen. Bald modelte er sich nach Choiseul, bald nach Vergennes, oder irgend einem andern Minister in Versailles.

Bei der Concordat-Sache zeigte er sich sehr geneigt, die Absichten des Römischen Hofes zu befördern; und man begriff nicht, wie ein Mann, der in London und Paris für einen Atheisten gegolten hatte, sich so zur Parthei der Priester und Fanatiker schlagen konnte. War das noch eben der Mann, der in einer Gesellschaft zu Paris einmal sagte: „wenn er jemals Minister des Königs von Neapel werden sollte, so würde er ihn wohl von dem Groß-Musti in Rom unabhängig zu machen

wissen?“ Man kann diese Veränderung nur zwei Ursachen zuschreiben: entweder einem Sinken des Geistes durch Hinfälligkeit; oder einer Bestechung durch die Schätze des Römischen Hofes. Man hat ihm übrigens auch einen Fehler Schuld gegeben, der an Ministern einer der größten ist; nehmlich, er habe sich gegen Personen oder bei Angelegenheiten sehr von Vorurtheilen hinreißen, und die Idee, welche er sich einmal davon gemacht, nie wieder fahren lassen.

Bisweilen sagte er übrigens wohl noch etwas Wichtiges, obgleich die Quelle desselben bei ihm sehr abgenommen hatte. Eines Tages sprach er über die Neglerung von Neapel, und gab zu, daß man nicht recht eigentlich von einer Constitution dieses Königreiches reden dürfe, da nicht eine einzige Autorität vorhanden sey, welche der Königlichen das Gleichgewicht halten könne. Die Mäßigung, die das Ministerium bei gewissen Gelegenheiten zeige, sey fast immer die Wirkung von den persönlichen Tugenden des Königs. „Kurz, setzte er hinzu, man kann sagen: der König, mein Herr, ist bald Kaiser von Marokko, bald Doge von Venedig.“

Reisen des Königs von Neapel.

Bis zu der Zeit, die Ferdinand zu seiner Reise durch Italien, und in der Folge zu der durch einen Theil von Deutschland, bestimmte, schien er in der Geschichte keine andre Stelle einnehmen zu sollen, als die den Königen in der Chronologie angewiesen wird. Bis dahin hatten, wie schon anderswo gesagt worden ist, die Jagd und der Fischfang sich in seine Zeit getheilt; er war daher für sich, so wie für Andre, eine wahre moralische Null. Ein Fremder, den Mengler zu dem Hofe dieses

Fürsten brachte, und der ihn dann nur bei frivolen Zeitvertreiben sah, die seine allzu sehr vernachlässigte Erziehung ihm zum Bedürfnis gemacht hatte: konnte nur einen wenig günstigen Begriff von ihm mit nach seinem Vaterlande nehmen. Wenn er eine von den Gegenantworten des Königs anführen hörte und Muth, Nachdenken oder Energie darin bemerkte, so glaubte er, daß Schmeichler sie erfunden, oder doch wenigstens verschönert hätten.

Ob es gleich wahr ist, daß ein Schwarm von Schmeichlern die Prinzen schon in ihrer Wiege umringt und sie bis in das Grab begleitet; so hält es doch bei dem allen sehr schwer, daß ihre Nullität nicht mitten durch den Prunk, der sie umgiebt, hervorbrechen sollte, wenn sie sich einer Nation zeigen, die nichts von ihnen zu fürchten oder zu hoffen hat. Das Reisen bringt sie andern Menschen näher. Dann sind sie gezwungen, für und aus sich selbst zu reden und zu handeln; die Maske fällt ab; der Mensch wird in ihnen erkannt, und ohne Schonung, wie ohne Partheilichkeit, gerichtet.

Sobald Ferdinand außerhalb seiner Staaten war, verschwand seine Trägheit. Anstatt Schwachköpfigkeit kam gesunde Vernunft zum Vorschein; und dieser natürliche Verstand, den eine fehlerhafte Erziehung nicht ganz hat ersticken können, ging weit über die Gränzen, in die man ihn vorher einschloß. Er war zu aufrichtig, als daß er hätte darauf denken sollen, seine Fehler zu verbergen; daher suchte er seine Unwissenheit nicht unter einer affectirten Zurückhaltung zu verstecken. Immer ist er affabel, ja selbst populär; deshalb unterhielt er sich mit allen, die ihm nahe kamen. Niemals ließ er sich kindische Fragen entweichen; alle verriethen gesunde Vernunft und Wißbegierde. Seine Gespräche waren naiv, und zuweilen kam auch ein witz

ziger Einfall zum Vorschein. Das freiwillige Geständniß einer Unwissenheit, welche zu vermeiden nicht von ihm abgehangen hatte, machte ihn in der That interessant für den Philosophen. Jeder, der ihn auf seinen Reisen kennen lernte, giebt zu, daß Er unter allen Bourbons am meisten Verstand und Charakter beisammen hat. Wenn man näher mit ihm bekannt wird, bedauert man es, daß seine Erziehung vernachlässigt worden ist; denn diese hätte ihn leicht würdig machen können, für das Glück seiner Unterthanen zu sorgen, wenn das anders in den Kräften eines Königs steht *).

Ferdinand fing seine Reisen zu einer Zeit an, die in der That seinem Geiste Spannkraft geben mußte. Auch der Kaiser Joseph II. und sein Bruder Leopold reisten damals gerade. Alle drei hatten ihre Staaten in gleicher Absicht verlassen: sie wollten nehmlich besser regieren lernen. Man wird vielleicht überrascht werden, wenn man liest, daß der König von Neapel, dessen Unwissenheit jedermann kannte und er selbst nicht läugnete, dennoch in dem Falle war, jene beiden Fürsten über das Regieren zu unterrichten. Aber alle Bemühungen der Kunst können ja die Natur nicht erreichen.

Diese drei Souveraine begegneten einander mehrermale. Leopold hatte Kenntnisse; aber auch die Sucht, sie zu zeigen. Et wollte alles sehen, alles entscheiden, alles anordnen; und bildete sich ein, er wäre

*) Der Verfasser erinnert sich nicht, was er oben (S. 8.) z. B. von dem großen Theodorich gesagt hat, von dem er zugestehet, daß er ein Wohlthäter und das Glück seines Volkes gewesen sey. Bei andren Gelegenheiten kann er ja auch nicht umhin, Friedrich II: den Großen, zu nennen; und diesen Beinamen giebt er ihm doch gewiß mehr wegen seiner Regierung, als wegen seiner Siege.

berechtigt, jeden, der sich ihm näherte, ohne Unterschied zu Hofmeistern. Eines Tages fiel es ihm ein, dem Könige von Neapel eine Predigt zu halten und ihm eine ganze Reihe von Grundsätzen vorzuzählen; wobei er diesem rieth, wenn er wieder in seine Staaten zurückgekehrt wäre, Gebrauch davon zu machen. Ferdinand hörte ihn ruhig an, und antwortete auf Leopold's gravitatische Lehren mit weiter nichts, als mit folgender Frage im Jargon und Tone der Lazzaroni von Neapel: „Sage mir, Professor, hast du viel Neapolitaner in deinem Dienst, oder in deinem Lande?“ — Nicht einen einzigen. — „Nun, mein gravitatischer Professor, so höre denn, daß es Tausende von Toskanern in meinem Königreiche und in meinem Hause giebt. Würden sie bei mir seyn, wenn sie von dir Mittel gelernt hätten, in ihrem Vaterlande Brot zu verdienen?“

In Toscana fiel Ferdinand eine Spur von Traurigkeit in den Gesichtern der Einwohner auf; und er sagte zu Leopold: „ich kann nicht begreifen, wozu die Kenntnisse nützen, die du dir erworben hast. Du lsest in einem fort, und weißt sehr viel; dein Volk macht es eben so wie du: indeß herrscht bei dir unter den Leuten eine finstre Melancholie. Deine Hauptstadt, deine andern Städte, dein Hof, kurz alles, was um und neben dir ist, zeigt, ich weiß selbst nicht welche, Dürsterheit. Und ich? ich weiß nichts, und kann von nichts sprechen; aber mein Volk ist so froh! Nicht vierzehn Tage könnte ich leben bleiben, wenn Neapel so wäre, wie dein schönes Florenz. Indeß weiß ich, daß man zur Zeit der Medicis dort sehr vergnügt gelebt hat.“

Bei einer andern Gelegenheit erwiederte Ferdinand auf eine lange Predigt: „Was du da sagst, ist wohl vielleicht recht gut. Aber ich denke, ein glückliches Volk kann nicht traurig seyn; und das deinige

ist es. Willst du guten Rath annehmen, so regler es etwas weniger! Deine Gelehrsamkeit macht den Leuten lange Welle.“

Ferdinand kannte den Kaiser Joseph; denn er hatte ihn in Neapel gesehen. Jetzt traf er ihn in Mantua, Mailand und mehreren andern Orten. Joseph war in der Sucht zu schulmeistern noch stärker als Leopold. Ferdinand'en ward es mit dessen häufigen Wiederholungen endlich zu arg, und er sagte ihm mit dem raschen Frohsinn, der ein Hauptzug in seinem Charakter ist: „Ich sehe recht gut, was für ein Unterschied zwischen uns Statt findet. Als ich mich auf den Weg machen wollte, mußte ich mich von meinem Volke wegschleichen; deine Unterthanen aber sind nur dann glücklich, wenn du weg bist.“

„Höre nun auch Du deiner Seite,“ sagte er ein andermal zu Joseph; „du liegst auf der bloßen Erde, schläfst nur wenig, issest in der Eil, und verdauest schlecht. Du liefest und denkst unaufhörlich, vermeidest allen Zeitvertreib, gleibst dir ungläubliche Mühe, machst dich selbst zum unglücklichsten Menschen; und doch geht bei dir Alles schief. Deine Unterthanen fürchten dich; und bald werden sie dich auch hassen. Aber ich, mein Freund? Ich schlafe die Nächte ruhig, esse mit Appetit, und verdaue leicht. Dabei thu' ich so viel Gutes, wie mein hausbackener Verstand mir eingiebt. Meine Unterthanen lieben mich, und sind mit mir zufrieden; besonders aber lieben sie mich, weil ich mir nicht den hundertsten Theil so viele Mühe gebe, als du dir um die deinigen. Willst du gutem Rathe folgen, so ruhe ein wenig, und laß auch Andre ruhen!“

Joseph sagte eines Tages zu Ferdinand, und zwar so laut, daß sieben oder acht Personen, die ihn begleiteten, es hören konnten: seine Königreiche Neapel und Sicilien wären voll Unordnungen, und die

innere Verwaltung fehlerhaft. „Ich weiß wohl,“ erwiderte unser offenerzige Ferdinand, „daß die Verwaltung meiner Staaten nicht ohne Fehler ist. Aber ich bin unwissend, das weiß ich auch; und so fürchte ich mich, nur das Mindeste anzurühren, weil ich die Mißbräuche, die ich abschaffen wollte, leicht vermehren könnte. Alles zu ändern, ist leicht; aber es besser zu machen, das ist die schwere Kunst. Wenn man mir Verbesserungen vorschläge, und mir bewiese, daß sie nützlich wären: o, dann wollte ich sie mit Vergnügen annehmen. Aber einen Mißbrauch durch den andern ersetzen, der oft noch gefährlicher ist, als der erste: das hieße ja, einen dummen Streich über den andern machen. Ich lasse alles auf dem alten Fuß, bis man mir bewiesen hat, daß etwas wirklich Besseres möglich ist. Wozu sollte ich meine Unterthanen ohne Nutzen quälen? Du änderst alles, du hast die Sucht, immer Neuerungen zu machen. Aber wisse nur, daß für uns Fürsten halbe Kenntnisse, halbe Talente eine Klippe, und für unsre Völker eine wahre Geißel sind.“

Als Ferdinand von seiner ersten Reise zurückkam, überließ er sich einige Tage einem steten Nachdenken. Er beschäftigte sich unaufhörlich damit, seine Bemerkungen über das, was er gesehen und gehört hatte, wieder durchzulesen; und man sah an ihm mehrermale Zeichen von Nüchternheit. Er vergoß Thränen über das Schicksal seiner Unterthanen, und suchte sie, da er über alle Affektation hinaus ist, auch gar nicht zu verbergen. „Ach!“ sagte er, „meine Reise hat mir zu weiter nichts geholfen, als daß ich nun einsehe, wie tief meine Unwissenheit ist. Man hat mich nicht so erzogen, wie es nöthig gewesen wäre. Doch weiß ich wohl, wie sehr es mir an Unterricht fehlt. Alles, was ich habe, wollte ich darum geben, wenn es noch Zeit wäre, mir die Kenntnisse zu erwerben, die einen guten König bilden,

und die mich in Stand setzen würden, meine Unterthanen glücklich zu machen. Ich liebe sie; und weiß auch, daß ich von ihnen geliebt werde, ohne es durch sonst etwas verdient zu haben, als durch unnützen guten Willen.“

Die Reise durch Italien brachte indeß bei Ferdinand eine sichtbare Veränderung hervor. Sein Geist ward, da ihn Vergleichen geübt hatten, thätiger; und seit diesem Zeitpunkte ist das, was er aus eigener Bewegung vornimmt, gewöhnlich gut. Seine Depeschen sind ohne Kunst, aber deutlich, und mit dem gerardesten Menschenverstande bezeichnet. Was er sich ausdenkt, ist immer besser, als was Andre ihm an die Hand geben. So ist man denn ihm das wenige Gute, das im Königreiche geschieht, schuldig; und hätte er Festigkeit genug, sich nicht in die Schlingen locken zu lassen, welche die Königin und seine unwürdigen Minister ihm legen, so würde, wie man versichern kann, kein Staat besser regiert seyn, als Sicilien.

Acton's Günstling.

Es giebt wohl keinen Menschen, über den vorgesezte Meinungen so viele Gewalt hätten, wie über den General Acton. Ich habe Fälle gesehen, wo er die größten Schurken in Schutz nahm, weil er sich nicht im mindesten darauf versteht, Schein von Realität zu unterscheiden. Unter einer Menge von Beispielen dieser Art will ich nur Eins anführen. Ob er gleich erster Minister ist, und alles über die Königin vermag, so läßt er sich dennoch ebenfalls von Günstlingen regieren. Antonio Favola, aus Vicenza gebürtig, war in Neapel durch vielfältige Spitzbübereien bekannt.

Ihn protegirte ein Obristleutnant, der die Gunst des Generalz (oder vielmehr des Räubers von Minister) Acton hatte. Mehrere Personen, die von Tavola betrogen waren, wendeten sich, um entweder ihr Geld, oder Rache zu bekommen, an Acton, und baten, daß er Befehl geben möchte, diesen Betrüger zu verhaften. Der Minister hörte aber nur seinen Günstling, widerstand den augenscheinlichsten Beweisen, und gab nicht zu, daß Tavola vor Gericht gezogen wurde. Er fuhr fort, ihn in Schutz zu nehmen; ja, wagte es sogar, ihn zu entschuldigen.

Als der Abt Fortis, auf den Ruf des Königs, nach Neapel kam, empfahl ihm Acton's Günstling diesen Tavola, und bat ihn, daß er demselben eine Stelle verschaffen möchte. Fortis schlug das ab, und sagte dabei: dieser Mensch wäre wegen Spitzbübereien aus seinem Vaterlande gejagt worden; und also könne man sich unmöglich mit ihm etwas zu schaffen machen. Der Obristleutnant drang weiter in ihn, und erlaubte sich die Aeußerung: wenn denn nun auch Tavola's lustige Streiche wirklich bewiesen wären, so würden sie doch wohl verzeihlich seyn, da er keine andern Mittel gehabt hätte, sein Brot zu verdienen. Fortis gerieth hierüber in Unwillen, und sagte: „Ich sehe gar nicht, wozu es nöthig ist, daß Schurken leben! Wäre es nicht besser, wenn sich dieser Mensch ins Meer stürzte, als daß er auf solche Art lebt?“

So ist Acton, der erste Minister beider Sicilien! Solche Leute umgeben ihn, und werden, zur Schande der Menschheit, von ihm beschützt!

Der Abt Galliani.

Der interessanteste von allen Italiänern, die ich in Paris gekannt habe, wo er Neapolitanischer Legationssekretair war. Seine persönlichen Eigenschaften, seine litterarischen Kenntnisse und seine Schriften sind allzu bekannt, als daß ich hier davon reden sollte. Einige Anekdoten werden hinreichen, einen Begriff von dem wirklich originellen Charakter dieses liebenswürdigen und ausgezeichneten Mannes zu geben, den die Wissenschaften im Oktober 1787 verloren.

Er aß eines Tages zu Mittage bei dem Marchese Trauzzi. Unter den Gästen war auch der Vater Trauzano, vom Dominikaner-Orden, ein Erz-Pedant, ein Erz-Dogmatiker mit oberflächlichen scholastischen Kenntnissen, und einer der elendesten Prediger in ganz Italien. „Seyn Sie doch so gütig, sagte einer von den Gästen, mir die Schüssel Coroni“ (ein Wort, das sich im Deutschen nur durch Testikeln oder Hoden übersetzen läßt) „näher zu rücken.“ — „Was für ein unanständiges Wort!“ rief der Mönch aus. Wäre es nicht besser, das Gericht granelli (Körnerchen) zu nennen? Was sagen Sie dazu, Herr Abt Galliani?“ — Keins von beiden, ehrwürdiger Vater. Die Schüssel hätte einen anständigeren Namen, wenn man sie Trauzani nannte — „Jetzt ist auch gerade die rechte Zeit,“ erwiderte Trauzano mit zurückgehaltener Wuth, „mir eine Beleidigung zu sagen!“ Nun ahmte Galliani den pedantischen Ton des Mönches nach, und erwiederte sehr gravitatisch: non per qualitatem, sed per positionem, quia positi sunt juxta *) Trauzanum; (d. i. nicht wegen der

*) Das Wort juxta oder apud fehlt im Original; ohne Zweifel durch ein Versehen.

Qualität, sondern wegen der Position; sie stehen nehmlich bei Trauzano.) Der Marchese Tanucci konnte, so ernsthaft er auch von Charakter war, und so sehr er auch Gravität affectirte, dennoch ein kleines Lächeln nicht zurückhalten; und nun brach denn sogleich ein allgemeines Gelächter aus, das den Mönch in wohlverdiente Verwirrung setzte.

Selbst Leiden und die langsame Annäherung des Todes konnten Galliani's Frohsinn nicht vermindern. Er behielt diesen bis zum letzten Augenblick; und oft machte er, daß auf die Thränen, welche die Furcht ihn zu verfließen seinen Freunden entlockte, ein lautes Gelächter folgte. Hier ist ein Beispiel davon. Er selbst redet.

„In meiner Jugend nannte man mich den kleinen Ferdinand. Ein Bischof, meines Vaters guter Freund, sagte einmal zu ihm: ich möchte gern einen Spaziergang mit meinem kleinen Ferdinand machen. Mein Vater war ganz entzückt über die Ehre, die der heilige Prälat mir erweisen wollte, und sagte mir in gerührtem Ton: „gehe mein Sohn, mit diesem guten Hirten! er wird dich auf den Weg der Tugend leiten.“ Ich gehorchte; und Sr. Hochwürden Gnaden erklärten mir denn, nach einem sehr schmeichelhaften Eingange, daß Sie die lebhafteste Leidenschaft für mich empfänden. Die Gesticulation des Herrn Bischofs verstärkte seine kräftigen Worte noch. Ich war damals siebzehn Jahr, folglich in einem Alter, das gefährlich ist, wenn man von der Natur eine gute Figur bekommen hat. Aber ich war selbst in diesem Alter sehr häßlich, und konnte nicht begreifen, wie es möglich wäre, daß ich so lebhafteste Flammen erregt hätte. Monsignore, erwiederte ich sehr bedächtlich, Ewr. Gnaden Leidenschaft scheint mir über die Gränzen der Möglichkeit hinaus zu gehen. Meine Eigenliebe würde freilich dadurch um so mehr

geschmeichelt sehn, da alsdann mein Spiegel, auf den ich kaum die Augen zu werfen wage, förmlich Lügen gestraft wäre. Was an mir hat denn diese Leidenschaft erregen können? — „Das will ich dir sagen, mein kleiner Ferdinand. Dein lebhafter, vorzüglicher Geist, die Kenntnisse, die du schon in einem der Kindheit noch so nahen Alter dir zu erwerben gewußt hast: das, mein Freund, sind die Reize, die mich verführt haben....“

„So,“ sagte der sterbende Galliani lachend, „verschaffte mir das Lesen des Virgil, des Homer, Demosthenes, Horaz, Cicero und Anderer die Ehre, von einem Bischof — geliebt zu werden. Eine würdige Belohnung für so vielen Fleiß! O Schicksal! Schicksal!!“

Zwei Tage vor seinem Tode ließ er seinen Haushofmeister zu sich kommen, und befragte ihn um ein Pferd, das er ihm bezeichnete. Der Letztere antwortete: es wäre gerade diesen Morgen verkauft worden. „Nun, dem Himmel sei Dank!“ sagte der Sterbende. Dann wendete er sich zu seinen Freunden, unter denen auch der Doctor Gatti war. „Was meinen Sie wohl,“ fragte er diesen, „aus welchem Grunde ich mich nach dem Pferde erkundigt habe, das man auf meinen Befehl verkauft hat? Denken Sie nicht etwa, aus Mangel an Geld: das hab' ich; und überdies wäre die Hülfe, wenn es mir daran fehlte, allzu klein. Ich habe das Pferd nur deshalb losgeschlagen, meine Freunde, weil es mich in meinen testamentarischen Verfügungen verlegen machte. In welche Klasse sollte ich es setzen? Unter meine Effekten? Es hat ja noch eine Art von Leben. Unter die Mobilien? Es läßt nur selten einige Zeichen von Existenz blicken. Das hätte nur Fäukereien unter meinen Erben geben können; und ich will Ihnen gern alle Gelegenheit dazu ersparen.“

Der Ritter Gatti sagte den Abend vorher, ehe Galliani starb: „Sehen Sie, lieber Abt, wie ich Sie liebe! Die Gemahlin des Französischen Ambassadeurs hat mich eingeladen, in die Oper zu ihr zu kommen; ich habe es aber abgelehnt, und lieber Ihnen Gesellschaft leisten wollen.“ — „Und Sie verlangen nun wohl Dank?“ erwiderte Galliani. „Sie sehen mich für Harlekin an, dessen Lazzi Ihnen mehr Vergnügen machen, als die Concerti der Oper; und Sie sind gekommen, um hier den letzten Zeitvertreib dieser Art zu haben, den ich Ihnen noch machen kann.“

Auch Galliani's Testament verrieth Spuren von der Originalität, die sein ganzes Leben charakterisirt hatte. Er vermachte dem Prälaten Gaetani einen Degen, der, wie er sagte, dem Cäsar Borgia, Herzoge von Valentinois, gehört hatte; doch unter der Bedingung, daß der Prälat seinen Erben 100 Uncie d'oro *) dafür bezahlen sollte. Falls er aber das Legat nicht annähme, oder Schwierigkeit machte, die bestimmte Summe dafür zu geben, so sollte die Kaiserinn von Rußland in seine Stelle treten. Sein Museum hinterließ er dem Könige von Neapel, seinem Landesherrn; doch mit der Klausel, daß er sechstaufend Ducati, Neapolitanische Münze, dafür bezahlen sollte. Wenige Augenblicke vor seinem Tode kam der General Acton zu ihm. Als man ihm diesen meldete, äußerte er: „Sagt Sr. Excellenz nur, mein Wagen wäre fertig; aber man würde auch nicht säumen, den für den Herrn General in Stand zu setzen.“

Galliani hatte eine der ersten Stellen im Oekonomie- und Finanz-Departement. Seine Emolumente betragen 27,000 Französische Livres, den Ueberschuß

*) Diese Münze macht drei Neapolitanische Ducati aus, und ein Ducato ungefähr einen Thaler.

der Rechnungen noch nicht mit in Anschlag gebracht. Ungeachtet dieser guten Lage war er doch zuweilen in Mangel, weil sein Hauswesen, seine Bibliothek und mancherlei Liebhabereien seine Einkünfte wegnahmen. Man kennt in Frankreich seine Dialogen über den Getreidehandel, worin sein heiterer Charakter sich getreulich abmalt. Er sprach zwar oft von der Kunst zu regieren; aber seine Reden zeigten, daß er diese so schwere Kunst nur sehr oberflächlich kannte. Sein Lieblings-
satz, den ich nur anführe, um ein Beispiel von der Wendung seiner Ideen zu geben, war folgender: „Wenn die Einwohner eines Landes immer frohen Muthes sind, und die amtlichen Funktionen ihren Gang gehen; so kann man versichern, daß die Regierung gut ist.“ Ich erwiderte ihm hierauf eines Tages: „In H^{oll} und in Polen, wo die Menschen Sklaven sind, habe ich mich auf Kosten meiner Nase vom Gegentheil überzeugen können.“

Galliani war der geistreichste Mann in beiden Sicilien, hatte aber auch die verderbtesten Sitten. Alles schien ihm erlaubt, wenn nur der Erfolg die Handlung rechtfertigte. Er war sehr sorglos geworden, und lebte nur, um seinen Geschmack und seine Neigungen zu befriedigen. Nach seiner Ueberzeugung verdienten die Menschen nicht, daß man sich mit ihrem Glück beschäftigte. In dem Staatsrathe nahm er immer die Parthei des Despotismus, und niemand war mit willkürlicher Regierung so zufrieden, wie er.

Wohl nie hat ein Mensch so viele Anekdoten gewußt; auch konnte wohl keiner sie so angenehm erzählen. Er vereinigte Scherze und Polissonnerie in einem sehr seltenen Grade. Einmal sprach man in seiner Gegenwart davon, daß Raynal gut erzählte; und zugleich setzte man hinzu: er beobachtete die Regeln des Wohlstandes sehr sorgfältig. „Raynal, erwiderte

Galliani, ist im Stande, Einer Person dasselbe zehnmal zu erzählen; ich aber, ich erkläre den für einen H...tt, der sich zu sagen untersteht, er hätte einerlei zweimal von mir gehört; ob ich gleich in Paris Millionen Geschichten zum Besten gegeben habe.“

Galliani behielt sein Gedächniß bis zum letzten Augenblick, und endigte seine Laufbahn, ohne nur die mindeste Spur von Traurigkeit zu verrathen. Seine Nefsen haben nur sein Vermögen geerbt.

Die entlarvte Heilige.

Während meines ersten Aufenthalts in Neapel gab es daselbst eine Frau, die unter dem Nahmen: die Stein-Heilige bekannt war. Die leichtgläubigen Neapolitaner verehrten sie, und sie genöß die Vorrechte der Heiligkeit. Sie gab vor, am Gries zu leiden, und stellte sich, als wenn oben und unter Steine von ihr gingen. Cottugno, ein sehr gelehrter, philosophischer Arzt von außerordentlichen Verdiensten, wollte die Frau gern sehen; und einige Augenblicke überzeugten ihn schon von dem Betrüge, den die angebliche Heilige ausgesonnen, und ein Wundarzt, ihr Vertrauter, dann befördert hatte. Da das Wunder sich alle Tage erneuerte, so nahm dem gemäß auch ihr Ruf zu. Eine Menge Personen von allen Ständen besuchten sie; man empfahl sich ihrem Gebete, und flehete sie an, vom Himmel bald diese, bald jene Gnade zu bewirken. Da sie von höherer Hand Anweisung bekam, so spielte sie ihre Rolle wie eine Person vom Handwerk. Sie sich vor dem Herrn in den Staub werfen; sich vor den Menschen demüthigen; für, beständig alle die Gaukeleien zu machen, wodurch sich Unwissende — und deren Anzahl ist in diesem Königreiche

che

che, wo man von Kultur des Geistes beinahe gar nichts weiß, sehr beträchtlich — hintergucken lassen: das war das immerwährende Geschäft dieser Heiligen. Personen vom vornehmsten Range bezeigten ihr Verehrung. Auf alle Fragen, die man an sie that, antwortete sie sehr gut, und zwar um so besser, da niemand sich ihr näherte, ohne ihr Geld oder andere Geschenke anzubieten, die sie denn in aller Demuth nur um der Liebe des Herrn willen annahm.

Am meisten empörte mich bei dieser Geschichte der Umstand, daß die Regierung einen solchen Betrug duldet, und gar keinen Schritt that, ihn zu entlarven. Die Minister sprachen darüber, und man erzählte bei Hofe Märchen davon. Die kleinere Anzahl machte sich lustig; aber die meisten glaubten wirklich an eine so plumpe Betrügerei, die der Tortur werth gewesen wäre. Und wer denn ja das Wunder nicht für richtig hielt, ließ sich doch wenigstens in so fern verblenden, daß er nicht sah, was für nachtheilige Folgen diese fortgesetzte Lüge haben könnte. Man wußte nicht, welche Gewalt sich ein listiges Weib über leichtgläubige Menschen, mit Hülfe ihrer Weichtväter, verschaffen kann, besonders in einem Lande, wo die Vorurtheile mit der Unwissenheit in genauem Verhältnisse stehen. Der Hof und die Minister drückten die Augen um die Wette zu; so hatte die Heilige völlige Freiheit, die Leute für sich einzunehmen, und erwarb sich ein beinahe eben so großes, gewiß aber ein eben so gegründetes Ansehen, wie das Blut des heiligen Januarus. Kurz, wenn der Arzt Corrigno, den Liebe zur Wahrheit leitete, es nicht über sich genommen hätte, die Betrügerei zu entlarven, so würde sie sich vielleicht so weit fortgepflanzt haben, daß sie dieser Erz-Betrügerinn die Verehrung ihrer Zeitgenossen, ja vielleicht auch der Nachwelt, verschafft hätte.

Cottugno fand es nicht leicht, den Neapolitanern die Augen zu öffnen. Die Mitschuldigen der Heiligen hatten Maßregeln genommen, die ihnen unfehlbar schlenen, und bei denen der Betrug, wie sie glaubten, nie entdeckt werden könnte. Eigennuß ist ja eine mächtige Triebfeder! — Aber Cottugno kannte die Spiele, die Abweichungen, ja beinahe die Geheimnisse der Natur, und konnte die täglichen Erzählungen von einem Umstande nicht glauben, der über die Gränzen seiner Kunst hinaus gieng. Er redete mit dem Wundärzte, und versuchte, ob er ihn zu den Grundsätzen der Ehre und der Religion zurückbringen könnte. Zuletzt zog er auch des Mannes Eigennuß mit ins Spiel, und erbot sich, ihn zu belohnen, wenn er der Wahrheit ein Opfer brächte. Doch alles war vergeblich; und Cottugno mußte sich nun, da ihm der Versuch fehlschlug, auf seine eignen Kräfte verlassen.

Er verschaffte sich mehrere Steine, welche die Heilige von sich gegeben hatte, untersuchte sie, und überzeugte sich, daß sie Theils kalkartig, Theils Bimsteine, alle aber von der Art waren, die man in den Gegenden um Neapel gewöhnlich findet.

Als er diese stummen, aber unverwerflichen Zeugen hatte, sprach er aufs neue mit dem Wundärzte, den aber Vorwürfe und Drohungen eben so wenig erschütterten, als vorher Versprechungen.

Die Farce ward im großen Hospitale gespielt. Dazhin begab sich Cottugno eines Tages in Begleitung mehrerer Aerzte und Wundärzte. Man untersuchte die Extremitäten der Person, und fand vierzehn Steine darin. Cottugno ließ die Frau von den andern Kranken absondern, und es waren dennoch wieder Steine in dem Nachtsuhl. Nun gab er ihr einige von seinen Schülern zu Wächtern; doch ob man sie gleich auf das genaueste beobachtete, so setzte sie ihr Wesen dennoch acht und

zwanzig Tage lang fort. Die Anzahl der Steine blieb sich nicht gleich; aber sie waren alle von einerlei Beschaffenheit, und gingen auf gleiche Weise ab. Endlich bemerkte einer von den jungen Leuten, welche die Person beobachteten, daß sie die Hände fast immer in den Taschen hielt; und nun nöthigte er sie, damit heraus zu bleiben. Die Heilige, der man hierdurch einen Querstrich machte, bat um eine Prise Taback. Sobald man ihr die gegeben hatte, war sie auf einen Augenblick wieder in ihrer Lieblingsstellung, und steckte dann, indes sie so that, als ob sie den Taback schnupfte, mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit Steine in den Mund. Aber der junge Mann bemerkte es dennoch, faßte sie bei der Kehle, und ließ mehrere Frauen hereinkommen, welche auf sein Geheiß jener die Kleider ausziehen mußten. Nun fand man denn ein Säckchen an ihr Hemde genähet, worin fünfhundert und sechzehn kleine Steine waren. In einer Art von Amulet, das sie am Halse trug und das man bisher für ein Reliquienkästchen gehalten hatte, befanden sich ungefähr sechshundert.

Diese Heilige von neuem Schlage besaß einen ungeheuern Kasten voll Geld, Geschirr, Leinwand und andern Sachen, die sie den leichtgläubigen Neapolitanern abzupressen gewußt hatte. Die Geschichte ward übrigens nun den Augenblick bekannt. Ich weiß sie von Cottugno selbst, der sie bei dem Herzoge von Belforte erzählte, wo ich gerade mit ihm zusammen war. Man muß wohl gestehen, daß unter allen großen Städten in Europa Neapel vielleicht die einzige ist, wo eine solche Fabel Glauben finden und sich so lange darin erhalten konnte.

Charakteristische Züge von dem Könige von Neapel.

Ich habe mir vorgenommen, die Sitten und den Charakter mehrerer Fürsten in Italien zu schildern; in: deß glaube ich mit meinen Gemälden abwechseln zu müssen, um meinem Buche durch Mannichfaltigkeit mehr Reiz zu verschaffen.

Aus dem, was ich schon über den König von Neapel gesagt habe, hat man sich einen Begriff von seinem Charakter machen können. Ein guter Kopf, aber ohne Kultur; richtiger Verstand; ein vortreffliches, aber schwaches Herz. Und dabel läßt er sich durch gewohnte Vergnügungen, besonders aber durch seinen Hang zur Jagd, hinreißen. Oft versinkt er in eine moralische Nullität, die gar nicht genug zu beklagen ist. Hier sind einige Züge davon.

Im Januar 1788 hielt Ferdinand in Caserta einen Staatsrath, dem die Königin, der Minister Acton, Caraccioli und einige Andre beizwohnten, und der eine sehr wichtige Angelegenheit betraf. In demselben Augenblicke, als darüber debattirt ward, hörte man an die Thür klopfen. Diese Störung überraschte Alle, und niemand konnte begreifen, wer so dreist wäre, gerade in einem solchen Augenblicke zu kommen. Aber der König lief schnell zur Thür, machte sie auf, und ging weg. Bald nachher kam er mit allen Zeichen der lebhaftesten Freude wieder, und bat: man möchte die Sache so geschwind wie möglich abthun; denn er hätte etwas vor, das wohl von ganz anderer Wichtigkeit wäre, als das, worüber man jetzt spräche. Man hob den Staatsrath auf, und der König begab sich in sein Zimmer, um bei guter Zeit im Bette seyn, und den folgenden Morgen noch vor Tagesanbruch aufstehen zu können.

Die Sache „von ganz andrer Wichtigkeit“ bestand denn in einer Jagdpartie. Das Klopfen an die Thür war ein Zeichen, daß der König mit einem Piqueur verabredet hatte; und dieser war nun, auf Befehl des Königs mit der Nachricht gekommen, daß sich an einem gewissen Orte in dem Forst bei Anbruch des Tages ein Rudel wilder Schweine gezeigt hätte, und daß es alle Morgen an eben den Ort käme. Ganz augenscheinlich mußte man den Staatsrath abbrechen, daß der König bei guter Zeit zu Bette gehen und im Stande seyn könnte, die wilden Schweine zu überfallen. Wenn sie ihm entgangen wären: wie hätte es da um Ferdinands Ehre gestanden?

Ein andermal ließ sich an eben dem Orte und bei gleichen Umständen ein dreimaliges Pfeifen hören. Auch das war wieder ein zwischen dem Könige und dem Piqueur verabredetes Zeichen. Aber die Königin und die Mitglieder des Staatsrathes nahmen den Scherz gar nicht gut auf. Nur der König allein fand Vergnügen daran, öffnete geschwind ein Fenster, und gab seinem Piqueur Audienz, der ihm denn ankündigte: es hätte sich ein Volk Vögel sehen lassen, und Se. Majestät dürften keinen Augenblick verlieren, wenn Sie das Vergnügen einer glücklichen Jagd haben wollten.

Als das Gespräch geendigt war, kam Ferdinand in großer Eil wieder, und sagte zu der Königin: „meine liebe Lehrerin, präsidire doch einmal für mich, und beendige die Sache, derentwegen wir beisammen sind, nach deiner Einsicht.“

Der König von Neapel und der Markgraf von Anspach führen einen vertrauten und regelmäßigen Briefwechsel über Alles, was die Jagd betrifft. Jeder von diesen beiden Fürsten hält ein genaues Register, worin Tag für Tag, und Stunde für Stunde, die großen Thaten eingetragen werden, welche sie verherrlichen. Während

des Zwistes, den die beiden Könige von Spanien und von Neapel mit einander hatten, sorgte Ferdinand sehr dafür, sich das Tagebuch von den Jagden seines Vaters zu verschaffen, und schickte auch das seinige sehr regelmäßig an Se. Katholische Majestät. Auf Dinge, welche allen beiden so werth waren, hatte die Politik niemals Einfluß. Die Tagebücher enthielten immer ein vollständiges Verzeichniß alles zum Zeitvertreibe des Monarchen aufgeopferten Nothwildes; auch Hasen und das Geflügel wurden nicht vergessen. Man beschrieb zugleich die Schwierigkeiten, die man hatte überwinden müssen, gab die Zahl der Personen an, welche des Königs Begleiter gewesen waren, und erwähnte auch deren ehrenvoll, die sich, nächst ihm, am meisten ausgezeichnet hatten.

Ferdinand las die Jagdberichte des Markgrafen Heber, als die von dem Könige von Spanien; und zwar aus einer ganz natürlichen Ursache. Er war geschickter oder glücklicher als der Markgraf, und übertraf ihn; der König von Spanien aber that es ihm in dieser Kunst zuvor, welche das Bedürfniß erfunden, der Stolz beibehalten, und die Folge der Zeit zu einer Plage der Landleute gemacht hat.

Der Bericht von Ferdinands Heldenthaten war immer länger, als der Markgräfliche; und die Kamäleone an seinem Hofe ermangelten nie, seiner Sucht dadurch zu schmeicheln, daß sie ihm den Preis in Wissenschaft und Geschicklichkeit zuerkannten, und zugleich sagten: der König, sein Vater, thäte es ihm nur deshalb zuvor, weil er so unermeslich große Forsten hätte.

Von den Anekdoten, zu denen die Jagd Gelegenheit gegeben hat, will ich einige erzählen, weil sie drollig genug sind, und Theils den Frohsinn, Theils die Herzensgüte Ferdinands zeigen.

Einmal begegnete ihm im Walde eine arme Frau, die ihn nicht kannte, und sehr traurig zu seyn schien. Er redete sie an; und sie erzählte ihm nun: sie wäre kürzlich Wittwe geworden, müßte sieben Kinder ernähren, und des Königs Hunde hätten ihr kleines Grundstück verwüßt. „Es ist doch hart,“ setzte sie hinzu, „wenn man einen Jäger zum König hat, dessen Vergnügen seinen Unterthanen Thränen kostet! Was muß der Tölpel mir mein Feld zu Grunde richten!“ Ferdinand erwiederte: ihre Klagen wären gerecht; und da er in Sr. Majestät Diensten stände, so würde er nicht ermangeln, Dieselben davon zu unterrichten, indeß nichts von den Scheltworten erwähnen, die sie sich erlaubt hätte. „Sag ihm, was du willst,“ antwortete die Frau: „das ist mir ganz gleichgültig; ich habe von dem Kerl doch nichts zu hoffen!“ Der König begleitete sie nun bis zu ihrer Hütte. Er wollte den angerichteten Schaden selbst sehen, und ließ ihn von zwei Bauern taxiren, die in der Nachbarschaft wohnten und ihn ebenfalls nicht kannten. Am Ende nahm er denn alles Geld, das er bei sich hatte, aus der Tasche, belohnte die beiden Schiedsrichter, und gab den Rest der Wittve, die auf solche Art überreichlich entschädigt ward.

Das Jagdvergnügen ist nicht das einzige, dessen Ferdinand in den Wäldern genießt. Er hat in jedem Distrikte große Hütten bauen lassen, die ganz einfach, aber bequem möblirt sind. Dorthin bringen ihm denn seine Kuppler junge und hübsche Bauer mädchen. Uebrigens empfiehlt er den Dienern dieser ländlichen Boudoirs sehr sorgfältig, ja verschwiegen zu seyn, daß die Königin nichts erfahre. Einer von ihnen, dem er einmal seine Lektion repetirte, erwiederte ihm: „Wozu denn aber alles das Geheimthun? Die Königin macht sich ja auch ein Vergnügen, und wohl viel öfter,

als Ew. Majestät.“ — „Still! still! laß sie nur! Das giebt bessere Art.“

Der Kuppler hatte Recht. M . . . K . . . hat eine Menge Liebhaber, wenn man anders die Ehrfächtigen, von denen sie umgeben ist, so nennen kann. Unter dieser Menge zeichnen sich indeß Drei besonders aus: erstlich, der General Acton; zweitens der Herzog della Regina, (der stupideste Mensch im ganzen Königreiche, aber gewachsen wie ein Herkules), der verheiratet ist, dessen Frau aber ganz öffentlich einen Liebhaber unterhält; drittens endlich Pic d'Uceni, der in Italien als Ballet-Erfinder in Ruf steht. Acton aber thut es allen seinen Nebenbuhlern zuvor. Außer den drei hier angezeigten Personen besoldet J . . . M . . . noch eine große Anzahl Subalternen; und das bringt sie denn fast immer in einen Mangel, dessen Ursache so schimpflich, als die Wirkung davon für das Volk traurig ist.

Der Englische Gesandte.

Unter den Europäischen Ministern, die in Neapel residiren, findet man nicht einen einzigen, der sich mit dem Ritter Hamilton vergleichen ließe. Schon sein bloßer Name ist sein Lob. Seine Schriften und sein litterarisches Verdienst sind allzu bekannt, als daß ich davon zu reden brauchte; ich will daher die Blicke meines Lesers nur auf das Innere im Haushalt dieses berühmten Mannes heften.

Ein Neffe von Hamilton hatte ein schönes, elternloses Mädchen, das mit Annehmlichkeiten des Geistes die glücklichsten Anlagen zu reizenden Geschicklichkeiten vereinigte, aus einem der berühmtesten Ad-

ster in London frei gemacht. Er nahm sie dann zu sich in sein Haus, und hielt ihr die nöthigen Lehrer, daß sie in der Folge einmal alles das würde, was sie werden zu können schien. Sie entsprach der Erwartung ihres Liebhabers völlig. Tanzen, Musik, Zeichnen, Geschichte, Geographie und einige Kenntniß der Dichtkunst füllten alle ihre Stunden aus. Ihr Kopf und ihr Herz bildeten sich; auch bekam ihr Aeußeres die Ungezwungenheit und das Edle, das die Natur wohl ertheilen, aber nur die sorgfältigste Erziehung erst ausbilden kann.

Die großen Ausgaben, die so zu den gewöhnlichen noch hinzu kamen, verminderten das Vermögen von Hamiltons Neffen, und die Zerrüttung seiner Umstände nöthigte ihn zu den größten Einschränkungen. Das Mädchen, das er an Glanz gewöhnt hatte, ward nun für ihn eine Last, die er nicht mehr tragen konnte. Er wollte sie indeß nicht einschränken, und noch weniger sie wieder in das Haus bringen, aus dem er sie genommen hatte; so war er denn damit zufrieden, sich auf immer von ihr zu trennen. Nun schrieb er an seinen Oheim, den Ritter Hamilton, und that ihm den Vorschlag, diese Zauberinn zu sich zu nehmen. Dabei stellte er ihm vor: wie gut sie ihm bei seinem Alter die lange Weile vertreiben könnte, und wie nöthig ihm eine Zerstreuung bei seinem Studiren wäre, dem er so übermäßig nachhinge. Der Oheim ließ sich den Vorschlag gefallen. Das junge Frauenzimmer reiste von London ab, kam nach Neapel, und ward von Hamilton, wie eine geliebte Tochter von ihrem Vater, aufgenommen.

Man sprach in allen Gesellschaften von ihr, weil man sie allgemein bewunderte. Sie hatte eine reizende Figur, eine himmlische Stimme, Geist, Talente von jeder Art; und dazu kam nun noch das seltenste von allen: die Kunst Artigkeit mit Würde, und Gefühl mit

Sittsamkeit zu verbinden. Diese Sirene besaß Alles, was Liebe erregen und Achtung, ja selbst Ehrfurcht, gebieten kann. Der Ritter Hamilton ward, trotz seinen acht und funfzig Jahren und seiner Neigung zum Studiren, in sie verliebt. Sechs Wochen reichten hin, ihn zu bezwingen und seine Gesundheit so zu zerrütten, daß man ihn gar nicht mehr kannte. Naturgeschichte, Alterthümer, Alles ward bei Seite gelegt und vergessen. Hamilton empfand jetzt nur Liebe, wußte nur Liebe auszudrücken. Er erklärte öffentlich: wenn er einen Sohn von dem Mädchen bekäme, so würde er eine Verbindung, von der schlechterdings sein ganzes Leben abhinge, geschmählig machen.

Seit dieser Zeit ist Hamilton's Hotel, worin vorher die Wissenschaften wohnten, ein Aufenthalt der Grazien und der Freuden geworden. Der Ritter dachte bloß darauf, alle Vergnügungen um seine Gebietertum zu vereinigen. Sie, als die Königin seines Hauses, machte auch die Honneurs, nahm in seiner Abwesenheit die Besuche an, und wußte jedem so genau das Schicklichste zu sagen, daß niemand ohne den Wunsch, sie wieder besuchen zu können, von ihr ging.

Hamilton wohnt am meisten in Caserta, weil er die Jagd liebt, wodurch er denn sehr bei dem Könige in Gunst gekommen ist, der ihn auch zu solchen Parteen immer einladet. Wenn er sich nicht auf der Jagd befindet, oder wenn die Pflichten seines Postens ihn zu Hause halten, so wandert der würdige Hamilton mit seiner Göttin in dem Garten zu Caserta umher, und trifft darin oft die Königliche Familie an. Die Königin hat den Einfall gehabt, darüber verbrießlich zu thun; und seitdem er sich diese häufigen Spaziergänge erlaubt, bezeigen ihm Ihre Majestät nicht mehr die vorige Gnade, worüber sich Hamilton indeß leicht tröstet. Dieses Betragen der Köni-

ginn kann, wenn man es neben ihre eignen Unregelmäßigkeiten hält, etwas sonderbar scheinen; aber man weiß, daß sie bei allen ihren Verirrungen dennoch die Tugenden, die ihr selbst fehlen, genug schätzt, um von den Prinzessinnen, ihren Töchtern, alles entfernt zu halten, was auf die Imagination derselben wirken könnte. Sie hat sich sogar große Mühe gegeben, Hamilton bei dem Könige zu schaden; aber ihr Ansehen ist an der Liebe zur Jagd gescheitert, welche Beide vereinigt und zusammenbringt.

Als Hamilton Vater wurde, hielt er sein Wort. Er heirathete seine Götting öffentlich, und äußerte: „so viele Talente und seltne Vollkommenheiten wären mehr werth, als der älteste und glänzendste Adel.“ Die Gestalt der Madame Hamilton ist in der That reizend. Ihr Buchs von mehr als mittelmäßiger Größe und von den allervollkommensten Verhältnissen läßt sich gar nicht beschreiben. Ihr Geist, ihr Charakter und ihre jetzigen Sitten, kurz alles an dieser Frau, ist so außerordentlich, wie ihr Schicksal.

Der Ball bei Hofe.

Am 4ten Januar 1788 gab man bei Hof einen großen Ball, wozu die sämmtlichen vorgestellten Fremden eingeladen wurden. Auch ich bin bei einigen solchen Lustbarkeiten zugegen gewesen, und kann versichern, daß feinere Personen nicht sehr damit zufrieden seyn konnten. In keinem Lande sind die Frauenzimmer von höherem Range so schlecht erzogen; und die Mannspersonen geben ihnen in diesem Stücke nicht viel nach. Bei den Geschlechtern in Neapel fehlt Grazie und Annehmlichkeit; so haben sie denn keine der äußeren Eigenschaf-

ten, welche den Fremden anziehen und ihn gegen das, was ihnen sonst etwa fehlt, nachsichtig machen könnten. Steht es ja einige Ausnahmen, so sind es nur fremde Frauenzimmer, die in Angelegenheiten, oder auf ihren Reisen, nach Neapel kommen.

Man hatte damals die Bataillone der Liparoten und der Cadetten aufgehoben; auch ging man damit um, die Italiänische und die Schweizer-Garde ein gleiches Schicksal treffen zu lassen. Es befanden sich eine Menge Officier in den Zimmern, und alle waren mißvergnügt über die Königin, welche, wie man wußte, an diesen Aufhebungen einzig und allein Schuld war. Noch mehr nahm die Unzufriedenheit dadurch zu, daß der General Salis und sein Gefolge, welches aus fremden Officieren bestand, schon angefangen hatten, die Tactik zu verbessern und die Disciplin zu verändern.

Der König war Anfangs bei dem Balle zugegen gewesen; doch da er sich bei der Nepphühner-Jagd ermüdet hatte, und sich am folgenden Tage eben das Vergnügen zu machen wünschte: so begab er sich bei guter Zeit weg, und ließ die Königin in Freiheit, ihrem Geschmack Genüge zu thun und einen Plan, den sie entworfen hatte, auszuführen. Und nun sehe man, wie weit eine Oestreichische Prinzessin die Dreistigkeit zu treiben im Stande ist!

Sie wußte, daß ihr Privatleben Murren erregte, besonders aber, daß die Officier der beiden Garde-Regimenter mißvergnügt waren; daher wollte sie sich bei ihnen entschuldigen und den Unwillen derselben auf den Baron von Salis fallen lassen. Hierzu wählte sie einen Augenblick, wo gerade sechzehn von den Officieren im großen Saale um sie waren. Sie ließ den Baron von Salis rufen, der in einem entfernteren Zimmer ganz ruhig eine Partie Whist spielte, und re-

dete ihn denn, sobald er kam, mit folgenden Worten an: „Ist es nicht wahr, Herr Baron, daß Sie die Aufhebung aller privilegirten Corps in untrer Armee vorgeschlagen haben?“ Salis antwortete nur durch eine Verbeugung; er hat aber seitdem zu mehreren Leuten gesagt: dies Stillschweigen wäre eine Folge der Achtung gewesen, die er noch für die Königin von Frankreich hätte. M... R.... ward durch diese Nachgiebigkeit dreist, und fragte weiter: „Warum haben Sie denn also gesagt, Herr General,“ (dieser hatte, wohl zu merken, nie ein Wort von so etwas geäußert) „Ich hätte alle diese Aufhebungen und Reformen angegeben?“ Salis machte eine zweite noch tiefere Verbeugung, und entfernte sich. Nun wendete sich die Königin zu den Officieren, die sie wieder gewinnen wollte, und war dreist genug zu sagen: „Eo muß man die Verläumder beschämen!“

Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Scene alles Vergnügen unterbrach. Zorn und Dreistigkeit bligten in den Augen der Königin, und man fürchtete, sie möchte noch mehr Unbesonnenheiten begehen. Der Ball hörte zwar nicht auf; aber nun herrschten dabei Traurigkeit, Furcht und lange Weile.

Man hat mir versichert, der Baron von Salis habe völlige Gegenwart des Geistes behalten und den Ball bis zu Ende abgewartet. Er setzte sich wieder an seinen Spielrüsche, und betrug sich wie gewöhnlich, ohne Verdruß zu äußern, oder Heiterkeit zu affectiren, die er freilich nicht haben konnte.

Am folgenden Tage war er bei dem Marchese von Montdragon, und das Gespräch fiel auf die Botanik. Der Baron von Salis sagte: er liebte diese Wissenschaft sehr; und da er voraussah, daß er einige Jahre in Neapel bleiben würde: so wollte er sich ein Landhaus mit einem großen Garten miethen, und

alle einheimische Pflanzen, alle Bäume und Stauden der beiden Sicilien darin zusammen bringen. „Ich will,“ setzte er hinzu, „einen einländischen botanischen Garten daraus machen.“

Da Salis über die Scene mit der
. . . M . . . K . . . so wenige Empfindlichkeit äußerte, so glaubten einige Höflinge: es wäre nur ein zwischen ihr und ihm verabredetes Spiel gewesen, um die erstere bei dem Publikum zu rechtfertigen. Aber man wird bald sehen, daß sie allein Schuld hatte.

Als der Hof und die Stadt erfuhren, was den Abend vorher bei dem Balle vorgegangen war, erlaubten sie sich, ziemlich laut darüber zu reden. Mit so vieler Mäßigung und anscheinender Gleichgültigkeit der Baron von Salis diese Beleidigung auch hingenommen hatte: so verdrosß sie ihn doch genug, daß er seinen vollen Abschied verlangte. Er glaubte Anfangs, daß er diese Scene einem geheimen Feinde zu verdanken hätte; und diese Idee bewog ihn, denselben zu entlarven, ob er ihn gleich bis dahin geschont, und sich gestellt hatte, als wenn er ihn gar nicht kannte. Wer dieser Feind war, soll der Leser augenblicklich hören.

Salis wünschte, sich mit der Königin erklären zu können, und war nicht im Stande es dahin zu bringen. Aber der König bewilligte ihm zwei lange Audienzen, und der Minister Acton eine Zusammenkunft. Dies verdankte er der Verwendung des Französischen Ambassadeurs, und besonders der Gemahlinn dieses Ministers, welche das Talent zu Intriguen im höchsten Grade besitzt. Brisac, der an jener Scene Schuld war, wurde auf Befehl des Königes in Verhaft genommen und in das Castello del Uovo *) ein-

*) Eins von den fünf Kastellen, die Neapel beschützen. Es liegt auf einem Felsen im Meer, und hat seinen Namen von seiner eiförmigen Gestalt.

gesperrt, aus dem er auch nicht eher wieder herauskam, als bis man ihn an die Gränze von Neapel brachte.

Der König betrug sich bei dieser Gelegenheit sehr gut, und zeigte die größte Festigkeit. Er ließ den Minister Acton kommen, nahm einen gebieterischen Ton an, und befahl ihm, an den Baron von Salis zu schreiben, sich aber bei Strafe seines höchsten Zorns wohl in Acht zu nehmen, daß er in dem, was ihm diktiert würde, auch nicht eine Sylbe änderte. Hier ist das Billet an den Baron.

Erw. Excellenz,

Ich habe dem Könige die beiden Memoiren vorgelegt, die Erw. Excellenz mir am 5. und 10. dieses Monats zugestellt, und noch mündlich alles, was den Umständen gemäß war, hinzu gesetzt, damit Se. Majestät von dem, was Ihnen begegnet ist, genau unterrichtet würden. Auch habe ich der Königin das, was Erw. Excellenz mir zu sagen für gut fanden, vor Augen gelegt, um sie in Ansehung dessen, was man ihr hinterbracht hätte und was der Wahrheit gänzlich entgegen ist, aus dem Irrthume zu bringen. Der König hat mir befohlen, Erw. Excellenz durch dieses Billet, welches zur Antwort auf die beiden in Dero Namen übergebenen Memoiren dient, zu versichern, daß Se. Majestät Sich über die ganz von der Wahrheit entfernten Reden die man geführt, und über die Ihnen dadurch verursachten Unannehmlichkeiten außerordentlich gewundert hat. Der König will, daß ich Erw. Excellenz die sichersten Zeugnisse seiner bestens empfundenen Achtung erneuern soll, die bis jetzt nichts in seinem Herzen hat vermündern können; und ferner auch sein Vergnügen über die Dienste, welche Sie ihm mit so viel Eifer als Thätigkeit zu leisten angefangen haben, und deren Fortsetzung Se. Majestät erwartet.

Auf Befehl des Königs füge ich auch noch die besondern Gesinnungen Ihro Majestät der Königin

hinzu, und zwar mit der ausdrücklichen Erklärung, daß sie von den falschen Eindrücken, welche man ihr wegen Ewr. Excellenz beigebracht hatte, völlig zurückgekommen ist. Meine erhabne Souveraine wünscht, Ew. Excellenz mögen das Vorgefallene vergessen und überzeugt seyn, daß sie gegen den Herrn General eben dieselben Gesinnungen habe, wie der König.

Se. Majestät befehlt mir noch, Ewr. Excellenz anzuzeigen, daß die Urheber der veräumdlichen Beschuldigungen, über welche Dieselben Sich mit Recht beschwert haben, bestraft werden sollen, und daß hierzu schon die gemessensten Befehle ertheilt sind.

Ich versichere, daß ich mit vieler Hochachtung verharre

Ewr. Excellenz

Caserta,

rc.

Johann Acton.

D. 14. Febr. 1788.

Dies Billet ward in alle Zeitungen eingerückt, unterhielt die Neugierde der Müßiggänger, und diente nur dazu, den Haß und die Verachtung aufs neue zu erwecken, die sich die K . . . durch ihre ausföbige Aufsführung schon vorher zugezogen hatte. Daß Brissac, eine von ihren vertrauesten Kreaturen, ihr geheimer Emissarius und ihr öffentlicher Liebhaber, verhaftet war, verursachte ihr sehr lebhaften Schmerz. Sie schrieb ihm alle Tage, und überhäufte ihn mit Geschenken. Er gab in seinem Gefängnisse Tafel, und die Königin bestritt die Kosten. Als Ferdinand dies alles erfuhr, zitterte er vor Wuth. Er ließ den Kaiserlichen Minister zu sich rufen, und bat ihn, der K . . . vorzustellen, in welchem hohen Grade sie ihre Familie entehrte. Dieser Minister, ein kluger und bedächtiger Mann, sagte, wie ich weiß, zu jemanden, der ihn bat, seine Vorstellungen doch ja mit aller möglichen Wärme zu machen: „Sie können Sich gar nicht vorstellen, wie

wie hartnäckig und starrsinnig diese Frau ist. Sie will schlechterdings nichts hören. Bloß alle die Furien, die um sie sind und die den Staupbesen öffentlich verdienen, haben das Recht, ihr etwas zu sagen. Die schwachen ihr aber ohne Unterlaß vor: „Nachgiebigkeit sey Schwäche, und Festigkeit mache alle Caprizen, alle Handlungen gut.“

Die Königin verschloß sich einige Tage in ihre Zimmer, und weigerte sich, ihren Gemahl zu sprechen. Während der Zeit gab es denn Unterhandlungen, wobei der Minister des Wiener Hofes die unangenehmste Rolle spielte. Ehe Acton das oben mitgetheilte Billet an den Baron von Salis schickte, ging er zu der Königin, zeigte es ihr, und versicherte dabei: er wäre bereit, dem Verlangen des Königs nicht zu gehorchen, und seinen Abschied zu fordern.

Die Vertrauten dieses Paares bewogen die Königin endlich, zu erlauben, daß Acton das Billet abschickte; sie stellten ihr nehmlich vor: wenn er das Ministerium verliesse, so könnte es leicht seyn, daß sein Nachfolger ihrem Willen weniger geneigt wäre. Endlich ergab sie sich, und Acton bekam Erlaubniß, seinem Souverain zu gehorchen.

Durch diesen erzwungenen Schritt ward übrigens M... K... noch wüthender. Sie schloß sich aufs neue mit ihren Vertrauten weiblichen Geschlechtes ein, und ließ niemanden vor sich. Nun gerieth der König mit Recht in den größten Unwillen, und befahl, daß man die Thüren einschlagen sollte; doch durch vieles Bitten brachten die Hofleute ihn hiervon wieder ab. Indes konnten sie ihn nicht hindern, daß er in der Hefigkeit seines Zorns (und zwar so laut, daß man es in dem Zimmer der Königin hören mußte) ausrief: Fluch dem Andenken deiner Mutter, daß sie dich geboren hat, du höllisches Ungeheuer! Fluch auch deinem verrätheris-

ſchen Bruder! Beide ſind Schuld an meiner Schande und an dem Verderben meiner armen Unterthanen! Nicht eine Königin, eine Gemahlinn, eine Mutter hat Oeſtreich uns gegeben; nein eine Furie, eine Megäre, eine Meſſaline hat es in ſeinem Zorn auf uns ausgeſpieen *).

Nun ſah Acton ein, daß er der Königin auch gegen ihren Willen einen Dienſt leiſten müßte. Er brachte den Kaiſerlichen Miniſter zu ihr; und am Ende kam man denn ſo weit, ſie zu überzeugen, daß ſie dem Könige die Thür aufmachen müßte. Dieſer ſpäte und gezwungene Gehorſam ſchien den ſchwachen Monarchen zu beſänftigen; übrigens ging er nun nicht zu ſeiner Gemahlinn.

Erläuterungen.

Die Königin war mit den privilegirten Corps in der Neapolitanischen Armee nie zufrieden geweſen. Daß die Officier ſich am Hofe aufhielten, erregte bei ihr Argwohn; und daß ſie ſich unterſtanden, dem Könige, deſſen Vertrauen ſie zu gewinnen gewußt hatten, bisweilen Rath zu geben, mißfiel ihr im höchſten Grade. Dies war indeß nicht der einzige Bewegungsgrund, der ſie zur Aufhebung jener Corps, und noch weniger zu den Reformen in der Armee, beſtimmte. Den Gedanken dazu gab ihr eine nähere Veranlaſſung.

*) Man ſieht augenſcheinlich, daß hier nicht der König, ſondern ein Franzöſiſcher Republikaner ſchimpft, in deſſen Augen eine Schweſter von Marie Antoinette natürlicher Weiſe ein Ungeheuer ſeyn muß.

Ein Oestreichischer Officier, Campitelli, ein Neffe von dem General dieses Namens, war 1782 in Neapel, und ging oft an den Hof. Die Königin, die noch immer Vorliebe für ihr Vaterland behält, wollte so genau als möglich von den Veränderungen unterrichtet seyn, die der Kaiser Joseph II. im Militär vorgenommen hätte. Campitelli erfüllte ihr Verlangen, und bestärkte sie in dem schon früher gehegten Wunsche, ihren Bruder nachzuahmen. Der Minister Acton, der hierauf zu Rathe gezogen ward, trat allen ihren Planen bei; und nun ward in dieser Winkelversammlung sogleich beschloffen, daß die Neapolitanischen Truppen eben die Einrichtung, Disciplin und Taktik bekommen sollten, wie die Oestreichischen. Auch wollte man eben die Oekonomie einführen. Den Anfang machte man mit der Aufhebung aller privilegirten Corps; denn diese Maßregel war nöthig, wenn Maria Karoline ihre großen Projekte ausführen wollte. Sobald der Plan entworfen war, ernannte man Generale, Stabs-Officier und Subalternen, daß sie nach dem Kaiserlichen Lager reiten und die von dem Wiener Hofe vorgeschriebenen Manöuvres kennen lernen sollten. Wirklich gingen diese Officier nach Deutschland, und hielten sich da selbst so lange auf, bis man sie für hinlänglich unterrichtet hielt. Bei ihrer Rückkehr ward die Königin indeß überzeugt, daß ihre Bemühungen unnütz gewesen waren; denn Dienstseifer kann ja nicht immer Talente ersehen.

Doch sie bestand auf ihren Vorsatz, und entschloß sich, den Kaiser zu bitten, daß er ihr zwei Generale und eine Anzahl Officier von jedem Range schicken möchte, die dann in Neapel die Disciplin und das Exercitium seines Landes einführen sollten. Kaum hatte sie ihrem Bruder geschrieben, so that es ihr leid. Sie glaubte nehmlich, die Ankunft so vieler Deutschen Offi-

der würde der Nation nicht angenehm seyn und das Mißvergnügen, das zwischen Ferdinand und dem Könige von Spanien ohnedies schon herrschte, noch vergrößern. Nun suchte sie den Vortheil des Staates mit ihrem Lieblings-Projekte zu vereinigen, und fiel darauf, die Reform durch zwei Spanische Officier vornehmen zu lassen, welche sich anheischig machen sollten, an dem aus Oestreich gekommenen Plane nichts zu ändern. Beide Generale wurden verlangt. Sie kamen, thaten aber nichts von dem, was man von ihnen erwartete. Das war auch ganz natürlich; denn eine so ungereimte Idee konnte nur der Königin von Neapel in ihren übel organisirten Kopf kommen. Las Torres de Viesca verlangte zurückberufen zu werden, und erhielt das Gouvernement von Cadix; Don Antonio de Rochas, sein Kollege, ward Kommandant einer Festung in Sicilien.

Die Königin und ihr würdiger Günstling Acton suchten nun umher, an welche Macht sie sich wenden könnten, um einen so übel entworfenen und so albern angefangenen Plan ausgeführt zu bekommen. Gerade damals zeigte sich der Baron von Salis, der, wie man wußte, einer von den Vertrauten des Reformators Saint-Germain *) gewesen war, bei Hofe. Obgleich die Operationen dieses Ministers nicht den erwarteten Erfolg gehabt hatten, so wurde doch Salis von dem Französischen Hofe, in dessen Diensten er stand, sehr gnädig angesehen. Ueberdies war er ein Graubündner; und das reichte schon hin, ihm eine gute Begünstigung zu bewirken.

Salis hatte sich ein Empfehlungsschreiben von Acton's Bruder, Generalmajor in Französischen

*) Französischer Kriegesminister, der die Mousquetaires und andre Haustruppen (maison du Roi) aufhob.

Diensten, verschafft. Da dies Schreiben jenem Officier über seine militairischen Talente große Lobsprüche erteilte, so veranlaßte es, daß die Königin und ihr Günstling die Augen auf ihn warfen, um von ihm ihr Projekt ausführen zu lassen. Er ward vorgestellt und gut aufgenommen. Nun hatte er denn häufige Conferenzen mit der Königin und dem Minister, die ihm den Plan zu der Reform anvertraueten. Salis sah Alles, bittigte Alles, und fand es sehr gut, daß man die privilegierten Corps aufhob. Man fragte ihn: ob er die Ausführung besorgen wolle; und er antwortete: er könne diese Ehre nicht anders annehmen, als mit Erlaubniß des Königes von Frankreich, dessen Dienste er nicht verlassen möge. Die Königin übernahm nun die Unterhandlung, deren Erfolg Salis in Paris abwartete. Als sie ihren Gemahl davon unterrichtet und ihm seine Zustimmung abgeloct hatte, schrieb sie an ihre Schwester Marie Antoinette. Die letztere sprach nun mit dem schwachen Ludwig XVI.; und dieser ernannte sogleich den Baron von Salis zum Reformator der Neapolitanischen Truppen, mit unbeschränkter Vollmacht, sich die Officier selbst zu wählen, von denen er glaubte, daß sie ihm in einer so wichtigen Sache nützlich seyn könnten. Salis hatte seine Wahl bald getroffen; und nun kam die ganze Ladung von Neuerern zu Ende des Jahres 1787 in Neapel an. Ihr Einzug war glänzend; erregte aber unter den National-Officieren allgemeines Mißvergnügen.

Salis fing damit an, daß er Versammlungen hielt, bei denen die vornehmsten Neapolitanischen Stabs-Officier zugegen waren. Er sagte ihnen die Befehle ihres Souverains über die neue Einrichtung der Truppen, und stellte ihnen die Officier vor, die ihn begleitet hatten. Seine Wahl war auf Fremde gefallen; und dies machte sie denn weniger verhaßt bei den

Einländern, die es wohl nicht ruhig würden mit angesehen haben, wenn die Franzosen sich aller Militairposten bemächtigt, und ihnen mitten in ihrem Vaterlande Gesetze vorgeschrieben hätten.

Sobald zwischen der Königin, Aeton und Salis Alles verabredet war, fing der Letztere die entworfenen Reformen an; aber, da er vor seiner Abreise aus Frankreich besondre Instruktionen bekommen hatte, so wußte er sich die Genehmigung der Königin dazu zu verschaffen, daß er den eigentlichen Oestreichischen Dienst mit dem Aeußeren der Französischen Truppen vereinigen dürfte. Um es dahin zu bringen, mußte er die privilegierten Corps aufheben, und die ganze Armee einerlei Exercitium, einerlei Disciplin, Haltung und Uniform, ferner gleichen Rang und Sold bekommen. Salis, der in Frankreich nur Generalmajor war, erhielt das Generallieutenants-Patent; und die Officier, die unter ihm reformiren sollten, rückten verhältnißmäßig im Range vor.

Anekdoten von dem Chevalier Brissac.

Dieser erste Anstifter der skandalösen Scene am 4. Febr. 1787 verdient wohl, daß ich ihn näher bekannt mache. Ich habe es versprochen, und halte mein Wort.

Brissac, von altem Adel aus der Provinz Bourgogne, und ein Vetter des gewesenen Grafen von St. Priest, kam im Jahre 1775 nach Neapel, wo damals Breteuil Französischer Ambassador war. Er zeigte sich hier als Aventurier, und war von einem jungen, sehr hübschen Frauenzimmer begleitet, das er aus den Armen ihrer Familie entführt hatte und in der

Folge hevrathete. Da er an allem, selbst an Wäsche, Mangel litt, so kleidete ihn die Signora Amici, eine berühmte Sängerin, mit großer Dienstfertigkeit, weil sie gegen einen so hübschen jungen Mann sehr zärtliches Mitleid fühlte. So bald er im Stande war, sich öffentlich zu zeigen, stellte man ihn dem Französischen Ambassadeur vor, der ihn dann in Schutz nahm und ihm eine Stelle unter dem Cadetten-Bataillon verschaffte, das der König von Neapel so eben errichtet hatte. Durch Breteuil bewogen ward, unsern Brissac zu protegiren, ist nicht bekannt; man glaubt indeß allgemein, er habe an ihm Talente zum Spioniren bemerkt, und ihn mit dieser Funktion beehrt, die denn auch des Gönners und des Klienten ganz würdig war.

Bald nachher kam die Herzogin de Chartres, gegenwärtig Bürgerin Egalité, nach Neapel, und protegirte Brissac, dessen einschmeichelnde Manieren ihr gefielen. Sie empfahl ihn der Königin; nun ward er Obrist-Lieutenant, und ließ sogleich einen empörenden Stolz blicken. Einige Officier, die ihn verabscheueten, entlarvten ihn; aber durch Hülfe seiner Frau, die sich mit den Hofdamen der Königin in Verbindung eingelassen hatte, entging er für diesmal der Ungnade. Da ihn indeß ein neues Ungewitter bedrohte, so leitete er es dadurch ab, daß er sich Urlaub auf sechs Monate erbat, um nach Constantinopel zu seinem Cousin St. Priest, Französischen Ambassadeur bei der Pforte, zu reisen.

Sein Betragen war in der Hauptstadt der Türkei nicht besser, als in Neapel. Er that dort weiter nichts, als daß er falsche Gerüchte austreute, Uneinigkeit unter den Mitgliedern der Französischen Gesandtschaft erregte, und seinen Anverwandten, der zugleich sein Wohlthäter war, verläumdete. St. Priest jagte ihn weg; und nun kam jener mit allen seinen Lastern wieder

nach Neapel. Gleich bei seiner Rückkehr in diese Stadt spielte er eine neue Intrigue. Er brachte es durch List und Ränke dahin, daß eine Heirath zwischen der Sig-nora Bolesdorf, Nichte der Kammerfrau Bohem *), und dem Sohne des Grafen von Ludolf, eines Pommeru, und Neapolitanischen Gesandten am Hofe zu Constantinopel, beschlossen ward. Aber da er fand, daß man ihn nicht reichlich genug bezahlte, so versuchte er es, die Heirath wieder rückgängig zu machen, die doch im Grunde sein eignes Werk war. Madame Bohem erfuhr alle seine Intriguen, und beschwerte sich sehr lebhaft darüber. Nun war Vrissac nahe daran, zu fallen; er wäre nach der Insel Palmaria verwiesen worden, wenn er nicht durch viele Niederträchtigkeiten den Zorn der Madame Bohem so weit ent-waffnet hätte, daß sie abermals so schwach war, sich bei der Königin für ihn zu verwenden.

Als hierher hatte Vrissac nur ein Intriguen-macher von niederem Range geschienen; aber nunmehr nahm er einen kühnen Flug, und schwang sich zu höhern Intriguen auf, bei denen er seine Talente nach Belieben zeigen konnte. Seine sämmtlichen Einkünfte bestanden damals in seiner Obristlieutenants-Sage und in einer Pension, ungefähr von 1800 Livres Französischen Geldes; aber er beschloß, sie zu vergrößern, es möchte auch kosten, was es wollte.

Da er voraussah, daß der General Acton zu der höchsten Stufe der Gunst hinauf steigen würde, so machte er demselben unablässig den Hof, gab ihm nützliche Rathschläge, und gewann bei ihm die Uebermacht eines guten Kopfes über einen schwachen. Acton beschäftigte sich, als er Minister geworden war, bald mit dem Plane, eine Seemacht zu bilden. Um es dahin zu

*) Wahrscheinlich sind diese Namen verstümmelt.

bringen, gab er dem Könige unter den Fuß, er sollte nicht länger Schiffsbauholz an Frankreich verkaufen, das dieses Bedürfniß gewöhnlich aus dem Neapolitanischen Gebiete zu holen pflegte. Diese Weigerung mißfiel dem Hofe von Versailles; indeß hatte man sie mit so scheinbaren Gründen beschönigt, daß er nicht empfindlich darüber zu seyn schien. Einige Monathe nachher ereignete sich das Unglück in Calabrien; und Frankreich ließ, auf die Nachricht davon, sogleich eine Fregatte mit Getreide auslaufen, die dazu beitragen sollte, daß der König von Neapel die unglücklichen Einwohner jener Provinz unterstützen könnte. Das Compliment, womit dieses Geschenk begleitet war, hätte demselben die beste Aufnahme verschaffen sollen; überdies wurde Ludwig durch nahe Verwandtschaft zu seiner Aufmerksamkeit berechtigt, und Ferdinand hätte sich gar nicht schämen dürfen, daß ein König aus seiner Familie an dem Unglücke seines Volkes Theil nahm. Aber Acton war nicht dieser Meinung; ein dürres Verbitzen störte das gute Vernehmen, das bis dahin zwischen beiden Höfen Statt gefunden hatte.

Der König von Spanien fühlte, als er dieses Betragen erfuhr, seinen Haß gegen Acton sich verdoppeln. Er schrieb seinem Sohne, und redete ihm zu, einen Minister abzuschaffen, der so bestochen und seines Vertrauens unwürdig wäre. Aber Acton, eine Kreatur der Königin, und nunmehr schon ihr Günstling, der überdies von der Oestreichischen Kabale erkaufte war, machte sich wenig aus dem Zorne des Königs von Spanien. Er ließ die Königin handeln; und der Einfluß dieser listigen Frau auf einen schwachen Gemahl machte die Befehle Karls III. völlig unwirksam.

Schon zwei Jahre lang erbitterte gegenseitige Unzufriedenheit die Höfe von Madrid und Neapel immer mehr, als das so eben erwähnte Mißverständniß zwis-

sehen dem letzteren und dem Französischen Statt fand. Der Abt Galliani war unzufrieden mit dem Cabinet von Versailles, und glaubte, sich über eine auffallende Kälte während des letzten Jahres, das er in Paris zugebracht hatte, beklagen zu können. Dafür suchte er sich zu rächen, und das Ungefähr gab ihm Gelegenheit dazu.

Als der Doktor Gatti sich eines Tages mit dem Französischen Vice-Consul, Herrn Augustin, bei Calzabiggi befand, fiel das Gespräch auf die Politik. Gatti behauptete: der König habe Recht, Frankreich den Verkauf von Schiffsbauholz zu verweigern. Herr Augustin antwortete ihm lebhaft. Der Streit ward hitzig; es fielen mitunter Personalitäten ab, und der Vice Consul erlaubte sich am Ende die Worte: „Das kommt davon heraus, wenn man seine Minister auf den Kaffeehäusern in Livorno sucht!“ Diese Aeußerung gegen Acton erfuhr Brisjac am folgenden Tage wieder, und theilte sie nun auf der Stelle dem Minister mit.

Acton war übrigens nicht der Einzige, der die Uneinigkeit zwischen Vater- und Sohn unterhielt; auch die Königin, die der Vortheil Oestreichs beschäftigte und die ihren Gemahl gern in die Parthei des Kaisers ziehen wollte, trug aus allen Kräften dazu bei. Als die erste Ursache dieses Mißverständnisses unterließ sie nichts, um es noch größer zu machen; und darin ward sie durch die Prinzessin von Asturien unterstützt, die ihr einige beleidigende Reden über sie nicht verzeihen konnte: denn es giebt ja Beleidigungen, die ein Frauenzimmer selten vergiebt. Seitdem hatte das Madrider Cabinet mancherlei von dem Neapolitanischen verlangt, was das letztere nicht zugestehen zu müssen glaubte. Ueber diese wiederholten abschlägigen Antworten war Karl III erbittert; und da er

zuverlässige Nachrichten hatte, daß Brissac einer von den Aufhebern wäre, so verlangte er dessen Entfernung, auf die sich aber der Hof von Neapel nicht einlassen wollte. Der Vicomte d'Erarta und Las Casas, beide nach einander Ambassadenten an diesem Hofe, hatten Versuche gemacht, ob sie das Vertrauen zwischen beiden Königen wieder herstellen könnten; aber es schlug ihnen damit fehl, und sie wurden zurück berufen. Der Hof von Neapel verlangte nun, daß der Viceconsul Augustin seinen Kappel erhalten sollte; aber, ohne es durchsetzen zu können.

So stand es, als Acton, weil er fürchtete, er möchte das Opfer der Einigkeit zwischen den Cabinetten von Versailles und Madrid werden, daran dachte, das Ungewitter abzuleiten, und die Batterien zu ändern. Er machte einige Versuche, den Französischen Hof zu besänftigen; und um ihm für das, was bei Calzabiggi vorgefallen war, eine Art von Gemüthung zu geben, ließ er dem letzteren verbieten, keine Gesellschaften mehr in seinem Hause zu halten.

Mehr bedurfte es nicht, daß der Kaiserliche Gesandte, Graf von Lemberg, ein persönlicher Feind des ersten Ministers, Calzabiggi'n in seinen Schutznahm. Dieser Italiäner verachtete nun Acton's Verbot, und sein Haus stand, wie gewöhnlich, jedermann offen, der ihn besuchen wollte.

Sobald Acton die ersten Schritte zu der Versöhnung mit Frankreich gethan hatte, glaubte er, daß Brissac, nunmehriger Oberst und Kammerherr (gentilhomme de la chambre), der damals in Gunst stand, ihm sehr nützlich werden könnte. Er ließ ihn deshalb nach Versailles reisen; und die Unterhandlung gelang durch die Talente des Vermittlers, der durch viele Niederträchtigkeiten das Französische Ministerium besänftigte. Brissac erschien als Sieger wieder in Neapel.

Angebliche Briefe von dem Grafen Bergennes und mehreren andern Ministern, die von ihm selbst fabricirt waren, erregten einen hohen Begriff von seinen Talenten und seiner Geschicklichkeit. Man glaubte, er hätte diese Sache mit der gehörigen Würde behandelt, und die Neapolitanische Eitelkeit war völlig befriedigt. Ein so ausgezeichnet glücklicher Erfolg verschaffte ihm den Rang eines Brigadier, und eine Pension von 1500 Dukaten. Vor diesem Auftrage hatte er schon einen andern, aber geheimen, verrichtet. Er war in aller Stille an die Königin von Frankreich abgeschickt worden, hatte irgend eine Intrigue zwischen beiden Schwestern angezettelt, und dafür Geschenke, nebst einer Pension von 500 Dukaten, zur Belohnung erhalten.

Während der öffentlichen Unterhandlung am Französischen Hof lernte Brissac den Baron von Salis kennen. Dieser sah ihn bald durch. Da er Zeuge von den Erniedrigungen gewesen war, zu denen Brissac sich verstanden hatte, so konnte er nicht umhin, seine Verachtung gegen denselben ein wenig blicken zu lassen; und ein Streit, in den sie mit einander geriethen, machte, daß sie völlig ausbrach. Salis warf ihm vor: er habe in Versailles gekrochen, der Person des Monarchen viel vergeben, und dessen Würde compromittirt. Noch setzte er hinzu: er wäre überzeugt, daß Ferdinand ihm keine solche Befehle hätte geben können. Brissac wagte es nicht, zu antworten, obgleich Salis ihn insultirte und bedrohetete.

Es wird wohl sonderbar scheinen, daß der Baron Salis, der damals mit dem Hofe von Neapel in gar keiner Verbindung stand, über das Betragen eines von demselben abgeschickten Franzosen wachte; aber — die Eifersucht mischt sich bei Allem ins Spiel. Salis liebte ein Mädchen, das alle seine Bemühungen mit einer Gleichgültigkeit bis zum Verzweifeln aufnahm.

Nun zeigte sich Brissac, und gefiel. Salis wollte wissen, wer dieser furchtbare Nebenbuhler wäre. Er zog Erkundigungen ein, und erhielt bald Beweise von der Niederträchtigkeit des Menschen.

Beide Nebenbuhler thaten, da sie einander in Neapel wieder antrafen, als ob sie sich nicht kannten. Brissac mußte nicht, was während der Zeit, da der Baron sich zum erstenmal am Hofe aufgehalten hatte, vorgegangen war, und erstaunte, als dieser wieder auftrat, um den Plan einer gänzlichen Reform im Militairwesen auszuführen. Er legte dessen Operationen so viel in den Weg, wie er nur konnte; da er aber merkte, daß er alle in seinen Zweck nimmermehr erreichen könnte, so ließ er alle Triebfedern der Intrigue spielen, um dessen Bemühungen vergeblich zu machen. Die Königin überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen; er war Vertrauter bei ihren und ihrer Frauenzimmer Vergnügungen, ja auch Zuschauer und bisweilen sogar Theilnehmer bei den mehr als bloß wollüstigen Scenen, die im Innern des Pallastes vorgingen. Diese Gelegenheiten benutzte er, den Baron Salis mit den schwärzesten Farben zu schildern. Er beredete die Königin: Salis wäre ein Feind von allen Plänen des Kaisers, und hätte in Paris die von ihr in Neapel entworfenen Reformen verrathen, ja, auch gesagt, sie wäre die Urheberinn aller der Neuerungen, die er nur gegen seinen Willen machte. Dem Minister Acon schilderte er den Baron Salis als einen Mann, der in Frankreich für einen Ehrfüchtigen bekannt, und dem nichts heilig wäre. Noch setzte er hinzu: Salis hätte das Reform-Geschäft nur in der Absicht übernommen, daß er festen Fuß haben wolle, um den Minister stürzen zu können.

Das sind die wahren Bewegungsgründe der Kälte, welche die Königin gegen einen Mann blicken ließ, um

ben sie selbst bei dem Französischen Hofe so dringend angehalten hatte. Bedurfte es mehr, die Nachsicht einer Frau zu erregen, deren Leidenschaften gar nicht zu zähmen sind? Indes sie einem Feinde schadete, wollte sie sich zugleich bei den Officieren weiß brennen, da diese über die Reformen, die man schon angefangen hatte und noch weiter treiben wollte, höchst unwillig waren. Sobald man Salis fürchten mußte, war auch sein Verderben geschworen. Das Publikum verachtete Brissac; aber es wußte nicht, daß der die Triebfeder der Intrigue war, die seine Neugierde beschäftigte, und ließ es sich nicht einfallen, daß die Unruhe am Hofe ihren Ursprung aus der Streitigkeit zwischen zwei Privatleuten haben könnte.

Ein Dialog.

Ich will hier eine Unterhaltung erzählen, bei der ich zugegen gewesen bin, und die mir wohl eine Stelle in dieser Anekdoten-Sammlung zu verdienen scheint. Sie fiel im Jahre 1788 vor; und ich gebe ihr die Form eines Dialogs, da diese für den Leser am bequemsten und überdies der Wahrheit gemäß ist.

Ich aß einmal Mittags bei dem Französischen Ambassadeur, Herrn von Taleyrand-Perigord. Das Haus dieses Gesandten war die Höhle des Comus, worin die Ambassadrice präsidirte. Diese Frau, eine Nichte des nur allzu berühmten Calonne, ist in der Kunst zu spielen und Intriguen zu machen ausgebildet. Sobald ihre Kinder nur anfangen, die Gegenstände um sie her zu unterscheiden, übernimmt sie die Erziehung derselben, giebt ihnen Karten in die Hand, und übt sie so lange, bis sie so geschickt damit prakticiren

können, wie der ausgemachteste Gauner. Kein Geschöpf in dieser Familie ist ihr unnütz; jeder, wer zu ihr gehört, beschäftigt sich nur damit, ihre Reichthümer zu vermehren. Alle Spiele, selbst die Combinations-Spiele nicht ausgenommen, sind für sie eine sichere Erwerbsquelle. Die erste Frage der Frau Gesandtinn an jemanden, der ihr vorgestellt wurde, war immer: „Was spielen Sie am liebsten, mein Herr?“ Und nun mochte man wählen, was man wollte, so konnte man sicher darauf rechnen, zu verlieren. Der Ambassadeur, der weniger Geschicklichkeit hatte, als die übrigen Personen der Familie, verlor bisweilen; aber sobald das geschah, wendete er ein Geschäft vor, und gab die Karten oder die Würfel seiner Frau. Diese konnte das Glück sehr bald wieder zurückrufen; und so ging denn die Börse des Gegners ganz still und unwiederbringlich in die Kasse Ihrer Excellenz.

Eines Mittags befand sich die Lady Kamelford in dieser Spitzbubenhöhle. Sobald man wieder in dem Spielzimmer war, leitete die Frau Ambassadrice eine Unterredung ein, die denn von der Lady auf folgende Art weiter fortgeführt ward.

Die Ambassadrice. Man muß wirklich gesehen, daß von allen Erfindungen für die Gesellschaft das Spiel die schönste ist.

Die Lady. Es ist eine der gefährlichsten Erfindungen, und man hat es gewiß irgend einem Schelme zu danken.

Die A. Es dient doch aber Fürsten und Großen am gewöhnlichsten zum Zeitvertreibe.

Die L. Glauben Sie denn, Frau Ambassadrice, daß alles, was die Fürsten und die Personen um sie her thun, Bewunderung verdient?

Die A. Nein, das nicht. Aber Sie werden mir doch zugeben, Mylady, daß die Zeit, die sie beim Spiele

zubringen, recht gut angewendet ist, da sie indessen nichts Böses thun.

Die L. Nichts Böses? O, Madame! . . .

Die A. Nun, was wäre denn das Böse, das aus diesem Zeitvertreib' entspränge?

Die L. Der Verlust einer kostbaren Zeit, die sie auf etwas Nützlicheres wenden könnten; Vernachlässigung ihrer Geschäfte, und des Wohls von dem Volke, das ihrer Sorge anvertrauet ist.

Die A. Ah, ich erhole mich. Das Uebel ist nicht so groß, wie ich fürchtete. Haben die Fürsten nicht Minister, die nach ihren Befehlen arbeiten? Können sie sich wohl dazu verstehen, sich auf specielle Dinge einzulassen, die oft eben so langweilig als kindisch sind? Ihnen kommt allein die Entscheidung zu; und wenn sie nur gut entscheiden, (was weder lange währt noch mühsam ist): so seh' ich nicht ein, wie das Spielen dem Vortheil des Staates schaden könnte. Ist die Maschine einmal aufgezogen, so geht alles von selbst, und man braucht sich darüber nicht zu beunruhigen.

Die L. Wir sehen ja, was aus solchen Beschäftigungen herauskommt! Die Beispiele sind zu bekannt, als daß ich sie anführen dürfte.

Die A. Ich glaubte, Madam wollten nicht bloß von Einer Art Uebel reden, und ihr Tadel würde weiter gehen.

Die L. Richtig, Madame. Die Uebel, die aus der Spielsucht entspringen, sind unzählig. Diese Leidenschaft nähert den ehrlichen Mann dem Betrüger, und füllt die unermessliche Kluft zwischen dem Fürsten und zwischen Untertanen, die es nicht werth sind, ihm vor Augen zu kommen. Das Spiel bringt alles unter einander. Gewinnsucht macht die edelste Seele der niedrigsten ähnlich. Man nimmt die Gewohnheiten derer an, mit denen man umgeht; die Sitten erschaffen, kommen herunter und werden verderbt. Man verbessert sein Glück *), und am Ende ist man bei den bedeutend:

*). Der Uebersetzer muß diesen Gallicismus beibehalten; denn wir haben diesen und ähnliche Kunstausdrücke noch nicht. „Beizulegen?“ sagt Ricaut in Lessings Minna von Barnhelm; „O, was ist die Deutsch Sprach für ein arm Sprach! für ein plump Sprach!“

deutendsten und wichtigsten Angelegenheiten eben so unredlich wie beim Spiele. Durch das Spiel kommen Abenteuerer mit guten Häusern in genaue Verbindung, drängen sich an den Höfen ein, und rücken dort vorwärts; um sich dann zu behaupten, suchen sie unaufhörlich, Verdienste und Talente davon zu entfernen.

Die A. Glauben Sie denn, *Mylady*, man könne nicht spielen, ohne dem sonderbar gemalten Bilbe ähnlich zu sehn, das Sie uns so eben aufgestellt haben?

Die L. Es ist nie meine Absicht, jemanden zu verächtlichen, *Madame*. Ich glaube bloß, daß das Spiel, wenn es einmal Leidenschaft oder gar tägliches Bedürfnis geworden ist, von allen nützlichen Beschäftigungen abzieht; daß es Liebe zum Gewinn, zu fremden Gut erregt, und daß man dann leicht weniger kritisch über die Mittel, sich dieses zu verschaffen, werden kann.

Die A. Aber, wie soll man sich denn die Zeit vertreiben? Man kann doch nicht immer lesen, oder sich mit ernsthaften Dingen beschäftigen. Es ist doch auch Erholung nöthig. Uebrigens gewöhnt das Spiel zum Nachdenken. Es nöthigt uns zu kombiniren, und giebt den Ideen eine gewisse Art von Ordnung, die einen dann wohl fähig machen kann, die wichtigsten Anaeligkeiten zu betreiben. Ich könnte Ihnen eine Menge junger Leute anführen, *Mylady*, die sich durch das Spiel zu Geschäften gebildet haben.

Die L. Und ich, *Madame*, ich könnte Ihnen noch mehr nennen, die das Spiel zu Grunde gerichtet hat. Sie waren von Natur rechtchaffen; und Spielsucht machte sie zu Vbsewichtern.

Die A. Aber, was sollte ohne das Spiel aus der Gesellschaft werden? Ist das Kapitel des Tages einmal erschöpft, was hat man dann einander noch zu sagen?

Die L. Ich gebe zu, daß es bei einem Schwarm Leute von kaltem Herzen und dürftigem Geiste schwer ist, eine interessante und fortlaufende Unterhaltung zu bewirken. Dann wird das Spiel ein Hülfsmittel, da auch der Tropf an einem grünen Tische figurirt, und dort

den Mann von Verdienst sogar verdunkelt. Man lernt viel leichter eine Karte zu rechter Zeit besetzen, als man sich Kenntnisse erwirbt, mit denen man sich und Andern nützen kann. Wäre das Spiel nicht — wie viele Leute könnten dann keinen Zutritt in den Cirkeln haben! Und schlichen sie sich ja unter Begünstigung des Namens, den sie führen, darin ein; — was sollten sie darin machen?

Die A. Ah! Mylady! das ist Moral!

Die L. Madame, eine reine Moral ist das Siegel der Sitten.

So endigte sich die Unterredung. Die Frau Ambassadrice *) konnte den Ausfall der Lady Kameford nicht beantworten, und befahl, daß man die Spieltische zurecht machen sollte. Die Lady schwieg, und ging bald nachher weg.

Diese Dame, welche alle Vorzüge des Herzens und des Geistes besitzt, genießt, so wie ihr Gemahl, allgemeiner Achtung: nicht bloß in ihrem Vaterlande, sondern an jedem Orte, wohin Wißbegierde sie geführt hat.

Man weiß, welche Rolle der Lord im Ministerium spielte. Nur wenige Menschen haben so mannichfaltige Talente, und einen so guten, so mit Kenntnissen bereicherten Geist, wie er. Seine Freimüthigkeit ist ein Lobspruch auf sein Herz.

Als er sich auf seiner ersten Reise durch Italien in Neapel aufhielt, ward er von einem Minister zum

*) Ich kann mich nicht enthalten, an einem Beispiele zu zeigen, wie tief die Frau v. Taleyrand in ihren Grundsätzen gesunken war. Bei dem Spiele der Königin, Gemahlinn Ludwigs XVI, bemerkte jemand, der viel verlor, daß sie ihre Karte falsch eingeknickt hatte. „Das ist ein paroli de campagne,“ *)“ sagte er verdrüsslich zu ihr. „Halten Sie das nicht, mein Herr?“ erwiederte sie mit einer Unverschämtheit, welche selbst die Höflinge empörte. A. d. U.

*) Im Wasser und Farao das falsche Anrechnen eines Paroll auf ein Blatt, das dem Pointeur nicht gefallen ist.

Mittagsessen eingeladen. Es waren 42 Gäste da, und unter dieser Anzahl 27 Engländer vom ersten Range, mehrere auch von der Hofparthei. Man unterhelt sich von den persönlichen Eigenschaften verschiedener Europäischer Souveraine, besonders des K. . . von E. . . und der K. . . von N. . . Kamelford, der damals zur Opposition gehörte, sagte: „die K. . . von N. . . ehrt den Thron sogar durch ihre Laster; aber unser König entehrt ihn durch seine Tugenden *).“

Reliquien.

Alle Reisen durch Italien sind voll von den lächerlichen Possenspielen, die sich in Neapel eine Geistlichkeit und Mönche erlauben, bei denen Ignoranz, Unverschämtheit und Habsucht der unterscheidende Charakter sind. Man kennt das Flüssigwerden von dem Blute des heil. Januarius, des Patrons und Beschützers von Neapel, der Hauptstadt beider Sicilien. Der Glaube der leichtgläubigen Neapolitaner ist so handfest, daß er auch die unbegreiflichsten Absurditäten verdauet. Unter einer Menge von Beispielen, die meine Behauptung rechtfertigen könnten, wähle ich nur ein einziges, das sich bei dem letzten Ausbruche des Vesuvs ereignet hat.

§ 2

*) Eine Antithese! und man weiß schon, in welchem Rufe diese stehen. Sie werden öfter gesagt, um Wisz zu zeigen, als um mit Wahrheit zu urtheilen. Auch in dem gegenwärtigen Falle ist die Schiefheit der Antithese augenscheinlich. Laster können in keinem Falle den Thron ehren; und eben so wenig Tugenden ihn schänden. Uebrigens sollte es dem Lord K. wohl schwer geworden seyn, der großen K. . . Laster zu beweisen.

Der Vulkan warf fürchterliche Flammen aus, und schleuderte in Zwischenzeiten auch Steine und andre glühende Materien um sich. Die Lava ergoß sich weiter, und es ging Schrecken vor ihr her. Das Volk versammelte sich, lief zu der Wohnung des Erzbischofs, und verlangte die Procession des heil. Januarius. Der Erzbischof trug Bedenken; aber bald fürchtete er die Wuth des Pöbels stärker, als den Ausbruch des Vulkans, kam in Begleitung seiner Ordens- und seiner weltlichen Geistlichkeit zum Vorschein, und trug die heilige Reliquie nach der bezeichneten Gegend, wohin das ganze Volk nachging. Als die Procession vor dem Vesuv angekommen war, streckte ein Lazzaroni seinen Zeigefinger in die Höhe, wies damit auf den Vulkan, drehete sich dann schnell um, und redete ihn mit folgenden wenigen Worten an, die bei den Neapolitanern sehr nachdrücklich sind: „Vesuv, du denkst mir die Nase zu geben *); aber wisse nur, daß wir dich jetzt gar nicht mehr fürchten! Da ist dein Herr,“ setzte er hinzu, indem er mit dem Finger auf die heilige Reliquie zeigte; „der wird dich bald zur Vernunft bringen!“

Ich habe in einigen Kirchen von Neapel Priester und Mönche kleine antike Idole verkaufen sehen, die nichts anders waren als Priapen**), denen sie aber den Namen: „Reliquien des heiligen Comus,“ beilegten. Wenn schwangere Frauen sich ihrer Entbindung nähern, so hängen sie diese vermeinten Reliquien an den Hals,

*) Wenn ein Neapolitaner jemanden zu verstehen geben will, er fürchte sich nicht vor ihm, sondern mache sich nur über ihn lustig: so thut er, als steckte er seinen Finger in den H... n, gleichsam um ihn einzuladen, daß er die Nase da hinein stecken soll. U. d. O.

**) So unglaublich das scheint, so hat es doch seine völlige Richtigkeit. Der Ritter Hamilton war der erste, der diesen seltsamen Handel bemerkte.

und glauben sich dann vor jedem Zufalle gesichert. Alle kaufen auch solche Amulette mit großer Begierde.

Die Krämer in Neapel lassen sich jedesmal sehr sorgfältig einen ganzen oder einen halben Sou mehr bezahlen, als ihre Waare eigentlich werth ist. Dieses Geld wird dann in eine Büchse gesteckt und zum Besten der Seelen im Fegefeuer verwendet. Neapel ist ganz voll von Bruderschaften, welche ohne Unterlaß für die leidenden Seelen betteln. Ihre Vorsteher gehen von Thür zu Thür, besonders zu allen Kaufleuten; und der wäre unglücklich, der ihnen nichts gäbe! Das Volk würde ihn als einen Atheisten betrachten, ihn mit Beschimpfungen überhäufen und ihn im Namen der Seelen, denen er seine Belhülfe verweigert hätte, plündern. So sind denn die Krämer, um die vielfachen Erpressungen zu verhüten, die sie zu Grunde richten würden, genöthigt, eine Auflage für den Käufer zu machen; und das, was sie ihren Kunden abzunehmen gewußt haben, geben sie dann den Bruderschaften und den Bettelknaben.

Die Kollekten, die auf Befehl der Bruderschaften und der Klöster angestellt werden, sind eben so einträglich als sicher. Es verdienen mehrere Personen ihr Brot mit solchen Unternehmungen, und lassen sich eben so streng bezahlen, als wenn es Pflicht und Schuldigkeit wäre. Sie schließen ihr Geld vor, und sind also dabei interessirt es wieder zu bekommen. Auch würden sie den Ungläubigen, der sich unterstände, sie abzuweisen, ohne Bedenken der Wuth des Pöbels Preis geben.

Obgleich durch ganz Italien viele Mißbräuche herrschen, so kann man doch versichern, daß Neapel noch voller davon ist, als die sämmtlichen anderen Städte. In der Lombardei, in Genua, ja selbst in Turin, kennt man solche ungereimte nicht.

Schon mehrere Reisende haben angemerkt, daß die eberne Bildsäule des Heil. Petrus am Vatikan, in der herrlichen, dem Fürsten der Apostel geweihten Kirche, ein Jupiter ist, den man in einen Heiligen umgeschaffen hat. Auch andre heidnische Götter haben eben das Schicksal gehabt. In Neapel giebt es ihrer eine große Menge, und die Altäre sind damit überladen. Der leichtgläubige Neapolitaner wirft sich vor diesen Götzenbildern nieder, und glaubt sehr fromm, den geraden Weg des Heils zu wandeln.

Wenn man die Königreiche Neapel und Sicilien durchreist, bemerkt man allenthalben solche Gegenstände des Aergernisses. Ich habe in mehreren Kirchen schlechte Gemälde mit mythologischen Personen gesehen, denen man aber Glorien oder Kronen auf den Kopf gegeben hatte. Diese Heiligen von neuem Schlage waren ganz schwarz von allem Weihrauche, den man ihnen täglich anzündete. Man kann versichern, daß Neapel und Sicilien in dicke Finsterniß versunken sind, die sich auch nicht so bald zertheilen wird. Indeß giebt es mitten unter der Menge von Stumpfköpfen einige von der Natur ausgezeichnete Personen. Diese verdienen in der That Ehrfurcht; denn sie haben große Hindernisse übersteigen müssen, da sie es nur wagen konnten, unter einer Nation zu denken, deren Sache das sonst so wenig ist. Ein gebildeter Neapolitaner muß von der Natur um zehn Grade mehr Energie der Seele bekommen haben, als jemand bedarf, der in England geboren ist.

Parallele zwischen Karl III, König von Spanien, und Ferdinand IV, König von Neapel, Sohn des Ersteren.

Wohl nie hat ein Fürst die Leidenschaft für die Jagd so weit getrieben, wie Karl III, König von Spanien, den sie sogar oft unmenschlich machte. Er hatte die Insel Procida zur Fasanejagd bestimmt, und gab ein Edikt, daß daselbst alle Ragen gänzlich vertilgt werden sollten. Ein solches Thier zu besitzen, war ein Kriminal-Verbrechen, das man mit Leibes- und entehrender Strafe büßen mußte.

„Eine Rake,“ sagt der Französische Plinius *), „ist ein schädliches Thier, aber dazu bestimmt, noch schädlichere auszurotten.“ Diese Wahrheit fühlte ein gewisser Mann, ohne sie ausdrücken zu können, und behielt daher seine Rake. Aber er ward verrathen, in Verhaft gebracht, überwiesen, und dann verurtheilt, von des Henkers Hand den Staupbesen zu bekommen, durch die ganze Insel umher geführt und endlich auf die Galeeren gebracht zu werden.

Und was geschah? Die Behauptung des Französischen Naturforschers ward durch die That bestätigt. Die Maulwürfe, die Ragen und die Mäuse vermehrten sich so ungeheuer, daß die Kinder in der Wiege von ihnen gefressen wurden. Darüber geriethen die Einwohner in Verzweiflung, griffen zu den Waffen, rottetn sich zusammen, und waren entschlossen, lieber zu den barbarischen Mächten zu fliehen, als noch länger unter einer so ungerechten Regierung zu leben. Karl erschrak, sah nunmehr ein, daß sein Edikt ungereimt war, und nahm es völlig zurück. Heliogabalus hätte kein unsinnigeres geben können; aber wäre ihm

*) Buffon, in seiner Naturgeschichte.

diese Tollheit in den Kopf gesetzt worden, so hätte er, glaube ich, eher die unglücklichen Einwohner von Proxida ausgerottet, als sein Edikt zurückgenommen.

Ein Officier von der Italiänischen Garde war in Caserta auf seinem Posten. Er trug seine Gala-Uniform, die er sich nicht ohne Schwierigkeit hatte anschaffen können. Karl III kam, als er von der Jagd zurückkehrte, bei ihm vorbei, und hielt still, um mit jemandem zu reden. Seine Kuppel folgte ihm. Einer von den Hunden, der ganz voll Roth war, sprang an den Officier hinauf, um ihm liebzukosen, und verdarb ihm seine Uniform. Ohne auf die Absicht des Hundes zu achten, und voll Verdruß über die zudringlichen Caressen, die ihm eine Uniform kosten sollten, schlug der Officier diesen ungestümen Freund ziemlich derb, daß er von ihm weg gehen sollte. Der Hund schrie, und erregte dadurch die Aufmerksamkeit des Königs. Karl *) wendete sich um, sah den Officier an, betrachtete den Schaden, und sagte dann zu ihm im Jargon der Czaren: „Weißt du denn wohl, du P...kerl, daß der Hund, den du so unvernünftig geschlagen hast, mir lieber ist, als funfzig deines gleichen?“ Der Officier wechselte die Farbe, fing an zu zittern, bekam ein Fieber, und war den folgenden Tag todt. Freilich muß man denn wohl gestehen, daß Alexander mit solchen Kriegeren das Persische Reich nicht erobert hätte!

Eben dieser König hatte 14,000 Dukaten monatlich zum Bauen in Caserta angewiesen. Er sah öfters nach, wie weit man wäre, und wunderte sich nicht wenig, daß der Bau nach Verlauf mehrerer Monathe so wenig fortgerückt war. Als er sich hierüber gegen den Aufseher sehr lebhaft äußerte, stellte dieser ihm vor, wie mäßig die angewiesene Summe wäre, und bat ihn,

*) Im Original durch einen augenscheinlichen Druckfehler; Ferdinand.

seine Rechnungen auf das strengste durchzusehen, wobei er denn finden würde, daß man die erhaltenen Summen richtig verwendet hätte. Der König erwiederte ihm in einem harten und verachtenden Tone: „Danach habe ich nicht gefragt!“ Und mit diesen Worten wendete er dem Manne den Rücken zu.

Mehrere andre Züge von gleicher Art machen dem Charakter Karls III keine Ehre *) Er hat zwar die Wissenschaften in Schutz genommen und ermuntert; aber dafür ist man dem Marchese Tanucci verpflichtet. Dieser, ehemaliger Professor bei der Universität zu Pisa, zeigte sich nicht undankbar, und sein Ministerium ward ein Glück für die Wissenschaften.

Als man dem Könige von Spanien das Unglück von Calabrien meldete, schien er dabei ganz unempfindlich. Er hatte den Augenblick, wo der Courier kam,

*) Man muß aber in Anschlag bringen, daß er in der Folge wahnsinnig wurde, und vielleicht schon, als er noch in Neapel war, Spuren von Geistesabwesenheit hatte. Ganz auffallend zeigte sich jenes Unglück bei ihm zu Ende des Jahres 1776. König Friedrich II schrieb unter dem 25. Jan. 1777 an d'Alembert: „Des lettres d'Espagne avoient annoncé il y a quelques mois des marques d'alienation d'esprit qu'avoit données le Roi d'Espagne; c'est bien la plus grande marque de folie qu'un homme puisse donner que de s'abandonner à son confesseur.“ *Oeuvres posthumes etc.* Berlin, 1788. T. XI. p. 250. Vielleicht ist es den Lesern nicht unangenehm, hier noch eine Charakteristik Karls III von dem großen Könige zu finden. In dem Codicille, (O. p. T. VIII. p. 122 seq.) einer bitteren Satire auf einige Könige, die zwar nicht genannt, aber leicht zu errathen sind, kommt folgende Stelle über Karl III vor:

Cet autre est occupé d'une génisse blanche,
En lui pressant le sein; c'est la soif qu'il étanche
Aux bords de ce ruisseau, les yeux sur l'hameçon
Tout son salut dépend d'attraper un poisson.
S'il manque de savoir, d'esprit ou de courage,
Il emprunte le tout d'un ministre qu'il gage.
Parmi les végétaux il auroit figuré.

gerade zu seiner Jagdpartie bestimmt, die er niemals durch irgend etwas verzögern oder unterbrechen ließ. Hätte auch wohl das Unglück der Provinzen, die er so lange regiert hatte, die Aufopferung seines Vergnügens verdient? Er sah sich zwar genöthigt, dem Könige, seinem Sohn, einige Beihülfe anzubieten; aber sie betrug nur eine Kleinigkeit.

Und nun wollen wir sehen, welche Wirkung eben dieselbe Nachricht auf Ferdinands Herz machte. Bei außerordentlichen, unvermutheten Gelegenheiten zeigt sich ein Charakter ganz. — Ferdinand war dadurch völlig zu Boden geschlagen und konnte einige Zeitlang nicht ein Wort reden. Als er sehr lange geschwiegen und einen Strom von Thränen vergossen hatte, rief er endlich aus: „Gott! Gott! Messina ist also verwüftet, und Calabrien fast gänzlich zu Grunde gerichtet *)? Ach, wie unglücklich bin ich!“ Er lehnte sich an ein Bett, und blieb in dieser Stellung zwei Stunden lang so unruhig, als wenn er wahnsinnig wäre. Die Königin ging, als sie von ihrem Spaziergange zurückkam, zu ihm in sein Zimmer, und machte sich über seinen Schmerz lustig. Sie sagte ihm: er wäre ein Kind, ein Mensch ohne alle Seelenstärke. „Was ist denn da nun Großes zu verzweifeln? Hängt unsre Existenz von Messina und Calabrien ab?“ Der König antwortete ihr nichts, ließ alle Minister rufen, sprach mit ihnen privatim, und ertheilte die bestimmtesten Befehle, daß man den Unglücklichen, deren Leben verschont geblieben wäre, zu Hülfe kommen sollte. Dann begab er sich in ein Zimmer, schloß die Thür doppelt ab, überließ sich vier und zwanzig Stunden hinter einander dem lebhaftesten Schmerze, und machte nicht

*) Eine vortreffliche Schilderung des Unglücks, das Calabrien durch das bekannte Erdbeben betraf, findet man in Meyers Darstellungen aus Italien.

eher wieder auf, als bis man ihm die Ankunft neuer Courtiere meldete. Die näheren Nachrichten in den Depeschen derselben waren herzzerreißend; und nur setzte diese Bestätigung den König in wirklichen Wahnsinn. Er war außer sich, lief in allen seinen Zimmern umher, und ließ seine Verzweiflung unaufhörlich ausbrechen. Die K . . . kam noch einmal zu ihm; und erlaubte sich, ihre Scherze wieder anzufangen. „Was würden Sie denn thun,“ fragte sie nach einigen unanständigen Späßen, „wenn Sie eins von ihren Kindern verlor?“ In diesem Augenblick bekam Ferdinand seine Vernunft wieder. Er wendete sich mit Majestät zu der K . . . , warf einen Blick auf sie, worin sich seine ganze Indignation malte, und sagte dann: „Glauben Sie mir, ich hätte lieber meine ganze Familie verloren, als eine von meinen Provinzen. Sind so viele Tausend Menschen, die der Tod getroffen hat, nicht auch meine Kinder?“

Diese, eines guten Königes so würdige Antwort, machte die K . . . wieder ganz wüthend. Sie begab sich in ihre Zimmer, und ließ ihre Wuth in den Armen ihrer verächtlichen Günstlinge aus. Als man dem Könige hinterbrachte, wie sie sich betragen hätte, rief er aus: „Ach! mit Freuden wollte ich das Leben meiner unglücklichen Calabrier und Messiner mit dem Leben meiner ganzen Familie erkaufen! Welcher Fürst wäre so barbarisch, daß er anstehen könnte, seine sechs Kinder aufzuopfern, um hundert tausend Unterthanen das Leben wiederzugeben!“

Es ist übrigens bekannt, daß M . . . K . . . , anstatt Geld nach Calabrien zu schicken und den Jammer so vieler Unglücklichen zu erleichtern, recht absichtlich gerade zu eben der Zeit dreißig tausend Dukaten unter

die verderbten Weiber vertheilte, die ihre Vergnügungen mit ihr theilen und sie in ihrer Lebensweise erhalten.

Ich habe schon mehrere Züge angeführt, welche die Herzensgüte Ferdinands charakterisiren. In diesem, für die Menschheit so wichtigen Punkte übertrifft er seinen Vater bei weitem. Karl III wußte um nichts mehr, als der König von Neapel, ob er gleich eine weniger schlechte Erziehung bekommen hatte; aber er that es diesem an Vorurtheilen zuvor, und machte dabei lächerlicher Weise auf Kenntniße Anspruch.

G e l e h r t e .

Einer der Gelehrten, deren Bekanntschaft ich sehr nützlich gefunden habe, ist Don Leonardo P a u z i n i. Man kennt ihn in Italien besonders durch eine Lobschrift auf Giannone, die mit eben so vieler Wahrheitsliebe, als Geschmack, aber dabei zugleich so behutsam geschrieben ist, daß sie selbst dem Turiner Hofe nicht mißfiel. Sie ward nehmlich dem Grafen L a s c a r i s, Sardinischem Ambassadeur in Neapel, vor dem Druck zum Ansehen mitgetheilt.

Don Leonardo P a u z i n i reiste in Deutschland, Ungarn, Siebenbürgen und der Wallachei. In dem letzteren Lande, wo damals der Hofrath R a y c h o w i t z Staatsminister war, blieb er einige Zeit, weil der Fürst Ypsilanti ihm die Erziehung seiner Kinder auftrug. In der Folge berief ihn der Marchese de la S a m b u c c a, der Gelegenheit gehabt hatte, ihn kennen zu lernen, zu sich; und als dieser dann zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt ward, gab er dem Don Leonardo P a u z i n i eine Stelle bei der

Kanzler, worin derselbe sehr wesentliche Dienste leistete und die allerkritischsten Sachen zu bearbeiten bekam. Pauzini hat Kenntnisse und Geist; überdies weiß er Grazie mit Wissenschaft zu verbinden. Als Staatsmann behielt er unverletzte Rechtschaffenheit, und strenge Gewissenhaftigkeit bei allen Versuchungen. So wie Sambucca das Ministerium verließ, forderte auch Pauzini seinen Abschied. Er stellte vor: daß sein Bruder drei noch ganz junge Kinder hinterlassen hätte, und daß er sich verpflichtet glaubte, für ihre Erziehung zu sorgen. Der König fand diesen Grund so triftig, daß er ihm seine Dimission ertheilte, und ihm eine Pension von fünf und zwanzig Dukaten monatlich bewilligte, noch außerdem aber ihm eine Abtei gab, deren jährliche Einkünfte sich auf vierhundert Dukaten belaufen. Pauzini war über alle Intriguen hinaus, erfüllte die Pflichten seines Amtes sehr genau; wußte sich ohne Parthei darin zu behaupten, und verließ es auf eine Art, welche deutlich zeigte, daß er es nur aus Achtung für Sambucca angenommen hatte.

Pauzini besitzt in ganz Neapel die meisten Kenntnisse in der Geschichte und Geographie. Er ist auch mit dem verschiedenen Interesse der Fürsten sehr gut bekannt, und hat zwar das Staatsrecht studiert, aber sich doch vor dem scientifischen Anstriche zu hüten gewußt, den man an Gelehrten so häufig findet. Sein Verstand ist richtig und gebildet; er kennt Menschen und Sachen. Neukerst interessant wird die Unterhaltung mit ihm besonders durch eine Menge Anekdoten von Staatsleuten, welche vortreffliche Materialien zur Geschichte unsers Jahrhunderts an die Hand geben.

Don Michael Nocco, Verfasser eines Werkes über die öffentlichen Banken in Neapel, hat weit mehr Kenntnisse, als Geist und Philosophie. Er ist ein Ge-

lehrter; aber, wie man wohl von ihm sagen kann, auch weiter nichts.

Der Sohn des berühmten Vico, Professor der Rhetorik an dem Collegium al Giesu vecchio, ein Mann von Verdienst, hat ein, an philosophischen Ideen reiches Werk, unter dem Titel: della scienza nuova, herausgegeben, das nicht nach Verdienst bekannt ist.

Sorio, Rath bei dem Commerz- und Finanz-Departement, hat drei Bände über den Handel der Alten geschrieben. Mühsame Nachforschungen, Gelehrsamkeit, gar keinen Geschmack und nicht die mindeste Beurtheilungskraft: das findet man in diesem Werke, welches übrigens, in einen einzigen Band gebracht, ganz nützlich seyn könnte. Noch muß ich von Sorio anführen, daß er bei Aetion in Gunst steht.

Audria hat die Professur der Landwirthschaft: eine Lehrstelle, welche von Bartholomäo Intieri, aus Florenz gebürtig, errichtet ist. Er war eine Creatur von dem Arzte Bairo, Professor der Chemie. Zwischen Beiden entstand einmal ein skandalöser Streit, der endlich in einen Prozeß ausschlug. Er betraf ein Plagiat: ein Verbrechen, dessen sich die Schriftsteller wohl bisweilen schuldig machen, das sie aber nie verzeihen. Audria hatte ein Werk über einige Gegenstände der Physik drucken lassen; und nun behauptete Bairo: die Fakta und die Reflexionen darin gehörten ihm zu; Audria hätte sie, als er bei ihm Privatunterricht gehabt, nachgeschrieben; und es heiße, seine Zuneigung zu ihm schlecht belohnen, daß er ihm nun sein Eigenthum raube. Die litterarische Welt nahm Parthei bei diesem Streite; die leichtsinnige lachte, und der Prozeß endigte sich zuletzt mit einem Vergleiche, von dem alle Beide nicht viel Ehre hatten.

Mauri, Doktor der Medizin, ist in der That ein Mann von sehr großem Verdienste. In der Physik

und Chemie besitzt er eben so vorzügliche Kenntnisse, wie in seinem eigentlichen Fache. Die letztere Wissenschaft lehrte er in dem Laboratorium della pietra bei den Theatrinern. Sein Unterricht ist in zwanzig Lektionen abgetheilt; und um das Studium einer für den Arzt so wichtigen, ja so nothwendigen, Wissenschaft zu erleichtern, hat er das Honorarium dafür nur auf zwanzig Carlini (ungefähr elf Französische Livres *) bestimmt. Eine seltene, und sehr wenig nachgeahmte Uneigennützigkeit!

Man kennt den Werth von den Schriften Filangieri's, der vor Kurzem in einem Alter von vierzig Jahren gestorben ist. Ich habe schon Gelegenheit gehabt, seinen sanften, angenehmen Charakter zu loben. Er war verheirathet; und seine Frau, jetzige Hofdame bei der Königin, ist die einzige in dem verderbten Gefolge derselben, an der man eine bei Hofe sonst unbekante Reinheit der Sitten findet. Diese achtungswürdige Frau, eine geborne Ungarin, hat eine gute Erziehung bekommen, und sie benützt. Sie spricht Ungarisch, Lateinisch, Deutsch, Französisch und Itallänisch, und kennt die besten Schriften in diesen fünf Sprachen. Ihre Kinder erzieht sie vortreflich; und sie ist auch die einzige in Neapel, in deren Hause ich einen vernünftigen Erziehungsplan bemerkt habe.

Filangieri war im Finanz- und Oekonomie-Departement, aber ohne Votum, und hatte nur 1200 Dukaten Gehalt, da doch eine Menge Schwachköpfe vier, fünf bis sechs tausend Dukaten bekommen, und dafür die Angelegenheiten dieses Departements nach ihrer Willkühr verwalten.

Donna Filangieri ist in Presburg von rechtlichen Eltern geboren, die sich sehr von jenem adeligen

*) Man rechnet sonst einen Carlino in Neapel noch nicht völlig auf $2\frac{1}{2}$ Groschen.

Schwarme unterschieden, dessen ganzes Verdienst in seinen Pergamenten, und dessen Glück in unregelmäßigen Vergnügungen besteht. Ihr Mann liebte sie, ihre Kinder beten sie an. Auch hat sie sich die Achtung einer zahlreichen und ausgezeichneten Familie zu erwerben gewußt, welche indeß, in den Augen der Vernunft, ihren größten Glanz von Filangieri erhält.

Filangieri's Schwester, die an den Prinzen von Sutriano verheirathet ist, hat sehr auffallende Aehnlichkeit mit ihrem berühmten Bruder. Von ihr habe ich viele specielle Nachrichten über das Unglück Carlabriens; sie war nehmlich Augenzeuge davon, weil sie damals ein Landgut in jener armen Provinz bewohnte. Doch da diese Nachrichten mehr in die Physik einschlagen, so nehme ich nur das davon, was sich auf die Neapolitanische Geschichte bezieht, in mein Buch auf.

Don Xavier Mattei, Verfasser einer Uebersetzung der Psalmen in lyrischen Versen, einiger Dramen u. s. w., ist einer von den ausgezeichnetsten Advokaten bei der Vicaria. Er verbindet Beredsamkeit mit Scharfsinn, und schränkt sich übrigens nicht bloß auf die schönen Wissenschaften ein, sondern hat auch einige philologische und juristische Abhandlungen geschrieben.

Das beste Werk über das Staatsrecht und die innere Verwaltung beider Sicilien verdankt man einem Advokaten, Don Joseph Maria Gallanti *). Dieses Werk wurde erst lange nachher, als es geschrieben war, gedruckt; und das ist ein Flecken für Galliani's Andenken, aber, leider! nicht der einzige, den Wahrheitsliebe uns an ihm zu zeigen nöthigt. Gallanti haßte unsern Don Joseph, und befaß
Ein

*) Es ist auch ins Deutsche übersetzt.

Einfluß genug, die Herausgabe von dessen Werke zu hindern, obgleich der König damit zufrieden war, daß es ihm dedicirt würde, und ob er gleich die nöthige Erlaubniß schon ertheilt hatte.

Gallant war nicht der einzige Mann von Verdienst, dem der Cyniker Galliani den Krieg erklärt hatte. Ohne Zweifel war dieser der geistreichste Mann in Neapel; aber auch eifersüchtig und neidisch. Er konnte nicht leiden, daß man sagte: es gäbe in beiden Sicilien nur einen einzigen Mann, dessen Verdienste den seinigen vielleicht nahe kommen möchten. Anstatt ein Mäcen der Gelehrten zu seyn und die Fortschritte der Vernunft zu begünstigen, verwendete er auf diese Art seinen Einfluß, um sie zurückzuhalten. Er hatte die Sucht für den Patriarchen der Wissenschaften gelten zu wollen, und gönnte niemals irgend einem Neapolitaner seine Freundschaft, sobald er nur von weitem zu merken glaubte, daß derselbe in der Folge einmal sein Nebenbuhler werden könnte. Dieser neidische Charakter, jener Hang zu allen Arten von Despotismus, und seine verderbte Moral machten ihn zur Geißel der Wissenschaften wie der Sitten, und zum geschwornen Feinde aller derer unter seinen Landsleuten, die sich in irgend einem Fache auszuzeichnen suchten.

Das Gemälde.

Vor einigen Jahren circulirte in Neapel die Erklärung eines allegorischen Gemäldes, worin viel Wahrheit lag. Man sagte: „es stellte ein Cabriolet vor, in welchem die Königin und der General Acton saßen. Jeder von Beiden hatte eine halbe Krone auf

dem Kopfe. Der König, als Polichinell gekleidet, saß vorn, und hielt die Leitstränge. Von Zeit zu Zeit wendete er sich um, als wollte er sehen, was im Wagen vorgehe, und als wollte er hören, was man darin spräche. Dann aber gäbe die Königin ihrem königlichen Kutscher ein Zeichen, weiter zu fahren, und wies ihm mit dem Finger den Weg, den er nehmen sollte.“ Diese Beschreibung eines Gemäldes, welches nie anders als in der Imagination eines satirischen Kopfes existirt hatte, machte sehr großes Glück. Man riß sie einander aus den Händen, und sie ward unzähligemale abgeschrieben.

Der Scherz mißfiel den dabei interessirten Personen natürlicher Weise. Es wurden die strengsten Untersuchungen angestellt; sie waren aber vergeblich, und halfen zu weiter nichts, als daß der Scherz nur noch bekannter ward, und daß man ihn auf den Straßen, in den Kirchen und in den Theatern anschlug.

Auch der König erfuhr etwas von diesem angeblichen Gemälde. Er las die Beschreibung desselben, und sagte mit seiner gewöhnlichen Naivetät: „Der Verfasser, wer er auch seyn mag, giebt mit eine vortreffliche Lektion.“ Es schien auch in der That, als ob er sie benutzen wollte. Er hatte hierüber einen neuen Wortwechsel mit seiner . . . Ehehälfte; aber dabei blieb es auch. Er ist ja, wie Gresset's Kanonikus:

. . . . Mit großer Müh' erhebt er sich,
Blickt auf, und gähnet, fällt zurück, und schläft.

Erblicher Pedantismus.

Die Prinzen aus dem Hause L O sind zum Theil von einer eben so widerigen, als lächerlichen Pedanterei angesteckt. Joseph II. ließ niemanden Zeit ihm zu antworten; bei ihm folgten die Argumente einander eben so schnell, wie bei Sancho Panza die Sprichwörter. Als der Erzherzog F in Paris war, gab er einigen Banquiers Unterricht in den Wechselgeschäften. Aus Ehrfurcht für seinen Rang thaten sie denn, als ob sie sehr aufmerksam zuhörten; aber kaum waren sie von ihm weg, so machten sie sich über ihn lustig. L, ein wahrer Schulmeister, mochte sich gar zu gern auf die allgeringfügigsten Umstände einlassen; mit einer Ruthe in der Hand hätte er sich besser ausgenommen, als mit dem, der — recht im Geiste der Zeit, wo er erfunden ward — die ganze christliche Welt vorstellen soll. Wenn Joseph in die Hospitäler kam, unterhielt er sich mit den Aerzten über die Medicin, und mit den Wundärzten über die Chirurgie, ob er gleich von beiden Wissenschaften nur höchst flüchtige Kenntnisse hatte. So haben diese Fürsten ihre Völker lange Zeit belästigt, und hätten ihnen sogar gern befohlen, wie sie schreiben und rechnen sollten. Ihre Edikte tragen Spuren von dieser Sucht an sich. Man bemerkt darin einen Styl und Citationen, die sich für einen Redner besser schicken, als für einen Gesetzgeber. Aber vielleicht ist die Zeit nicht mehr entfernt, wo die Völker eines gebieterischen und in Härte ausgearteten Joches endlich müde seyn, und den Nachkommen dieses stolzen Hauses endlich beweisen werden, daß Pedanterei nicht Wissenschaft ist, und daß Bervielfältigung der Verordnungen zum sichersten Beweise ihrer Unzulänglichkeit dient. Dann werden die Völker zu ihren Fürsten sagen: Ihr habt uns, lange genug zum Schweigen ges

nöthigt; nun schweigt auch Ihr einmal, und wiſſet, daß die Leſten von denen, die Ihr ſeit ſo vielen Jahr- hundertn Eure Unterthanen genannt habt, die aber eigent- lich nur Eure Sklaven waren, nun endlich auch ihrer Seits Euch eine Lektion geben werden, die Eu- resgleichen auf immer ſchrecken ſoll *).

In Frauenzimmern iſt der Mißbrauch von Kennt- niſſen und die Sucht, unterrichtet zu ſcheinen, noch emp- fender; indes ſind alle Erzherzoginnen mehr oder weni- ger davon angeſteckt. Marie Antoinette iſt in dieſem Stück weniger unerträglich als ihre Schweſtern. Sie kam nehmlich ſehr jung nach Frankreich, und hat dieſes Familien-Air, das den Franzoſen niemals gefal- len hat, zum Theil abgelegt. Ueberdies ſah ſie wohl ein, daß ſie, um Einfluß auf die Geſchäfte zu bekom- men, ſich wenigſtens äußerlich jenem angenehmen, un- gezwungenen Tone, dem charakteriſtiſchen Zuge der Nation, die ſie fesseln wollte, nähern müßte. Aber die Königin von Neapel, hat ſich bei dem Gemahl, den ihr das Schickſal gegeben, und der unter allen Monar- chen der unwiſſendſte wäre, wenn nicht ſein Vater noch

*) Dieſe elende Tirade iſt hier, wie man zu ſagen pflegt, recht bei den Haaren herbei gezogen; und es läßt ſich kaum begreifen, wie ein ſonſt nicht zu ver- achtender Schriftſteller ſo etwas Armseliges hat ſchreiben können, wenn man anders nicht annehmen will, daß dergleichen Deklamationen jetzt in Paris allen Büchern gleichiam zum Freipasse dienen müſſen. Der W. . . r Hof iſt übrigens vor einer ſolchen Apo- ſtrophe ſeiner Unterthanen mehr als hinlänglich ge- ſichert; das verbürgt ihm die Liebe ſeines Volkes, die ſich in dem jetzigen Kriege durch freiwillige Ge- ſchenke u. ſ. w. ſo unverkennbar geäußert hat. Es wäre Beleidigung für dieſen Hof, wenn man nur glaubte, daß er durch unſers Verfaſſers Verwegen- heit beleidigt werden könnte; darüber iſt er gewiß weit erhaben.

unter ihm stände, mit diesem Lehrton sehr wohl befunden. Durch dieses Mittel imponirte sie ihrem Mann, der sie auf ihr Wort lange Zeit als die Quelle aller Weisheit ansah. Gewöhnung macht, daß sie auch sich selbst in diesem Lichte betrachtet; und es ist gar nichts Seltenes, daß man sie an den Cour: Tagen allein und lange reden höre. Alsdann herrscht in der ganzen Versammlung ein tiefes Stillschweigen, und hinterher folgen denn eben so übertriebene, als unverdiente Lobsprüche. Dies ewige Schwagen, diese Sucht ohne Unterlaß alles zu erklären, was sie nicht versteht, macht die Unterhaltung mit ihr fast eben so furchtbar, wie ihre andern Leidenschaften.

Als der Kronprinz krank war, ließ man die berühmtesten Aerzte rufen, und es wurden öftere Consultationen über die Beschaffenheit seiner Krankheit gehalten, die endlich nur der Tod beendigte. Die Königin war immer dabei zugegen; aber anstatt sich, wie sie wohl gesollt hätte, mit der Pflege des jungen Kranken zu beschäftigen, fand sie Vergnügen daran, mit den Aerzten zu dissertiren, die denn bald von ihr zum Stillschweigen gebracht wurden und eine solche Plage kaum aushalten konnten. Sie betäubte die Aerzte so gut wie den Kranken, mit Citationen von Werken, die sie nicht verstand, die sie übel anwendete, ja die sie kaum hatte nennen hören. Einer von den Aerzten, der weniger Geduld hatte, als seine Kollegen, konnte es bei einer Dissertation über das Podagra nicht aushalten; er schükte eine plöbliche Unpäßlichkeit vor, verließ das Zimmer, und schloß sich zu Hause ein.

Indeß die Königin so gegen Alles was nur kam, argumentirte, war Ferdinand untröstlich über den Zustand seines Sohnes, weil er sich an den Gedanken, den präsumtiven Erben seiner Krone zu verlieren, nicht gewöhnen konnte. Endlich ward es ihm zu arg mit

dem unaufhörlichen Geschwätze seiner Königl. Frau Gemahlinn, die ihn verhinderte, sich, so viel er gern gewollt hätte, über den beunruhigenden Zustand seines Sohnes zu unterhalten; er nahm sich die Freiheit, ihr verschiedentlich zu winken, daß sie schweigen sollte. Nur sie allein bemerkte dies nicht, oder stellte sich wenigstens so, um sich mit dem Lobe beräuchern zu lassen, das gedungene Schmeichler ohne Scham und Scheu an sie verschwendeten. Ferdinand konnte sich, da sein Herz durch die Leiden des jungen Prinzen verwundet war, vor Unmuth nicht mehr halten, und rief aus: „Geh zum T...! mit deiner ewigen Ueberläßigkeit! Willst du denn das langweilige Gechnatter nicht endlich einmal bleiben lassen? Glaubst du etwa, ein Bißchen Lesen in den Tag hinein hätte dich eben so gelehrt gemacht, wie die Herren hier? Merkst du denn nicht, daß sie sich im Herzen über deine beständigen Prätensionen aufhalten? Glaubst du etwa, daß die Krone auch Gelehrsamkeit giebt? Geh! nach gerade bekomm' ich Augen. Du kramst da Gelehrsamkeit über eine Sache aus, von der du gar nichts wissen kannst. So merke ich denn wohl, daß du diese Sucht auch in vielen andern Stücken haben magst. Laß doch die Männer, die es verstehen, über das reden, weswegen sie hier sind. Marsch!“ Mit diesen Worten faßte er sie bei der Hand, führte sie hinaus, schloß ab, und konnte sich nicht enthalten, sie ganz laut in der Manier der Lazzaroni *) zu apostrophiren.

*) Vermuthlich in der oben S. 164 in einer Anmerkung beschriebenen.

Schwarzer, beinahe ungläublicher, und dennoch wahrer Plan.

Die Königin von Neapel gleicht ihren Schwestern; sie liebt die Familie, aus der sie abstammt, verachtet ihren Mann, und verabscheuet das Land, über das er die Schwachheit hat, sie regieren zu lassen. Das von Marie Antoinette entworfene Projekt, ihrem Bruder Lothringen und den Elsas wieder zu geben, ist nur allzugeschrieben; und wenn die konstituierende National-Versammlung länger mit der Energie gehandelt hätte, die sie Anfangs zeigte: so würde sie Frankreich viele Thränen, viel Geld und viel Blut erspart haben *).

M*** K***, die dreister ist als ihre Schwester, oder von den Umständen mehr begünstigt wurde, trat alle menschliche Rücksichten mit Füßen, erstickte in ihrem Herzen die Stimme der Natur, und entwarf, sobald sie nur auf den Thron von Neapel gekommen war, das * * * Projekt, die Macht des Hauses Oestreich auf Kosten ihres eignen Blutes zu vergrößern.

Gewöhnlich ist eine Fürstinn in der äußersten Freude, wenn man ihr ankündigt, daß sie einen Erben ihres Staates geboren hat. Sie vergißt in diesem Augenblicke die Schmerzen, von denen ihr Rang sie nicht befreien konnte, um mit den Gefühlen einer Mutter den Stolz zu vereinigen, daß nun ihrem Geschlechte auch auf künftige Jahrhunderte die Herrschaft zugesichert ist. Man hat Fälle, daß Königinnen ein Opfer dieser allzu stark ausschließenden Empfindung geworden sind, und ihre Freude über die Geburt eines Kindes vom männlichen

*) So heißt es wörtlich im Original; der Uebersetzer gesteht aber, daß er den Zusammenhang in dieser Stelle nicht ganz deutlich einseht.

Geschlechte mit dem Leben bezahlt haben; andre wieder schleppten ihr Leben ganz freudenlos hin, weil ihnen dies conventionelle Glück nicht zu Theil wurde. Aber M. . . n K. . . . war es vorbehalten, eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel zu machen. So oft man ihr die Geburt eines Prinzen ankündigte, überließ sie sich dem unmäßigsten Schmerze. Nur bei der Geburt ihrer Töchter zeigte sie sich wirklich als Mutter.

Katharina von Medicis, die Schande, die Geißel und das Schrecken der Franzosen im sechzehnten Jahrhundert, ist die Einzige, welche die K. . . . von M. . . . sich zum Muster nimmt *). Sie hat auch eben so viele Ehrfucht, und noch mehr Begierde, steht ihr aber an Geist, in erworbenen Geschicklichkeiten und besonders in der Kunst zu regieren bei weitem nach. Die Medicis wollte herrschen; und dieser Leidenschaft, der einzigen, von welcher sie wirklich gequält ward, opferte sie alles auf. Um sie zu befriedigen, vergaß sie, daß sie Mutter war, hielt ihre Söhne in ewiger Kindheit, und sah in ihnen nur das höchste Glück einer verlängerten Regentschaft. Man behauptet, der Einfluß von Maria Stuart, Nichte der Guisen, habe ihrem jungen und schwachen Gemahle Franz II. das Leben gekostet; und man weiß, daß unmittelbar auf Karls IX. moralisches Erwachen nach dem Blutbade in der St. Bartholomäus-Nacht seine eben so plötzliche als sonderbare Krankheit gefolgt ist. Das ganze Leben dieser Furie bestand in einem Gewebe von Verbrechen; aber wenigstens waren sie ihr doch persönlich nützlich, und sie erlaubte sich alle nur aus Eucht zu regieren.

*) Das ist jetzt eine Mode-Flöskel in Frankreich. Auch die arme Marie Antoinette, der doch selbst ihre ärgsten Feinde Gutherzigkeit nicht absprechen können, ist ja oft eine zweite Katharina von Medicis geschimpft worden.

Aber bei M... K... ist der Fall anders. Sie ist eine gefühlvolle, zärtliche Mutter gegen ihre Töchter, wendete auf diese die anhaltendste Sorgfalt, und beschäftigte sich so mit ihrer Erziehung, wie es nur immer eine, ganz ihren Pflichten treue Mutter und Gattin hätte thun können *); doch gegen ihre Söhne betrug sie sich ganz anders. Sie war bei ihnen hart und eigensinnig, ließ sich von einer Laune beherrschen, die sie nicht einmal zu verbergen suchte, übersah ihnen nichts, und wollte sich durchaus nicht in die Schwachheit und die Fehler der Kinderjahre finden. Die unbedeutendste Unbesonnenheit bestrafte sie wie ein Verbrechen. Sie war eine unnatürliche Mutter, oder vielmehr eine herrschsüchtige Stiefmutter, und bestimmte ihre Söhne gleich bei der Geburt zu Leiden.

Ihr Gemahl erregte ihr von dem Augenblick an, da sie mit ihm verbunden ward, Widerwillen, ob er gleich einer der wohlgebildetsten Männer ist, die ich kenne. Doch verschloß sie diese ungerechte Empfindung in ihrem Herzen, und suchte sein Vertrauen dadurch zu gewinnen, daß sie sich nützlich machte. Ihre Bemühungen waren auch nicht vergeblich; sie bekam in kurzer Zeit eine Uebermacht über ihn, die sie auch noch immer behauptet, obgleich ihre Unordnungen kein Geheimniß sind, und ob sie ihm gleich wirklichen Verdruß verursacht.

*) So muß der Verfasser bisweilen auch wider Willen eine Fürsinn loben, der er leidenschaftlichen Haß geschworen hat, und ihr mit der andren Hand das wiedergeben, was er ihr mit der einen nahm. Man darf übrigens das menschliche Herz nur ein wenig kennen, um einzusehen, daß eine Mutter, die so zärtlich gegen ihre Töchter ist, unmöglich so schwarz seyn kann, wie der Verfasser sie schildert. Wäre sie nur nicht eine Schwester der armen Marie Antoinette: er würde gewiß nicht halb so viel Böses von ihr sagen.

Ihr Lieblingsplan ist ziemlich allgemeyn bekannt, und der König selbst hat sich im Zorn bisweilen Ausdrücke entfallen lassen, welche ganz deutlich zeigen, daß er von dem, womit sie schon lange umgeht, unterrichtet ist. Sie will nehmlich das Königreich Neapel gern wieder unter Oestreichische Herrschaft bringen; dies läßt sich aber nicht anders thun, als wenn die männliche Linie der Bourbons von Neapel erlischt. Wirklich kann man den Umstand, daß sie gegen ihre Prinzessinnen Töchter immer Freundschaft, gegen die jungen Prinzen aber offenbaren Haß gezeigt hat, nicht anders erklären. Hätte ihr das Schicksal nur Einen Sohn gegeben, so würde man eine strenge Behandlung desselben — zwar nicht entschuldigen, aber doch bei der Mutter eine Antipathie gegen dieses Kind voraussetzen können, welche sich wohl eine Verirrung der Natur nennen läßt. Aber, daß sie mehrere Töchter gleich im Augenblick ihrer Geburt, folglich ehe man irgend etwas gegen sie haben kann, verabscheut. . . O, ich glaube gern, daß M . . . K . . . die Einzige ihrer Art ist!

Sollte man wohl! denken, daß ihre Hände, welche die jungen Prinzessinnen zärtlich liebkoseten, zornig und schwer auf Kindern von gleichem Blute lagen, deren einziges Verbrechen ein Geschlecht war, das jede andre Mutter glücklich gemacht hätte? Die Züchtigungen, oder vielmehr die Marter, die sie ihnen mit Wuth, und öfters, auslegte, hinderten die Absichten der Natur, und verzögerten die Entwicklung der jungen Prinzen. Diese waren ohnedies von schwachem Körperbau, und wurden nun durch Leiden noch mehr niedergedrückt. Sie schwächeten in steter Kraftlosigkeit hin, und zeigten öfters ein Schrecken, welches die Barbarei ihrer Mutter nur allzudeutlich bewies. Nie öffnete ein Lächeln ihre bleichen Lippen; ihr Auge war immer trübe; sie zitterten bei dem mindesten Geräusch, und kannten die so

reine, so interessante Freude nicht, welche die Kindheit beseelt und belebt. Der Kronprinz war so oft gemißhandelt worden, daß er schon zitterte, wenn er nur die Stimme seiner Mutter hörte; noch ehe sie ihn anredete, warf er sich in die Arme des Königs: eine Freistatt, die indeß nicht immer geachtet wurde.

Als dieser junge Unglückliche starb, überließ sich der König dem bittersten Schmerze, obgleich das allmähliche Vergehen des geliebten Sohnes ihn auf dessen Verlust hätte vorbereiten sollen. Die Königin hingegen zeigte eine solche Gleichgültigkeit, daß selbst die, welche Zeugen von ihrem Betragen gewesen waren, dadurch befremdet wurden. Sie ist über alle Vorurtheile hinaus; und so fand sie es nicht der Mühe werth, einen Schmerz zu erkünsteln, den sie nicht fühlte. Anstatt, daß sie sich hätte bemühen sollen, ihren Gemahl zu trösten, spottete sie bloß über ihn. Sie ahmte auf einen Augenblick den Ton einer Spartanerin nach, und sagte: „Als ich ihn zur Welt brachte, war es mir schon bekannt, daß er eines Tages sterben mußte.“ Auch der geringste Neapolitaner schlen diesen Verlust zu empfinden; denn es giebt in dem Königreiche nur Eine M*** K***.

Die beiden andern Prinzen sind nicht mit mehr Nachsicht behandelt worden, und der Tod ihres ältesten Bruders hat nichts in ihrem Schicksale geändert. Sie leben; aber wie? Bei sehr weniger physischer und moralischer Erziehung, verfließen ihre Tage in Mattigkeit, in Apathie; und es läßt sich, da ihr Herz und ihr Geist in einem kaum glaublichen Grade vernachlässigt worden sind, weder für die Völker, die sie eines Tages beherrschen könnten, noch für sie selbst, etwas Gutes ahnden.

Die Mittel, die M*** K*** anwendet, um ihren Gemahl in Abhängigkeit zu erhalten, sind klein,

und der Schwäche — oder soll ich sagen dem vortreflichen Herzen? — dieses Monarchen angemessen. Bei jedem Andern könnte es nicht damit glücken. Katharine von Medicis hatte in ihrem Gefolge einen Schwarm von jungen Schönheiten, und bildete sie zu der großen Kunst, die Prinzen und die Hofleute zu verführen, deren Absichten kennen zu lernen, ihr wichtig war. M*** K*** gewöhnt ihre Hofdamen zu plappern, zu medirciren, kleine Neuigkeiten zu erfinden, falsche Gerüchte auszustreuen, und auf diese Art den König zu beunruhigen oder in Angst zu setzen, und ihn durch lügenhafte Erzählungen dahin zu bringen, daß er alles thut, was seiner Gebieterinn beliebt. Diese Damen erwerben sich nur dann Gunst bei ihr, wenn sie Intrigue machen, lügen und verläumdern können. Der Zweck aller dieser kleinen und niedrigen Ränke ist kein anderer, als den König gegen die Albernheiten, die man täglich begeht, blind zu machen und ihm Zutrauen zu dem Kaiser einzufößen, das indeß ein Blick von gesunder Vernunft bisweilen wieder vernichtet.

Joseph II, für den die Königin so viel that, that für sie nichts, und verachtete sie im höchsten Grade. Das ist ja das gewöhnliche Schicksal aller derer, welche den Leidenschaften eines Andern dienen, und ihm die Erfüllung ihrer Pflichten aufopfern! Kaiser Joseph hatte der Königin versprochen, eine von ihren Töchtern mit dem Erzherzoge F. . . . z zu verheirathen; er hielt ihr aber nicht Wort, und wählte eine Prinzessin von Wirtemberg. Doch, er täuschte sie nicht bloß in ihrer Erwartung, sondern war auch Schuld daran, daß die älteste Prinzessin nicht den S. . . . schen Prinzen heirathete, der um sie angehalten hatte und sich bald nachher mit der Prinzessin von F. . . . a vermählte. Die Hoffnung, womit Joseph II seiner Schwester so lange geschmeichelt hatte, machte,

daß sich auch eine andre Heirath zwischen einer von ihren Töchtern und dem ältesten Sohne des Herzogs von Parma zerschlug. Doch, das Alles konnte der Königin die Augen nicht öffnen; sie arbeitete für diesen un dankbaren Bruder immer fort mit einem Eifer und einer Beständigkeit, die sie für eine bessere Sache wohl nicht gezeigt hätte.

Es ist unmöglich, auch wäre es ganz gewiß langweilig, alle die Albernheiten aufzuzählen, zu denen brüderliche Liebe die K . . . von M . . . l verleitet hat. Um dem Kaiser den Hof zu machen, lehnte sie die Vermählung einer von ihren Töchtern mit dem Kronprinzen von P**n ab. Der König hatte sein Wort gegeben, und auch die Königin hatte zugestimmt; aber Joseph kam im Jahr 1786 nach Neapel, beschwerte sich, und sprach so laut, daß Alles abgebrochen ward, und P**n eine abschlägige Antwort, noch überdies nicht in den schonendsten Ausdrücken, erhielt *). So betrügt sich eine Königin, eine Gattin, eine Mutter!

Bei allen diesen Anekdoten, die zu übertreiben ich gar keinen Bewegungsgrund gehabt habe**), kann es wohl nicht befremden, daß die Königin von dem Volke in Neapel und Sicilien gehaßt wird. Sie weiß das, macht sich aber nichts daraus. Zu der Prinzessin

*) Der Himmel mag wissen, woher der Verfasser diese Anekdote hat, die ganz augenscheinlich erdichtet, und von der man beinahe sagen kann, daß sie physisch unmöglich ist, da sie in 1786 vorgefallen seyn soll. Deutsche Prinzen pflegt man nicht in einem Alter von 16 Jahren zu verheirathen.

**) Doch, doch! Den, in Paris für einen guten Republikaner zu gelten, und sich vor der Guillotine zu sichern, vor der ja die *ci-devants* keinen Augenblick ruhig seyn können, auch wenn sie sich nicht das Mindeste gegen die Republik zu Schulden kommen lassen.

von Dietrichstein hat sie etumal gesagt: „die Neapolitaner, das weiß ich, hassen mich sehr. Wenn ich stirbe, so würden sie öffentliche Freudenbezeugungen anstellen, als ob ihnen das größte Glück begegnet wäre.“ So etwas kann man nicht mit gänzlicher Ruhe sagen, wenn man nicht völlig überzeugt ist, daß man Hay verdient hat.

Klima von Neapel.

Viele Fremden sind für das Klima von Neapel eingenommen, und gehen dorthin, um eine gesunde Luft zu athmen. Für Leute, die einer starken Transpiration bedürfen, kann das Klima allerdings zuträglich seyn; aber es ist nicht für jede Leibes-Constitution gleich gut, und ich habe mehrere Fremden gekannt, die sich mit Recht darüber beklagten. Ich selbst fühlte während meines Aufenthaltes in Neapel, daß ich mühsam verdaute, und daß mein Kopf öfters schwer war. Diese Wirkung bringen die unaufhörlichen Salmiak-Ausdünstungen gewöhnlich hervor; und die stete Abwechselung der Luft-Temperatur ist Schuld daran, daß hier die Landesprodukte nicht eben so vielen Wohlgeschmack haben, wie in kälteren Gegenden, wo das Klima beständiger ist.

Das Gebiet von Neapel ist äußerst, ja erstaunlich, fruchtbar. Wenn man die Beschaffenheit des Bodens sorgfältig untersucht, und daran denkt, daß hier die Sonne selbst dann warm scheint, wenn die Erde anderwärts mit Schnee bedeckt ist: so könnte man glauben, die Hülsenfrüchte und Gartengewächse müßten hier im größten Ueberflusse wachsen und einen vorzüglichen Grad von Reife erlangen. Der Boden ist auch gewiß fruchtbar, und die Ernte gemeiniglich gut; aber

in der Qualität sind die Früchte nicht außerordentlich. Die Salmiak-Ausdünstungen werden dem Geschmacke nachtheilig, ohne der Quantität zu schaden. Ich habe im Winter Pfirsiche von außerordentlicher Größe, auch Pflaumen und Melonen gesehen. Alles Kernobst ist in Neapel äußerst schön. Auch die Hülsenfrüchte fallen durch eine Größe auf, welche von einer starken Vegetation zeugt; doch gerade diese allzu schleunige Vegetation hat auf die Produkte beinahe eben den Einfluß, wie das Feuer in den Erzhäusern. Die in der Luft verbreiteten Salmiak-Theilchen lösen sich auf, beschleunigen das Wachsthum der Vegetabilien, und geben ihnen ein Ansehen, wonach man die Güte der Frucht freilich nicht beurtheilen muß. Die Erde will gern Alles thun; aber die Luft ist, wie gesagt, imprägnirt, und hindert sie in ihren Operationen.

Der Tabak.

Der Tabak, der für den größten Theil unserer Zeitgenossen ein Bedürfniß der ersten Nothwendigkeit, und für den Schatz der Fürsten eine wahre Goldgrube geworden ist, hat mich zu einigen Reflexionen veranlaßt, die ich dem Leser hier vorlegen will.

Wie geht es zu, daß die Souveraine in ihren Cabinetten eine Menge Dosen haben, die sie an Personen, denen sie eine Gnade erzeigen wollen, verschicken, und daß sie selbst doch den Staub nicht nehmen, dessen Gebrauch sie befördern?

Friedrich, König von Preußen, war vielleicht der einzige Souverain, der Tabak schnupfte. Er hatte sich so daran gewöhnt, und nahm ihn in solchem Uebermaße, daß er durch die Unreinlichkeit seines Anzuges

bei denen, die sich ihm näherten, fast Ekel erregen mußte. Der König und die Königin von Neapel schnupfen nicht. Die Prinzen und Prinzessinnen vom Hause Oestreich, der Portugiesische Hof, die Kaiserin von Rußland, und der verstorbene König von Schweden ließen ihren Unterthanen das Vergnügen, den Geruch dieses betäubenden Staubes einzuschlüpfen, und behielten sich nur vor, die Einkünfte von diesem erkünstelten Bedürfnis in ihren Schatz fließen zu lassen.

Ich glaube, die Hölse machen es mit dem Tabak, wie die Priester ehemals mit der Religion. Sie predigten Beobachtung derselben, verstanden es aber sehr gut, sich selbst davon frei zu sprechen.

Vielleicht hat man ihnen auch insgeheim gesagt, daß diese Pflanze, in Staub verwandelt, den Verstandeskraften schadet; und sie sind nun bescheiden genug, einzusehen, daß sie in diesem Stück eben nicht mehr viel zu verlieren haben, und sich folglich einer so nahen Gefahr nicht aussetzen dürfen *). In der That sind die Aerzte über die schädlichen Wirkungen des Tabaks noch nicht einig; ja, einige verordnen ihn in gewissen Fällen sogar. Doch diese Fälle sind selten; und es bleibt

*) Diesen Einfall wird wohl niemand sehr wichtig finden. Indes kann man ihn einem Republikaner wohl hingehen lassen, da selbst König Friedrich II in einer Satire etwas Aehnliches von einigen Königen seiner Zeit sagte:

Quelle merveille! un prince avoir le sens
commun?

L'Europe le récrie, elle a peine à le croire.

Oeuvres posthumes. T. VIII. 131.

Aber Friedrich selbst und sein Nachfolger, so wie mehrere edle Deutsche und andre Fürsten, beweisen hinlänglich, daß Geist und Talente so gut bei der höchsten Geburt Statt finden können, wie bei einer geringeren.

bleibt noch unausgemacht, ob der Tabak schädlich ist, oder nicht. So viel hat aber seine Wichtigkeit, daß unter Ludwig XIV Fagon, der erste Leibarzt, 100,000 Livres von den General-Pächtern erhielt, und daß hierauf die Pachtung eingeführt ward. Die Mode brachte dann die Einkünfte davon nach und nach bis auf ungeheure Summen.

Ich kenne einige Souveraine, die keinen Tabak schnupfen, weil sie — ich weiß selbst nicht, in welcher elenden Broschüre — gelesen haben, er verkürze das Leben. In diesem Falle sollten sie ihren Gewinn von der Waare aufopfern, um auch ihren Unterthanen den Vortheil zu verschaffen, nach dem sie so begierig sind. Aber diese väterliche Vorsorge steht nicht mit in dem Verzeichnisse ihrer Pflichten, und sie kommen gar nicht in Versuchung, es zu vergrößern.

Ich glaube indeß, daß der Gebrauch des Tabaks weder auf die Dauer des Lebens, noch auf die Erhaltung der Geisteskräfte Einfluß hat. Friedrich ist ein Beweis hiervon. Nur Neigung zu einer guten Tafel war ihm nachtheilig, und er behielt bis zu seinem letzten Augenblick einen so freien Geist, daß die Tabakschnupfer dadurch gutes Spiel bekommen.

Obgleich die Souveraine keinen Tabak nehmen, so schenkt ihnen doch der König von Spanien jährlich etwas von dem, der in seinen großen Staaten wächst; man versichert aber, er sey nicht so gut, als man ihn in denen Städten kauft, wo er fabricirt wird. Es wäre möglich, daß er unter Weges verlore. Auch die Geschenke von Wein, die mehrere Fürsten, besonders der Kaiser und der König von Frankreich, einander gegenseitig machten, kamen nicht immer im besten Zustande an Ort und Stelle.

Der Graf Scabrouski.

So heißt der Russische Ambassador bei dem Hofe von Neapel. Dieser Mann fühlt die Nachwehen von den Thorheiten seiner Jugend; er hat in so guter Gesellschaft gelebt, daß er jetzt einem wandelnden Gerippe ähnlich ist. Dabei dünstet er einen häßlichen Geruch aus, der es, mit dem Moschus in seinen Kleidern zusammen genommen, in der Nähe bei ihm unerträglich und gefährlich macht. Wenn er in das Schauspiel kommt, so werden die Logen zunächst an der seinigen augenblicklich wüßt. Mehr als einmal haben es Personen von beiden Geschlechtern bei ihm nicht aushalten können, und sind in Ohnmacht gefallen. Kurz, als ein würdiger Macheiserer des Marschalls von Richelieu, aber weit weniger lebenswürdig, als dieser Schüler Epikurs, für den die Natur ihre Gesetze überschritt, befindet sich der Russische Gesandte in einer solchen Kraftlosigkeit, daß ihm nur noch ein bitteres Andenken an die schwelgerischen Vergnügungen übrig bleibt, die ihn, ob er gleich noch jung ist, doch schon im höchsten Grade hinfällig gemacht haben.

Seine Weise zu leben, ist seiner würdig. Er geht wenig aus, und hat immer drei oder vier Nymphen um sich, die er reichlich genug bezahlt, daß sie sich seinem Hange überlassen, und das Gift, das er aushaucht, einathmen. Man behauptet, diese Art zu leben hange von seiner Gewohnheit ab, — — — nachzuahmen; und er sey — — — — — verpflichtet, ungeachtet seiner Entfernung von Rußland, den — — — — — Dienst zu begehren.

Scabrouski macht vielen Aufwand, und lebt auf einem glänzenden Fuß. Er ist sehr freigebig gegen seine Rebsweiber und gegen die Merkure, die ihm zur

bestimmten Zeit neue bringen. Man behauptet, er habe die ersteren zu mehr als Einem Gebrauch, und sie wären seine Spione. Das ist nicht so ganz ausgemacht; indeß hat man wohl eher Gesandten ihre Zuflucht zu solchen Mitteln nehmen sehen. Der Regent und sein Minister, der Cardinal Dubois, bedienten sich ihrer mit gutem Erfolg.

Skabrouski giebt Gastmahle, Bälle und Assembles, so oft er sich nur aufrecht halten und einige Augenblicke die Honneurs vom Hause machen kann. Erziehung, Reisen, Aemter, alles, was sonst einen Menschen gewöhnlich bildet, hat auf den Charakter unseres Ministers keinen Einfluß gehabt. Dieser Russe von Geburt, aber von der Art Russen, wie sie vor der Regierung Peters I waren, beträgt sich mehr wie ein Tatar, als wie ein civilisirter Mensch.

Als einmal jemand von seinen Leuten krank ward, ließ er den berühmten Cottugno holen. Der, dem er diesen Auftrag gab, fuhr zu dem Arzte, und sagte ihm nicht, daß es mit dem Kranken Eil hätte. Cottugno bediente sich der ihm zugesickten Equipage, noch einige Besuche zu machen, und kam erst zwei Stunden hinterher nach dem Hotel des Gesandten. Kaum war er ausgestiegen, so fuhr Skabrouski ihn mit aller der Grobheit an, deren nur ein betrunken Besdienter fähig gewesen wäre. Nur ein Skabrouski konnte es sich erlauben, einen Mann wie Cottugno auf eine so unanständige Art zu behandeln. Auch nahmen mehrere Personen Anstoß an dieser Beschimpfung, beschwerten sich darüber, und gaben ihm zu verstehen, daß ihm, ungeachtet des Charakters, mit dem er bekleidet wäre, dieser Ton nicht durchgehen würde. Noch einige andere ähnliche Züge haben ihn bekannt gemacht, und ihm die Achtung des Publikums eben nicht erworben. Seitdem begreift er denn freilich, daß es für ihn

nothwendig ist, sich zu mäßigen; auch bemühet er sich, wenigstens im äußeren Betragen Anstand zu beobachten.

Dieser Minister hat einen Legations-Sekretair, der ihm zugegeben zu seyn scheint, um seine Fehler desto mehr hervorstecken zu lassen: nemlich, den Grafen Italinsky, einen lebenswürdigen Mann vom besten Tone. Ich habe nie einen Russen gekannt, der so viel Geist gehabt, und der so viele Sorgfalt angewendet hätte, ihn zu kultiviren. Er hat sein Vaterland schon in einem Alter von sechzehn Jahren verlassen, und seitdem immer in fremden Ländern gelebt. Seine Studien fing er in Utrecht an, und vollendete sie dann auf der Universität Göttingen *). Er kennt die berühmtesten Leute in Deutschland persönlich, und hat mit ihren Schriften vertraute Bekanntschaft. Die schönen und die höheren Wissenschaften haben, wie die Künste, an ihm einen einsichtsvollen Verehrer. Er drückt sich in mehreren Sprachen mit Leichtigkeit aus, und hat auch seine eigentliche nicht vergessen, ob er gleich schon sechs und zwanzig Jahre aus seinem Vaterlande weg ist.

Es fehlt dem Grafen Skabrouski nicht an Kenntniß und ziemlich guten Studien; aber da er sich nicht durch Reisen gebildet, so hat er sich nicht von dem National-Charakter losreißen können, der den Russen immer zu Trägheit geneigt macht, so viele und anhaltende Mühe sich die Regierung auch giebt, ihn zu civilisiren. Ich glaube indeß, daß man diese Absicht nie erreichen wird, außer nur durch eine plötzliche Revolution, welche den Stab des Despotismus zerbräche. Wie läßt sich hoffen, daß eine Nation, bei

*) Der Verfasser macht hier auch noch Hannover zu einer Universität. Ein schlimmes Zeichen von seiner Bekanntschaft mit Deutschland!

der man sein Vermögen nach der Anzahl von Leibeigenen zählt, richtige Begriffe von den Rechten und Pflichten des Menschen im gesellschaftlichen Zustande bekommen könne! Und doch beruhen auf dieser Grundlage die Sitten; und nur durch die Sitten kann man die Wildheit der einzelnen Menschen, welche die Gesellschaft ausmachen, verringern *).

Außerordentlicher Staatsrath.

Im Februar hielt man in Neapel einen außerordentlichen Staatsrath. Er beschäftigte mehrere Sitzungen; und der Gegenstand davon war den Höfen von St. James, Berlin und Kopenhagen, so wie dem Holländischen Ministerium, völlig unbekannt. Man sollte wohl in einem ganzen Jahrhunderte nicht begreifen können, wie es möglich war, daß zwei Majestäten und mehrere Minister sich versammeln, und sehr ernsthaft über einen solchen Gegenstand berathschlagen konnten, wie ich ihn jetzt meinen Lesern vorlegen will! Die Rede war weder von Krieg oder Frieden, noch von Vermählungen oder Allianz-Traktaten; und eben so wenig

*) Wieder einer von den schon erwähnten Freipässen für das Buch des Verfassers. Zwar ist allerdings zu wünschen und zu hoffen, daß man auch in Rußland die Menschen endlich für Menschen gelten lassen, und sie nicht mehr zu Sachen erniedrigen wird; aber das kann und muß allmähliche Ausbildung der Nation bewirken, nicht eine Revolution, die, wenn sie in Rußland jetzt Statt finden könnte, gewiß die Französische an Gräueln noch übertreffen würde, da der größte Theil des dortigen Volkes noch auf einer so niedrigen Stufe der Kultur steht. Und eben dieser Umstand rechtfertigt die große Kaiserinn, daß sie die Leibeigenschaft in ihren Staaten noch nicht aufhebt.

von Eroberungen, oder von Veräußerung eines Kronsgutes.

Der Erzbischof von Tarent hatte in das Rituale seiner Diöcese Gebete einrücken lassen, die er sich die Mühe genommen, zu Ehren des heil. Castaldus, Patrons des Erzbisthums, aufzusetzen. Schon das ist zu bewundern, daß es einen Heiligen dieses Namens gab, den man in Frankreich nicht kannte. Es war einmal eine Zeit, wo wir ohne Zweifel darüber geseufzt hätten, daß unser Kalender nicht mit diesem Namen geschmückt wäre; und wo wir ihn begierig hineingesetzt hätten, um einen Fürsprecher mehr im Himmel zu haben. Der handfeste Glaube unsrer Vorfahren wäre dadurch genährt worden; aber es artet ja alles aus! Einer von meinen Freunden, ein vortrefflicher Mann, obgleich fromm, den ich über den S. Castaldus befragte, dachte lange nach; und um seinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, schlug er ein Verzeichniß auf, worin die Bewohner des Himmels, oder, wie man gemeinlich sagt, des Paradieses, verzeichnet sind. Der verlangte Name stand aber nicht darin, obgleich die Neapolitaner sonst ganz ungemene Kenntnisse in dieser Wissenschaft haben, die den Wohlstand und das Glück der Staaten ausmacht.

Nun denn; der Staatsrath versammelte sich außerordentlich, um die Bittschrift zu untersuchen, welche die Kanonici des Erzbisthums ihrem Erzbischofe übergeben hatten, um bei ihm zu bewirken, daß er diese Gebete, die ihr Brevier überluden, wieder zurücknehmen möchte. Sie stellten vor: die Funktionen des Priesterthums ließen ihnen, da sie ohnedies schon so vielfach und verwickelt wären, keine Zeit, noch neu hinzukommende Pflichten zu erfüllen; legte man ihnen diese auf, so überlode man sie, und sie wären genöthigt, andere,

durch eine ganze Reihe von Jahrhunderten geheiligte, zu vernachlässigen.

Nach einigen Debatten, die eben so lächerlich waren, wie ihr Gegenstand, wagte der Staatsrath es nicht, zwischen dem Erzbischofe und den Kanonikis zu entscheiden. Es ward Befehl gegeben, die Verkündiger des göttlichen Willens zu versammeln, um von ihnen zu erfahren, ob der Dienst jenes unbekanntem Heiligen Bestand haben sollte.

Die Beichtväter des Hofes wurden geberet, die Sache zu untersuchen, und überdies ward sie der Entscheidung der berühmtesten Theologen in beiden Sicilien unterworfen. Ein wahrer Philosoph, ein König wie Friedrich der Große, hätte die Frage bald entschieden; und der Erzbischof würde allgemein zum Ziele des Spottes gedient, oder vielmehr, es nicht gewagt haben, seinen Souverain mit einer so kindischen Sache zu beunruhigen. Aber der König von Neapel, der ein eben solcher Kleinigkeitskrämer ist, wie die Griechischen Kaiser, opferte seinen natürlichen gesunden Verstand der Furcht auf, daß er in Glaubenssachen irren möchte, und wollte es nur auf das Urtheil der theologischen Fakultät ankommen lassen. Diese entschied denn einmüthig, daß der Erzbischof das Recht hätte, auch ohne den heiligen Stuhl zu befragen, Gebete an die besondern Heiligen seiner Diöcese in das allgemeine Rituale einzurücken.

Durch jenen Schritt gab Ferdinand IV. einen unwidersprechlichen Beweis von der Schwäche, die seinen Unterthanen mehr schadet, als es zwanzig despotische Handlungen thun würden. Die armen Kanonikis bekamen einen Verweis; man behandelte sie als Empörer, und es ist wohl keine Frage, ob der Erzbischof in seinem Herzen Groll darüber behielt, daß sie sich unter

ständen hatten, von seinem Willen an den Monarchen zu appelliren.

Ich fand Gelegenheit, den von ihnen zu sprechen, der von den Uebrigen mit Vollmacht versehen war, in ihrem Namen den lächerlichen Prozeß zu führen. Der Mann fragte mich, was ich von der wichtigen Angelegenheit, die ihn nach Neapel rief, dächte. Ich erwiderte: wenn ich an seiner Stelle wäre, so würde ich bald meinen Entschluß gefaßt haben, und nichts von allen den Kränklichkeiten lesen, die im Breviere ständen. „Ach, Herr Fremder! Herr Fremder!“ sagte er darauf; „und was würde dann aus der Seele?“

Man muß hoffen, daß die Philosophie dem Gange der Wissenschaften folgen, gleich diesen die Reise durch Europa machen und sich dann einmal in Italien aufhalten wird. Ist das Volk erst aus seinem Irrthum, so wird es sich mit Macht erheben, und das Joch abwerfen, das Mönche ihm so viele Jahrhunderte hindurch aufgelegt haben. Wehe alsdann denen, die es betrogen!

Bemerkungen über die Kenntnisse einiger Personen.

Bei meinem letzten Aufenthalte in Neapel erzählte man mir sehr drollige Stückchen von der tiefen Kenntniß des ersten Ministers und Groß-Admirals von den Königreichen beider Sicilien, des unvergleichlichen Aceton. Man wird sehen, daß dieser Mann, der Chef des Seewesens, zu weiter nichts taugt, als zu einem bloßen Küstenfahrer.

Der Mann, der dem Seewesen einer Nation vorgefetzt ist, muß Kenntnisse in diesem Fache besitzen und das Verdienst der Subalternen, die er anstellt, unter-

schelden können. Die Wahl der Mathematiker ist besonders sehr wichtig; und mit denen steht auch das Fach der Mechanik im genauesten Zusammenhange. Aber man wird hören, von was für Leuten Acton die Schulen der See-Cadetten dirigiren läßt.

Wenn man einem Engländer, der auch nur noch auf den untersten Stufen des Seedienstes stände, die Frage vorlegte: ob die Astronomie und die Meteorologie eine und eben dieselbe Wissenschaft wären; so würde er die fragende Person mit Befremdung ansehen und sie keiner Antwort würdigen. In England pflegt man sich nehmlich von der Kunst, der man sich widmet, nach allen ihren Theilen Kenntniß zu verschaffen; und sowohl die Königl. als die Handels-Marine würden sich beide schämen, die Zweige einer Wissenschaft zu verwechseln, auf der das Wohl des Staates beruhet.

Acton ist weniger schwierig, und verwechselt alles, weil er nichts weiß. Er regiert den Staat nach seinem Eigensinne, und hält sich für einen großen Mann, weil die Schmaroher, die ihn umgeben, es ihm versichern. Die K... n, der er durch seine Athleten-Figur gefallen hat, konnte ihn nie die Kunst lehren, das Steuerruder des Staates zu führen, sondern schränkte sich weislich darauf ein, ihm Unterricht... zu geben, den einzigen, den er zu fassen und zu benutzen im Stande ist.

Fortiguerra, Kapitain einer Fregatte, kam im Jahre 1788 aus London zurück, und hatte von dort mehrere für die Schifffahrt nützliche Instrumente mitgebracht: — unter andern ein großes Teleskop von dem berühmten Herschel, dem ersten Astronomen unseres Jahrhunderts.

Gerade damals befand sich der Pfarrer Zoaldo, Professor der Meteorologie an der Universität Padua,

in Neapel: ein Mann, dessen Ruf bekannt ist und der seinem Rufe steht, obgleich seine Feinde ihn beschuldigt haben, er hätte sich astrologischen Chimären ergeben.

Sobald Fortiguerra sein Teleskop ans Land geschafft hatte, bat Acton diesen Toaldo: er möchte das Instrument untersuchen, das ganze Verfahren damit nebst den Dimensionen beobachten, und ihm dann einen recht umständlichen Bericht davon abstatten.

Es sollte eine ungeheure Menge Leute bei dieser Untersuchung zugegen seyn. Ob auch der König einer von den Neugierigen war, weiß ich nicht; gewiß aber hat er Verlangen sich zu unterrichten, und das Einzige, was ihn abhalten kann, Gelegenheiten dazu zu benutzen, ist eine zur Jagd günstige Witterung. Dann werden Sorgen, Pflichten, Wißbegierde und alles von dem schwachen Monarchen vergessen. Doch, wie dem auch seyn mag; Ferdinands Gegenwart hätte die Verlegenheit und Schande des Ministers und des Professors nur noch vermehren können.

Fortiguerra selbst stellte das Teleskop vor Toaldo, einem acht und siebenzigjährigen Manne, hin. Dieser untersuchte das Instrument, und drehete es nach allen Seiten herum, war aber schlechterdings nicht im Stande, es in Bewegung zu bringen. Acton wollte nun helfen; aber das Instrument blieb gegen ihn so ungehorsam, wie gegen den Professor von Padua. Nun erhielt Fortiguerra Befehl näher zu treten. Ihm gehorchte das Instrument; es ward zerlegt, und jedermann konnte die Schönheit, wie den Nutzen desselben, bewundern.

Interessante Besuche.

Ich bekam eines Morgens Besuche von drei sehr merkwürdigen Personen. Da ich dies nicht aus Eitelkeit erzähle, so muß ich dem Leser noch zuvor sagen, daß in Neapel die vornehmsten Herren vom Hofe Besuche, die Fremde ihnen gemacht haben, ganz gewöhnlich erwiedern. Das einzige Sonderbare ist also der Umstand, daß sie alle drei während eines Zeitraumes von einigen Stunden zu mir kamen.

Der erste war der Herzog von Tremoli, ein Abstammung der ursprünglich Genuesischen Familie Cataneo, die sich schon vor langer Zeit in Neapel niedergelassen hat. Dieser Herr ist Königlich Oberstallmeister und ein Sohn des Prinzen von San Nicandro, jenes Bösewichts, der zum Unglück für Sicilien Gouverneur Ferdinands des Vierten wurde. Er hat eben die Titel, wie sein Vater; zieht aber den Namen Tremoli vor, um nicht mit dem Menschen verwechselt zu werden, dessen Andenken von allen Freunden ihres Landes verflucht wird.

Tremoli seufzt über die gar nicht zu berechnenden Uebel, die San Nicandro seinem Vaterlande dadurch zugezogen, daß er die Hoffnung desselben getäuscht und dem, seiner Sorgfalt anvertrauten Könige die Erziehung eines Lazzaroni gegeben hat. Und doch war es so leicht, aus diesem Fürsten einen der vollkommensten Souveraine zu machen! Man hätte nur der Natur zu Hülfe kommen und seine Wißbegierde, sein Verlangen sich zu unterrichten, auf einen nützlichen Zweck leiten dürfen! — Da er in seiner Kindheit ein glückliches Fassungsvermögen und ein vortreffliches Gedächtniß hatte; so durfte sein unwürdiger Gouverneur nur den vierten Theil der Mühe anwenden, ihn zum Guten zu bilden; die er sich wirklich gab, den Keim der Kennt-

nisse in ihm zu ersticken: dann wäre Ferdinand glücklich gewesen, und sein Volk nicht in der unglaublichsten Unwissenheit geblieben. Mehr als einmal hat dieser Monarch mit bitterem Schmerze zu dem Herzoge von Tremoli gesagt: „Dein Vater hat mich und meine Unterthanen unglücklich gemacht; aber dir bin ich gut, weil ich weiß, daß du ihm nicht im mindesten gleich bist.“

Der Herzog von Tremoli hat sich gegen seine Lehnsleute sehr gut betragen. Er ist der mildeste von allen Gutsherren; und wenn es auf ihn ankäme, so hätte es mit der Feudal-Herrschaft bald ein Ende. Ueberhaupt fehlt es ihm nicht an Tugenden. Er beschützt das Verdienst allenthalben, wo er es nur antrifft; und sein Ruf ist so wohl gegründet, daß man fast zweifeln möchte, ob er auch ein Sohn des Prinzen von San-Micandro sey.

Mein zweiter Besuch war der Marchese del Vasto, ein Nachkomme in gerader Linie von dem berühmten Manne, der in der Französischen Geschichte unter dem Namen Duguart, General Kaiser Karls V, bekannte ist. Del Vasto war es, dem Franz I, als er in der Schlacht bei Pavla gefangen genommen war, seinen Degen gab. Man weiß, daß dieser zwar tapfre, aber unbesonnene Monarch sich weigerte, ihn dem Connetable von Bourbon zu überliefern, den er als die Ursache seines Unglückes ansah, und dem er daher mit eben so vielem Stolze begegnete, als er es nur immer mitten an seinem Hofe gekonnt hätte. — Der Marchese del Vasto ist aus dem Hause Avals, einem der ansehnlichsten in ganz Italien. Man versichert, daß seine Einkünfte sich auf 100,000 Ducaten Neapolitanischen Geldes belaufen; was denn an 500,000 Französische Livres beträgt, aber, in Vergleich mit dem niedrigen Preise der Lebensmittel,

wohl so viel seyn mag, wie eine Million jährlicher Einkünfte in Frankreich.

Einer von seinen Vorfahren, Gouverneur von Mailand, erwarb sich die Ehre, daß man ihm die Krone von Sicilien anbot, und machte sich ihrer dadurch wahrhaft würdig, daß er sie ausschlug. Karl V. dem er treu gedient hatte, und dem er auch noch bei dieser Gelegenheit einen ausgezeichneten Beweis seiner Uneigennützigkeit gab, belohnte ihn dadurch, daß er ihn vergiften ließ. Er wollte nehmlich nicht, daß einer von seinen Unterthanen den Ruhm, welchen er sich selbst erworben zu haben glaubte, verdunkelte. Kann irgend etwas die Verrätherei des Connetable von Bourbon einigermaßen entschuldigen, so ist es ohne Zweifel Karls V. Verfahren gegen den unglücklichen del Vasto. Nun, dieser Märtyrer der Treue war ein Neffe des Duguart, von dem ich oben gesprochen habe; und Franz des Ersten Degen wird noch bei der Familie aufbewahrt.

Mein dritter Besuch war der Graf Lamberg, Unter allen Ambassadeurs, die der Wiener Hof an den Neapolitanischen geschickt hat, ist Lamberg der verdienstvollste: ein Mann von edler Seele und mit vielen erworbenen Tugenden. Man wirft ihm ein wenig Stolz vor, und vielleicht ist dieser Vorwurf in einigen Rücksichten nicht ohne Grund. Aber, wie weit ist er doch von jener stolzen Gravität (morgue) entfernt, die so viele Gesandten für wahre Größe halten! Ich habe nie einen Mann von seinem Range gegen Personen die er kannte, höflicher und zuvorkommender gesehen. Alle Fremden sind mit ihm zufrieden. Aber wirklich hat Lamberg in den Augen der Neapolitaner einen großen Fehler: er liebt die Höflinge nicht, macht keine Gemeinschaft mit ihnen, und sieht sie nicht

anders, als wenn die Pflichten seines Postens ihn das zu verdammen.

Besonders verachtet L a m b e r g den Premier-Minister. Von diesem hat er mehreremale ganz unbedenklich auf eine Art gesprochen, die deutlich zeigte, wie sehr denen, welche einen solchen Menschen zu einer so hohen Würde erhoben haben, ihre Wahl Schande macht. Er gesteht diesem Minister gar kein Talent zu, und sagt: „der Mensch wäre ein guter Korsar gewesen, aber auch weiter nichts; er hat die Talente und das Ansehen eines Seeräubers: und gerade diesem Umstände verdankt er seine Erhebung.“ Uebrigens verachtet er A c t o n, und läßt keine Gelegenheit vorbei, es ihn merken zu lassen. Er hält ihn für unfähig, irgend eins von den Geschäften der beiden Würden zu leiten; die er der Schwäche des Monarchen und der Vorliebe der Königin verdankt. Ja, er hat es sich sogar erlaubt, Sr. Majestät zu sagen: „Er wollte nicht das Mindeste gegen die geheimen Geschicklichkeiten dieses Ministers ausfern, da er sie nicht kannte, und nicht kennen zu lernen verlangte; aber, die er in seinem Ministerium wirklich zeigte, wären den Stellen, mit denen der König ihn beehrt hätte, gar nicht angemessen.“ L a m b e r g äußerte in eben dem Verhältnisse größere Verachtung gegen den Premier-Minister, je höher dieser bei S. J. Majestäten in Gnade kam; und da der Marchese de l a S a m b u c c a gerade in eben dem Verhältnisse die Gunst verlor, die er sich durch wesentliche Dienste erworben hatte, so glaubte L a m b e r g, seine Beweise von Achtung und Liebe gegen diesen Mann verdoppelt zu müssen.

Ein Kaiserlicher Ambassadeur an einem Hofe, wo eine O . . . sche Prinzessin herrscht, ist in der That zu beklagen, weil er sich in Intriguen einlassen muß, die sich für seinen Posten gar nicht sonderlich schicken,

und weil Alkoven-Angelegenheiten an einem solchen Hofe weit wichtiger behandelt werden, als Staats- sachen. Als ein Mann von zu edler Seele, um sich zu solchen niedrigen Ränken herablassen zu können, lehnte L a m b e r g die Aufforderungen der K. . . n immer ab, und antwortete ihr bloß damit, daß er sie beschwor, ihren erhabnen Rang nicht durch heimliche Plane, die ihrer Geburt unwürdig wären, zu erniedrigen.

Die öfteren Zwistigkeiten zwischen dem Könige und der Königin endigen sich gewöhnlich so, daß der Kaiserliche Ambassadeur *) den Vermittler macht. Eines Tages ward L a m b e r g benachrichtigt, daß er sich auf der Stelle nach Caserta begeben sollte. Der Bote kam von der K. . . n; und der Graf konnte, als er von der Tafel aufstand, sich nicht enthalten, laut zu sagen: „das verwünschte Weiberzeug ist doch unerträglich!“

Die Königin verlangt von den Kaiserlichen Gesandten, daß sie mit dem Könige immer laut reden sollen. L a m b e r g wollte sich hierzu nie verstehen; und da die Königin lebhaft und mit übler Laune darauf bestand, so sagte er einmal: „in seinen Instruktionen stände nicht, daß er dem Könige Unrecht geben sollte, wenn er Recht hätte.“

Bei einer von den Streitigkeiten, die damals, als der Graf L a m b e r g Gesandter am Neapolitanischen Hofe war, zwischen dem Ehepaare vorfielen, ward die K. . . n so wüthend, daß sie schlechterdings verlangte, L a m b e r g sollte dem Könige mit dem Unwillen des Kaisers, ihres Bruders, drohen; aber L a m b e r g setzte dieser augenblicklichen Wuth unbefieglige Kalt-

*) Der Verfasser lehrt seine Leser hier noch den wichtigen Umstand, daß der Ambassadeur nicht so wohl vom Deutschen Reiche, als vom Kaiser abgesandt sey.

Blütigkeit entgegen, und antwortete ihr: „Es ist mein Pflicht, den Frieden zwischen Ewr. Majestät und dem Könige, Ihrem Gemahle, zu erhalten.“ Die Königin gerietly aufs neue in Heftigkeit. Endlich ward es dem Ambassadeur mit ihrem Schreien zu arg, und er sagte ihr in einem festen Tone: „Verlangen denn Ew. Majestät, daß der Kaiser, mein Herr, eine Flotte nach Neapel schicken soll, die er nicht hat? oder eine Armee, die er mitten aus Deutschland, oder Ungarn nehmen müßte? Und das alles, wozu? Können Ew. Majestät mir die Ursache davon angeben?“

Die Toskaner.

Der König von Neapel hatte Grund, den Kaiser Leopold, damaligen Großherzog von Toskana, zu fragen: wie viele Neapolitaner er in seinen Diensten hätte? und ihm dann zu erwiedern, daß es eine große Menge von Toskanern in beiden Sicilien gäbe *).

Seit dem Tode des letzten Großherzogs aus dem Hause Medici's, hat Toskana sehr starke Auswanderungen erlitten; mehr als dreißig tausend Familien von allen Klassen haben sich in den Königreichen Neapel und Sicilien ansäßig gemacht. Sie leben zum Theil auf dem Lande; zum Theil wohnen sie in den Städten, und haben auch bei Hofe Eingang gefunden, so daß mehrere von ihnen ansehnliche Stellen bekleiden. Acton, der stolze und verächtliche Acton, ist selbst ein Toskaner. Er hat einen Theil seines Sauflebens an dem Hofe des Großherzogs und in dessen Diensten zugebracht; zum
Unglück

*) Man s. oben S. 118.

Unglück für Neapel, ward er dann auf dieses Land *) ausgespieen, das er durch seine Liederlichkeit befleckt.

Die Toskaner haben in Einem Punkte Aehnlichkeit mit den Irländern. Zu Hause sind sie immer geneigt, Zänkereien und Unruhen zu begünstigen; aber außerhalb ihres Vaterlandes lieben sie einander, unterstützen sich, und opfern dem Vortheile ihrer Landsleute alles auf. Die in Neapel haben eine starke Koalition gemacht, welche zu zerreißen sehr schwer seyn würde. Sie drängen und schließen sich an einander, wie Menschen, die dem Strome des Wassers nicht widerstehen und dessen Gewalt nicht anders hemmen können, als wenn sie eine starke Masse bilden **). Um es dahin zu bringen, daß man nur einen Einzigen von ihnen vertriebe, müßte man sie Alle angreifen, und sie zu gleicher Zeit, mit Einem Schlage, treffen.

Bei ihrer Feinheit und List, wissen die Toskaner, daß sie, um sich am Hofe zu erhalten, einander helfen und den allgemeinen Vortheil an den Vortheil jedes Einzelnen knüpfen müssen. An dem Hofe ihres Landes herrn sind sie Feinde; aber an dem Neapolitanischen werden sie lauter Brüder.

Da sie von der Natur einen einschmelkelnden Charakter bekommen haben, und sich des Vortheils, den ihnen Erziehung und Kultur des Geistes vor den Neapolitanern geben, mit Geschicklichkeit zu bedienen wissen: so glänzen sie in Neapel, obgleich im Grunde nicht ein Einziger da ist, der ausgezeichnete Talente hätte. Gerade einen Hof wie der von Neapel, braus

*) Cette île, sagt der Verfasser hier, und öfter, mit vieler geographischer Kenntniß.

***) Der Uebersetzer hat dieses unglückliche Gleichniß unverändert gelassen, weil er sich so wenig verpflichtet glaubt, die rhetorischen als die moralischen Fehler seines Originals alle zu verbessern.

hen sie, um schnell ihr Glück zu machen. Man findet sie in Stellen bei dem Oekonomie- und Finanz-Staatsrath, in Sekretariaten, in Departements, unter den Land- und See-Truppen; kurz, allenthalben, wo sich Beförderung hoffen läßt.

Ich habe schon gesagt, daß Unwissenheit der unterscheidende Charakter der Neapolitaner ist; aber auch, daß es einige Personen von ausgezeichnetem Verdienste unter ihnen giebt. Hier muß ich noch hinzusetzen, daß es denen, welche so glücklich sind, die Vorurtheile ihres Landes abzuwerfen und die mancherlei ihrer Belehrung im Wege stehenden Schwierigkeiten zu übersteigen, auch ganz außerordentlich gelingt, und daß sie weiter kommen, als man es sich vorstellen sollte.

Acton weiß das sehr wohl, stellt sich aber, als ob er es nicht glaube; denn er hat sich einen Plan gemacht, von dem er niemals abweicht: nemlich, den unwissendsten Toskaner dem gebildetsten Neapolitaner vorzuziehen. *Carus amor patriae!*

Dafür hört man denn aber auch Lobsprüche über Acton's große Eigenschaften! Klugheit, Genie, Universal-Talent, kurz Alles was den großen Minister, den Staatsmann im höchsten Sinne des Wortes ausmacht, hat Acton, wenn man anders seinen Klienten, seinen Schmarokern, oder denen, die es gern werden möchten, glauben will. Aber, so bald man diesem angeblichen Phänomen etwas näher tritt, verschwindet der Trug; und die Vergleichung, die man zwischen diesen Lobsprüchen und ihm selbst anzustellen nicht umhin kann, fällt schlechterdings zu seinem Nachtheil aus. Keine hervorstechende Idee, keine gute Wendung in ganz gewöhnlichen Redensarten, keine Diktion, kein Vortrag; kurz, nichts bei ihm kündigt das an, was er seyn sollte. Wenn man seine Operationen, seitdem er Minister ist, genauer betrachtet, so erstaunt man,

wie dieser, bei weitem noch nicht einmal mittelmäßige Mann es hat dahin bringen können, sich die Achtung seiner Souveraine zu erwerben und sich mit Würden, Reichthümern und Ehrenbezeugungen überhäufen zu lassen. Sieht man dann bei diesen Reflexionen bis zu der Quelle seines unverdienten Rufes zurück, so sieht man leicht, daß er ihn den Toskanern verdankt, deren Vortheil es erfordert, ihn zu loben. Acton ist für sie in der That ein eifriger Beschützer, da er auf nichts mehr denkt, als ihre Ehrsucht zu befriedigen und ihnen in ihrer Laufbahn schnelle Beförderung zu verschaffen. So darf es denn gar nicht befremden, daß dieser Minister, mit dem Gefolge von seinen Kreaturen, und bloß von fern gesehen, für einen unterrichteten Mann gehalten wird; wohl aber ist es viel, daß die, welche ihn näher kennen lernen, es bis jetzt nicht eben so gemacht haben, wie der Graf Lamberg, der ihn nach Verdienst zu würdigen weiß, und ihn ohne Zweifel noch in einem helleren Lichte zeigen würde, wenn sein Charakter, als Repräsentant des Kaisers, nicht die größte Behutsamkeit von ihm forderte.

Ich aß einmal Mittags bei einem Ambassadeur, wo auch eine Menge Toskaner waren: unter andern der Ritter Wilchini, Schiffs-Kapitän in der Königl. Flotte, einer von Acton's größten Günstlingen. Dieser Ritter gab eine Probe seiner Bescheidenheit, worüber sich Alle, die sie hörten, nicht wenig wunderten, ob sie gleich an solche Uebertreibungen schon gewöhnt waren. Ganz ohne Veranlassung, ohne daß die Unterredung dazu Gelegenheit gab, war er dreist genug zu sagen: „Toskana hat beiden Sicilien die größten Männer gegeben, deren sie sich rühmen können;“ doch, setzte er als Reticenz hinzu: mich allein ausgenommen! Dieser so bescheidne Mann saß neben mir, und warf mir einen Blick zu, der ein Kom-

pliment zu fordern schien; indeß hielt ich es nicht für rathsam, mich so weit zu erniedrigen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, diesen Ritter Wilichini zu sprechen, und nur selten gemeinen Menschenverstand an ihm bemerkt. Er sieht nichts als Acton, er spricht nur von Acton und den Toskanern; aber mit einer so auffallenden Unverschämtheit, daß er der Parthei, die er preisen will, bloß schadet. Ich hatte die Neugier, mich zu erkundigen, ob dieser Mann doch wenigstens die zu seinem Stande erforderlichen Kenntnisse besäße; aber man antwortete mir immer: er ist eine Kreatur von Acton.

So sieht man denn, trotz allen Vorzügen der Toskaner, augenscheinlich, daß dieser Ritter, übrigens einer der besten Seemänner in Neapolitanischen Diensten, sich wohl nicht mit den Officieren irgend einer andren Seemacht *) messen, und noch viel weniger weite Entdeckungsreisen machen kann. Ich habe diesen Mann anhaltend beobachtet, und nie auch nur eine einzige Idee, einen einzigen Ausdruck von ihm gehört, der des Aufzeichnens werth seyn könnte. Er ist immer der Erste mit Sprechen, ohne daß er weiß, was er sagen soll; und so entwirren ihm denn unaufhörlich Prahlereien oder Albernheiten, die jedermann zu dem Wunsche veranlassen, ihn nicht wieder anzutreffen.

Wie man in beiden Sicilien reist.

Es ist unmöglich, in diesem Lande eben so zu reisen, wie in jedem andren. Die Wege sind äußerst ver-

*) Avec aucune des puissances maritimes, sagt der Verfasser höchst seltsam; der Uebersetzer läßt ihn das sagen, was er ohne Zweifel hat sagen wollen.

nachlässigt, und noch dazu gefährlich, da man gar nichts von Polizei weiß. Ueberdies giebt es auf ihnen keine von den Bequemlichkeiten, die man in andren Europäischen Ländern gewöhnlich findet.

Die meisten Reisen werden zu Pferde gemacht, und dabei läßt man sich denn von andren Pferden, oder von Maulthieren, das Gepäck und die Lebensmittel nachtragen; denn auch mit diesen muß man sich nothwendig versehen, wenn man sich nicht mit der elendesten, ungesundesten Kost begnügen will.

Die Wirthshäuser in dem Königreiche verdienen diesen Namen gar nicht. Nach einem langweiligen Tage, und nachdem man genug von einem übel gebahnten, unrichtigen Wege gelitten hat, auf dem die Furcht, ermordet, oder wenigstens des Seinigen beraubt zu werden, den Reisenden immer nur mit der Sorge, sich vor dem größten aller Unglücksfälle zu sichern, beschäftigt: kommt man endlich in ein abscheuliches Nachtlager. Darin findet man denn Wasser, schlechten Wein, und noch schlechteres Brot, obgleich das Land Getreide in mehrere benachbarte Staaten ausführt. Uebrigens sind ein elendes Bett, Brennholz und einiges Küchengeräth Alles, worauf der Reisende rechnen darf. Zur Besorgung der Küche braucht man einen Bedienten; denn sonst muß man Suppe, Fleisch und andre so nothwendige, in unsern Häusern so gewöhnliche Speisen entbehren, da in den Orten selbst nichts dergleichen zu finden ist.

Nothwendig muß man also die Städte, oder die nur einigermaßen beträchtlichen Flecken nicht vorbei gehen, ohne sich nach den Marktplätzen zu erkundigen. Eben so nothwendig ist es, sich bei dem ersten dem besten Verkäufer zu versorgen; denn man kann sonst nicht gewiß seyn, ob man nicht eine Mahlzeit wie ein alter Einstevler halten muß. Mit Geduld, und mit der

Vorsicht, sich von Haus zu Haus zu erkundigen, kommt man denn endlich so weit, daß man sich die dringendsten Bedürfnisse zur Noth verschaffen kann.

Ist der Reisende ein wenig ekel, und fürchtet er sich vor den mancherlei Insekten, wovon es in den Betten der Wirthshäuser wimmelt, so muß er sein eigenes Bett mitnehmen. Alsdann kann er sicher seyn, so ziemlich zu schlafen, da man doch allenthalben frisches Stroh findet. Dies läßt man denn in den entlegensten Winkel bringen, und so kann man ein wenig Ruhe hoffen.

Auf diese Art muß man in dem Königreiche beider Stelien verfahren, wenn man es nicht bloß flüchtig durchreisen, sondern sich eine zuverlässige Kenntniß von den Einwohnern des Landes verschaffen will, ohne übrigens allzu viel mit ihnen zu schaffen zu haben. Man versteht sich auch mit einem Wegweiser, und gewöhnlich verrichtet ein Soldat dieses Geschäft. Er bringt die Fremden von einem Orte zum andern, und täglich muß man einen neuen nehmen. Der Preis solcher Wegweiser ist bestimmt, und niemals wird man in diesem Stücke betrogen. Ein solcher Mensch hat die Verpflichtung, den Fremden zu begleiten und an allen den Orten, wo diese Art von Wache abgelöst werden muß, dessen Paß vorzuzeigen. Bisweilen behält man ihn auch zwei Tage hinter einander zum Wegweiser; aber nur in dem Falle, wenn auf dem Wege keine Städte mit Besatzungen liegen. Gewöhnlich nimmt man zwei solche Wegweiser auf einmal; und die Kelterei wird so gut dazu gebraucht, wie die Infanterie.

Diese Art zu reisen, ist äußerst unbequem. Man muß viel dabei ausstehen, und verfehlt oft den Zweck, den man sich vorgesetzt hat. Es ist nicht leicht, Erkundigungen über die Naturgeschichte oder die Alterthümer anzustellen, da die Einwohner, gleich den Wilden, wei-

ter nichts kennen, als ihre Hütten, ihre Häuser und ihre Felder. Spricht man bei einem Geistlichen vor, oder geht man in ein Kloster, so findet man gewöhnlich niemanden darin, der im Stande wäre, eine, den Reisenden so natürliche Neugierde zu befriedigen. Indes giebt es fast an allen Orten Personen, die auch ohne Gelehrsamkeit einem Fremden sehr nützlich seyn können; aber, es fragt sich, ob man sie antrifft, und, wean das auch der Fall wäre, ob man sie dahin bringt, sich eine solche Mühe zu geben.

Neapel und Sicilien fesseln indes die Aufmerksamkeit eines Fremden, der mit Wißbegierde dahin geht. Auf folgende Art kann man die Reise am besten benutzen. Man muß sich in Neapel einige wenige Empfehlungsschreiben verschaffen. Es ist indes genug, wenn man nur mit einigen für die ersten Orte, wo man sich aufhalten will, versehen ist: denn die Personen, an die sie gerichtet sind, geben einem mit Vergnügen die nöthigen Anweisungen zur Fortsetzung der Reise; und so wird man denn in nahen Zwischenräumen allenthalben gut aufgenommen, und kann alles besuchen. Man thut übrigens wohl, wenn man noch außerdem die Vorsicht beobachtet, sich den angeesehensten Personen in denen Städten, wo man sich etwas länger aufzuhalten gedenkt, empfehlen zu lassen, daß einem nichts von dem entgeht, was die Aufmerksamkeit des Beobachters verdient.

Doch bei dem allen ist es für den Reisenden keinesweges überflüssig, einen Paß, und einen Befehl für die Wegweiser, ihn von Station zu Station zu begleiten, mitzunehmen; denn sonst läuft er Gefahr, unendlichen Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu seyn, besonders an Orten, wo eine Besatzung liegt. Solche Pässe erhält man übrigens sehr leicht; und wenn man nur einigermaßen bekannt ist, so werden sie in sehr ehrenvollen Ausdrük-

fen abgefakt, daß sie der darin benannten Person die schmeichelhafteste Aufnahme von Seiten der Kommandanten und der Einwohner in den auf dem Wege liegenden Städten verschaffen müssen.

Unter den Empfehlungsschreiben sind auch die an die Klöster nicht zu vernachlässigen. Man muß sich den Superioren, die in Neapel sind, vorstellen lassen, und sich bei ihnen erkundigen, ob Klöster von ihrem Orden auf dem Wege liegen, den man nehmen will. Vor allem aber ist es gut, sich in der Hauptstadt wegen der Orte zu erkundigen, wo man essen und schlafen muß; denn dadurch erspart man sich viele Beschwerlichkeit, lange Weile, und mannmchmal auch Kosten.

Obgleich diese Art beide Sicilien zu durchreisen, in jedem Betracht der ersteren vorzuziehen ist, so hat sie doch auch ihre Unbequemlichkeiten. Es ist besser, nur Einmal täglich zu essen, sich nicht länger aufzuhalten als zum Wechseln der Pferde nothwendig ist, und seinen Weg bis Abends fortzusetzen, wobei man indeß ja darauf sehen muß, daß man bei guter Zeit, wenigstens ehe es finster wird, in sein Nachtquartier kommt.

Einige Fremden haben zu allen diesen Vorsichtsmaßregeln auch noch die hinzu gefügt, denen Personen, an die sie Empfehlungsbriefe hatten, ihre Ankunft vorher schreiben zu lassen, um der größten Unannehmlichkeit, die einem Reisenden widerfahren kann, der nemlich, daß er die Personen, an die er empfohlen ist, nicht zu Hause trifft, zu entgehen. Das einzige Unbequeme bei dieser Vorsichtsmaßregel besteht denn darin, daß man mit einem Ceremoniell aufgenommen wird, welches einem bald lästig fällt. Uebrigens haben die Neapolitaner noch so viele Achtung für die Gastfreundschaft, daß, wenn die Person, der die Ankunft eines Fremden gemeldet wird, nicht zu Hause ist, ihre Verwandten und Freunde, sobald sie nur den

Brief erbrochen haben, dessen Ankunft mit Verlangen erwarten, und mit einander um den Vorzug streiten, wer die Stelle des Abwesenden vertreten soll.

Man kann unmöglich herzlicher aufgenommen werden; als von allen denen, an die man empfohlen ist. Der Fremde wird fetirt und gepflegt. Er bekommt das beste Zimmer, und das schönste Bett, (fast immer das Hochzeitbett). Man giebt ihm gutes Essen und köstliche Weine. Kurz, er bekommt so viele Beweise von Wohlwollen, daß er selbst darüber erstaunen muß; und man sollte bei einer solchen Dienstfertigkeit des Neapolitaners fast sagen: er sey ein Freund, der einen andern nach einer langen Trennung wieder finde.

Die Familie, an die man adressirt ist, fügt zu einem so ausgezeichneten Empfang auch noch die Aufmerksamkeit hinzu, dem Reisenden Wegweiser und Lastthiere für den folgenden Tag zu besorgen, beide zu bezahlen, und ihn niemals übertheuern zu lassen. Die suchen auch die Neapolitaner aus ihrer Gastfreiheit Vortheil zu ziehen. Sie üben diese bei den alten Griechen so gewöhnliche Tugend aus, und setzen noch immer ihre Ehre darin, mitten unter so vielen Veränderungen die Sitten ihrer alten Vorfahren in diesem so wichtigen Stücke beibehalten zu haben. Edelleute, Bürger, Priester, Mönche, Soldaten, Kaufleute, Handwerker: alle haben gleiche Denkart, gleiche Uneigennützigkeit bei Ausübung der Tugend, die sie am höchsten schätzen *); und

*) Bei dieser Schilderung kann man wohl nicht umhin, die Neapolitaner lieb zu gewinnen, wenn sie schon nicht durch vorzügliche Kultur auf Achtung Anspruch machen können. England scheint unser Verfasser wegen der darin verbereiteten Kultur sehr hoch zu schätzen (vielleicht höher, als er sollte); aber in welchen von beiden Ländern möchte er als unbemittelter Fremder sich lieber aufhalten? Selbst

wenn sie dann ihre Gäste sehr gut bewirthe't haben, so nähren sie ihnen auch noch auf der nächsten Station. Sie beladen nehmlich die Lastthiere mit Früchten, Wein und Brod, daß der Reisende sich unter Weges erfrischen kann. Oft begleiten sie den Fremden mehrere Meilen, ja mannmal bis zur nächsten Station. In diesem Falle kann man gewiß seyn, daß einem nichts Sehenswerthes entgeht; denn die Begleiter geben dem Fremden die umständlichsten Erläuterungen über Alles, was nur die Aufmerksamkeit zu erregen verdient. Gibt es Schriften, welche dieser Merkwürdigkeiten erwähnen, so werden sie dem Fremden angezeigt, oder auch gar zum Geschenk gemacht.

Indeß wird allen diesen Vortheilen wieder durch Unannehmlichkeiten das Gleichgewicht gehalten. Wenn der Reisende nach einem beschwerlichen Tage Abends ganz matt und müde an Ort und Stelle kommt, so sehnt er sich vor allen Dingen nach Ruhe, da schlechte Wege und eben so schlechte Pferde, sie ihm nothwendig und zum ersten aller Bedürfnisse machen. Aber gerade diesen Bedürfniß kann er nicht befriedigen. — Der Neapolitaner, der das Glück hat, einen Fremden aufzunehmen, hält ihn immer für einen großen Mann, weil ihm, wie ich schon vorhin gesagt habe, in dem langen Register, das man einen Pass nennt, und in den Empfehlungsbriefen die übertriebensten Lobsprüche beigelegt werden. Daher ladet der Herr vom Hause seine Verwandten und Freunde ein, um den Fremden feierlicher zu empfangen und ihm mehr Achtung zu er-

Engländer reden bitter von dem Mangel an Gastfreiheit in ihrem Vaterlande. Man hat in England zwar das Wort *hospitality*, verbindet aber nicht den richtigen Begriff damit. So kann denn der gemeine Engländer sagen: *For hospitality I praise me old England! There may you have for your money all what you please.* (Im Punkte der Gastfreiheit lobe ich mir England! Da kann man doch für sein Geld haben, was man will.)

weisen. Nun wird aber der Reisende von allen den Leuten sogleich umringt und mit Fragen gequält, auf die er, wohl oder übel, antworten muß. Man kann sich wirklich keinen Begriff von dieser Quak machen, wenn man nicht selbst in dem Falle gewesen ist! Der Fremde muß sein Vaterland angeben, ferner, was er gesehen oder bemerkt hat; und die Fragen darüber sind zuweilen so seltsam, daß es schwer ist, sich eines lauten Gelächters zu enthalten *). Selbst das Volk darf nur wissen, daß bei dem oder jenem ein Fremder ist, so kommt es gelaufen, und besteht ihn von oben bis unten, aber mit Zeichen von Hochachtung und Ehrfurcht. Ein Fremder, der sich an einem entlegenen, oder weniger besuchten Orte aufhält, ist für diese Leute ein Schauspiel. Sie eilen hinzu, um das Wundergeschöpf zu sehen, und könnten kaum ihren Augen trauen. Man kann auch sicher darauf rechnen, daß man lange zum Stoffe der Unterhaltung dienen wird, besonders denen, die den Gegenstand ihrer Verehrung beherbergt, zerfragt und tüchtig müde gemacht haben.

Hat man aber Muth, sich durch alle diese Beschwerden nicht abschrecken zu lassen, und ist man dabei

*) Auch in andern Ländern fehlt es nicht an Leuten von Stande, die durch ihren Mangel an geographischen Kenntnissen seltsame Blößen geben. Die Weltumsegler Forster "wurden ganz ernsthaft, (von einer Gräfin in Wien) "gefragt: ob die Insel Otaheiti zum festen Lande gehöre? und auf welcher von seinen Reisen Cook gestorben sey.," Kleine Schriften von G. Forster. Erster Thl. Leipz. 1789. S. 93. — Der Uebersetzer hörte einmal ein Deutsches Frauenzimmer von so genannter guter Erziehung mit großer Wichtigkeit erzählen, daß die Russen jetzt Petersburg belagerten. A. Young führt in seinen vortreflichen Reisen durch Frankreich (Deutsche Uebersetz. S. 70.) einige Beispiele von Französischer Ignoranz in der Geographie an; und Herr Hofrath Zimmermann erzählt eben daselbst in einer Note ein Paar drollige Pendants aus England.

stark genug von Körper, um die Unannehmlichkeiten von schlechten Wegen und abscheulichen Fuhrwerken auszuhalten; so kann man auch einige Entschädigung dafür erwarten: nemlich das Vergnügen, Sitten zu beobachten, die von denen in andern Europäischen Ländern so gänzlich verschieden sind.

Ich habe einen Theil von Capitanata und von Apulien *) durchreist, und bin Theils Zeuge, Theils Schauspieler bei den so eben beschriebenen Scenen gewesen. Es giebt auf der ganzen Erde keine gastfreiere und bessere Nation, als die Neapolitaner. Wenn man dieses so natürliche und so gute Volk näher kennen lernt, so seufzt man, so wird man unwillig, daß die Regierung es nicht begünstigt, da es doch ihre erste Pflicht wäre, zum Glücke desselben beizutragen. Die Neapolitaner, welche auf dem Lande leben, scheinen mir übrigens den Vorzug vor denen in den Städten, besonders in der Hauptstadt, zu verdienen. Dort lernt man den eigentlichen Charakter der Neapolitaner kennen und schätzen. Man bemerkt an ihnen natürlichen Verstand, gesunde Vernunft und sogar Unterscheidungskraft. Die Nation scheint mir im Ganzen glückliche Anlagen zu den Künsten und Wissenschaften zu haben. Es fehlt ihr nur an Unterricht; und der wäre ihr doch so leicht zu verschaffen.

Die Polizei.

Keine Stadt in Europa brauchte Polizei dringender nothwendig, als Neapel; und doch ist sie in jeder andern Stadt besser. Man kennt hier nicht einmal

*) Hier zeigt unser Verfasser einmal wieder großen Mangel an geographischen Kenntnissen. Er unterscheidet Capitanata von Apulien; und doch ist das erstere nur ein Theil des letzteren.

den Namen der Sache. Ohne auf die Menge Fußgänger Rücksicht zu nehmen, von denen die Straßen immer voll sind, da die Bevölkerung von Neapel verhältnißmäßig viel stärker ist, als die von Paris und London; ohne auf die Fußgänger Rücksicht zu nehmen, sage ich, fahren die Kutscher mit verhängtem Zügel, und rufen nicht eher, als wenn sie jemanden gerädert oder in den Koth geworfen haben. Es ist unnütz, sich darüber zu beklagen, da man doch keine Entschädigung erhält; ja, es ist in gewisser Rücksicht sogar gefährlich, nicht zu schweigen, da man mit Geschrei oder Klagen weiter nichts bewirkt, als Spott, und hinterher bisweilen noch obendrein Beischimpfungen. Nicht selten sieht man Personen, durch das schnelle Fahren verwundet, verstümmelt und sogar getödtet; und die Regierung, so unglaublich das auch scheinen mag, nimmt gar keine Maßregeln, solche Unordnungen zu verhüten. Sie behandelt dergleichen Unglücksfälle als Kleinigkeiten, die gar nicht werth sind, daß man sich damit beschäftigt.

Leuten, die etwas schwer hören, will ich nicht rathen, zu Fuß durch die Straßen von Neapel zu gehen; und selbst, wer auch noch so gut hört, kann verichert seyn, daß er die größte Gefahr läuft: denn das Ausrufen des gemeinen Volkes in Neapel ist so gellend, daß es sich mit dem saumseligen Rufen der Kutscher und Fuhrleute vermischt, und daß ein Fremder das letztere fast unmöglich unterscheiden kann. Nur bei einem langen Aufenthalte in Neapel gewöhnt man sich an dieses Bellen; und ist man einmal daran gewöhnt, so kann man denn in Neapel herum gehen, ohne eben mehr Gefahr zu laufen, als die Einwohner selbst.

Zu Neapel sind die Beuteckschneider äußerst geschickt, und übertreffen an Talenten alle ihres gleichen in jedem andern Lande. Die einzige Vorsicht, die man

gegen sie anwenden kann, besteht darin, daß man nichts bei sich trägt, wenn man zu Fuß durch die Straßen gehen will. Während der ersten vierzehn Tage, die ich in Neapel zubrachte, nahm man mir täglich ein Schnupstuch. Als ich dann fünfzehn verloren hatte, mußte ich kein andres Mittel, als daß ich es mir an den Arm band. Ungeachtet des Mangels an Polizei, wird übrigens selten in den Häusern gestohlen. Die Straßen sind immer der Schauplatz, wo solche Helden ihre Thaten thun und ihre Trophäen erbauen.

Es giebt in Neapel eine Menge Kutschen, und eine noch größere Menge Kaleschen von einer ganz besondern Form. Die meisten von diesen Kaleschen sind nur einseitig, und werden auch nur mit Einem Pferde bespannt. Sie bestehen in einem sehr unbequemen Dreieck, das auf einem sehr schmalen Breite ruhet, und haben nur zwei Räder. Uebrigens sind sie ganz unbedeckt, aber das Gestell vergoldet und ziemlich schlecht bemalt. Mit einem solchen Wagen kann man in einem Morgen ganz leicht achtzehn bis zwanzig (Italiänische) Meilen fahren. Der Fuhrmann (Kalescher) steht hinten auf, und lenkt von dort die Pferde. Will die Person in der Kalesche das Vergnügen haben, selbst zu fahren, so ist der Fuhrmann nicht weiter für Zufälle verantwortlich; und wenn der Wagen zerstoßen, zerbrochen oder die Malerei beschädigt wird (was eben kein seltener Fall ist): so belaufen sich die Reparaturkosten sehr hoch, und fallen dem zur Last, der die Kalesche gemiethet hat. Läßt man aber den Fuhrmann fahren und die Peitsche gebrauchen, so darf man sich nicht über Zufälle beunruhigen; und wirklich ereignen sich auch keine, da solche Leute so geübt sind, daß sie allenthalben ohne die mindeste Gefahr durchkommen. Die Zügel sind an einem Kappzaum ohne Gebiß befestigt: je

mehr man sie anzieht, desto schneller läuft das Pferd; läßt man sie aber fahren, so steht es stille. Uebrigens rufen dergleichen Fuhrleute auch, um das Pferd schneller oder langsamer gehen zu lassen. Man zieht ein solches Fuhrwerk einem vierradrigen vor, selbst wenn man in der Stadt umher fahren will.

In einer Stadt wie Neapel, wo die Bevölkerung in Verhältniß des Umfanges ungeheuer ist, wo die Vorurtheile mit der Unwissenheit gleichen Schritt halten, und wo die Polizei eben so vernachlässigt wird, wie die Erziehung: — in einer solchen Stadt sollte man erwarten, alle Tage das abscheuliche Schauspiel von Räuberei zu sehen. Aber die Fehler der Regierung werden durch den sanften Charakter der Einwohner wieder gut gemacht. Sonderbar ist übrigens der Umstand, daß auf dem Lande mehr Verbrechen begangen werden, als in den Städten, und wieder in den Provinzialstädten, immer im Verhältniß ihrer Bevölkerung, mehr als in der Hauptstadt *). Die Landstraßen werden häufig von Räubern beunruhigt. Diebstähle, Mordthaten und alles was die Nachsicht nur ausüben kann, fällt täglich vor. Solche Abscheulichkeiten scheinen völlig mit der natürlichen Güte der Neapolitaner zu kontrastiren; aber sie vertragen sich mit dieser, ohne sie zu verderben. Um die Wahrheit meiner Behauptung nicht zu bezweifeln, muß man sich nur erinnern, daß die Verbrechen nicht bestraft werden, daß die Gerechtigkeit unaufhörlich schläft, daß man von Polizei gar nichts weiß, daß hier die Leidenschaften herrschen wie allenthalben, und kurz, daß der Neapolitaner, da er in Unwissenheit versunken ist, seine Tugenden von der Natur hat, seine Laster aber von dem nur halb civilisirten Zustande, worin er schmachtet.

*) Das widerspricht dem einigermaßen, was unser Verfasser oben S. 220. sagte.

Einige Gesandten.

Nächst dem Ritter Hamilton, dessen ich schon mit Lob erwähnt habe *), ist der älteste fremde Minister an dem Hofe des Königes von Neapel der Graf von Sa, Portugiesischer Ambassador. Seitdem dieser seinen Posten hat, ist er nur ein einzigesmal nach seinem Vaterlande gereist, aber so bald als möglich wieder nach Neapel zurückgekommen. Vor einigen Jahren hatte der Elisabether Hof den Plan, nicht länger einen Ambassador in Neapel zu halten. Dieser macht nämlich sehr unnütze Kosten, da der Portugiesische Hof mit dem Neapolitanischen gar keine Geschäfte hat, und da er, wenn ja dergleichen vorkämen, sie recht süglich dem Ambassador in Rom auftragen könnte, zumal da seit Anlegung der schönen Chaussees durch die Dominikanischen Sümpfe die Kommunikation zwischen der Hauptstadt der christlichen Welt und Neapel sehr erleichtert ist. Herr von Sa befürchtete auch, zurückberufen zu werden; aber die jetzige Königin, die Nachfolgerin Josephs I, hat sich entschlossen, ihn in Neapel zu lassen. Es giebt auch wohl in der ganzen Welt keinen Posten, der sich besser für den Herrn von Sa schicken, als die Würde eines bevollmächtigten Portugiesischen Ministers am Neapolitanischen Hofe. Da er nichts weiter zu thun hat, als die currenten, selten interessantesten Neuigkeiten einzuschicken; und da sein Sekretär diese aufsehen muß: so kann er selbst, in voller Freiheit der Lebersart nachhängen, die ihm die angenehmste ist. Dieser Minister gleicht den Parade Pferden, die man in schönen Ställen sehr sorgfältig mastet. Er liebt die Tafel, und hält eine sehr gute; er schläft lange,

*) Oben S. 136.

lange, und elst, wenn er erwacht, in die Arme der *Suz-
ris*, die sein Paradies ausmachen. Spazieren gehen,
ist seine einzige Arbeit. Bei Hofe findet er sich sehr re-
gelmäßig und gern ein, weil er dort nichts weiter zu
thun hat, als sich die Ehre erweisen zu lassen, die der
von ihm repräsentirten Krone zukommt. Ob er gleich
über dreißig Jahre lang in Neapel ist, so weiß er doch
nur sehr wenig Italiänisch, und noch weniger Französ-
sich, hat aber bei dem allen seine Muttersprache gro-
ßen Theils vergessen. Nun wird man wohl fragen:
welche Sprache denn *Se. Excellenz* spreche; und da ant-
worte ich: ob er gleich zu der Rasse der *Fidalgoes*
gehört, in der das Schwätzen von einer Generation zur
andern forterbt, so ist doch die Natur gegen ihn karg
gewesen, und hat ihm diese glückliche Gabe nicht zuge-
theilt. Stumm ist er nicht; aber er spricht sehr wenig:
und diese Eigenschaft, die in Portugal ein Fehler wäre,
gilt in Neapel für eine schätzbare Eigenschaft, da man
hier gern viel sprechen mag.

Dieser Mann ist groß und sehr breitschultrig. Er
hat den Wuchs eines Büffels, und auch sonst ein wenig
Aehnlichkeit mit diesem Thiere. Nach dem, was ich
schon von seiner Art zu leben gesagt habe, wäre alles
weitere Fragen nach seinen Talenten überflüssig.

Ein andres Gesandtchen, das immer mephitische
Dünste — im morallschen, wie im physischen Sinne —
aushaucht, ist *Signor Bonechi*, Kaiserlicher Konz-
sul, und Agent von Toskana. Dieser sehr kleine, sehr
alte, äußerst häßliche, immer sprechende, unaufhörlich
spionirende Mann ist Allem, was ihn umgiebt, zur Last.
Schon aus seinem Aeußeren kann man schließen, daß er
dem Großherzoge angehören muß. Immer lauert er auf
Neuligkeiten, und steht mit unverwandten Augen, vorge-
strecktem Halse und gespikten Ohren da, um ja nichts
zu verlieren, was er sehen, hören und berüchten kann.

Als ein guter Hofmann, hilft er seinen Depeschen, die nur selten interessant seyn können, damit nach, daß er seinem Herrn eine Reihe skandalöser Anekdoten zuschickt, worin Ministerium, Hof und Stadt bunt unter einander figuriren. L. . p. l d, der sehr neugierig war, hatte ein vortreffliches Mittel erfunden, den Signor Bonecchi in Athem zu erhalten; nemlich, daß er ihn nur nach der Anzahl und der Wichtigkeit seiner Nachrichten bezahlte. Neben diesen, so wohl erfüllten Funktionen, versteht Bonecchi auch noch ein andres sehr ehrenvolles Amt; er ist nemlich wirklicher Spion der Königin und des Ministers Acton. Man glaubt übrigens, Leopold habe seine Einwilligung zu dem Abkommen hierüber gegeben, um nur einen Theil des Gehaltes bezahlen zu dürfen, dessen so seltene Talente werth sind. Marie Karoline und ihr Günstling Acton bedienen sich seiner, um durch ihn die Bagatelle zu erfahren, die das *co rps diplomatique*, wovon er ja auch ein Theilchen ist, beschäftigen.

Bonecchi versteht die Kunst, sich Zutritt in den besten Häusern zu verschaffen, um bei allen Dinern und Feten zu seyn. Besonders aber vergißt er nichts, wodurch er sich die Cabinette der fremden Minister öffnen kann. Er ist sehr aufmerksam, den Personen, die ihm den Zutritt erlauben, ihre schwache Seite abzumerken, und weiß ihr Vertrauen zu gewinnen, indem er Einem durch Lobsprüche schmachtelt, die Neugier des Andern durch Lügen unterhält, kurz sich ihre Fehler zu Nutze macht, um sie desto besser zu seinem Willen zu haben. Sobald er dann wieder zu Hause ist, bringt er das Gehörte in Ordnung, zieht Resultate heraus, setzt zu, läßt weg, verändert, und schickt dann seinem Souverain regelmäßig eine Chronik, woran dieser Vergnügen findet. Die Königin und der General machen ihm oft Geschenke; und die nimmt er denn als den gerechten

Soll einer wohlverdienten Erkenntlichkeit an, die ihn für die Kargheit seines Souverains entschädigt.

Will man in Neapel ruhig leben, so muß man diesen eben so gefährlichen als verächtlichen Menschen vermeiden. Wen er nicht kennt, ist glücklich; wen er kennt, muß Verläumdung, und, was noch schlimmer ist, *Medisance*, von ihm erwarten. Zwar wird er allgemein verachtet, indess doch allenthalben eingeladen. Man kennt ihn; aber man fürchtet ihn: und diese Furcht ist stark genug, daß man es nicht wagt, ihm die Wege zu weisen. Man betrügt sich gegen ihn, wie gewisse Horden von Wilden gegen den Teufel: sie glauben seiner Bosheit dadurch Einhalt zu thun, daß sie ihm unaufhörlich Opfer bringen. Wenn man es sich zuweilen erlaubt, ihm die erwiesene Falschheit der Neuigkeiten vorzuwerfen, die er in seiner Höhle geschmiedet hat und nun zum Besten giebt; so sagt er: Herr . . . hat die Neuigkeit bei Herrn oder Madame . . . erzählt. So nennt er frech Personen, und will die Schande, die ihn trifft, auf Andre wälzen.

Begebenheiten eines berühmten Mannes.

Während meines Aufenthaltes in der Schweiz machte ich Bekanntschaft mit dem Professor Felix, der in der kleinen artigen Stadt Yverdun wohnte und daselbst eine vollständige Buchdruckerei angelegt hatte. Die Werke dieses Litterators sind bekannter, als seine Schicksale. Man wußte wohl, daß er Mönch gewesen war, und die Kappe weggeworfen hatte; aber die

Besonderheiten seines Lebens, und die Umstände, die ihn wieder in die Welt brachten, waren unbekannt. Da ich in Neapel Gelegenheit gehabt habe, seine Geschichte genau zu erfahren; und da, glaub' ich wenigstens, noch niemand sein Leben zu beschreiben versucht hat: so will ich den Mann darstellen, wie er war, und meine Leser werden mir vielleicht einigen Dank dafür wissen.

Er ward in einer kleinen Stadt des Kirchenstaates geboren. In einem Alter von achtzehn Jahren verliebte er sich in die Tochter eines reichen Privatmannes, die in der Folge an einen gewissen Signor Panzul zu Neapel verheirathet wurde. Er war arm und von Natur furchtsam; daher wagte er es nicht, dieser jungen Person seine Leidenschaft zu erklären, und noch weniger, sich um ihre Hand zu bewerben. So wußte denn seine Geliebte lange Zeit nicht, was für eine Eroberung ihre Reize gemacht hatten.

Felix konnte gar nicht mehr ruhen, und ward von einer Leidenschaft verzehrt, deren Hestigkeit sich durch Entfernung des geliebten Gegenstandes verdoppelte. Endlich fiel er auf ein Mittel, das ihm, wenigstens mit der Zeit, Erleichterung verschaffen sollte. Er ward Franziskaner, weil er wußte, daß die Oberen dieses Ordens junge Professoren, die sich in den Studien auszeichneten, als Lehrer der schönen Wissenschaften und der Theologie nach Neapel schickten.

Die Hoffnung, seine Geliebte wieder zu sehen, belebte unsren Felix, und er verdoppelte seinen Eifer zur Arbeit. Die Liebe entwickelte bei ihm Talente, zu denen die Natur ihm den Keim gegeben hatte. Er zeichnete sich aus, und ward wirklich zum Professor in Neapel gewählt. Sobald er daselbst angekommen war, zog er Erkundigungen ein, und erfuhr, mit einem Vergnügen das seiner Leidenschaft an Größe gleich kam:

Seine Geliebte lebte von ihrem Manne getrennt, führte einen Prozeß gegen ihn, und der Ausgang ihrer Sache hing von einem Rathe der *Victoria* ab. Nun erkundigte er sich weiter, welche Orte der Mann, dessen Bekanntschaft ihm so wichtig war, am häufigsten besuchte. Er erfuhr bald, daß der Letztere alle Zeit, die seine Geschäfte ihm frei ließen, in dem Laden eines Buchhändlers Namens *Torres*, und an zwei andern Orten in eben dem Stadtviertel zubrächte. Jetzt wurden die Gelegenheiten, den Rath zu sehen, häufiger. Felix benutzte sie sorgfältig, zeigte sich dem Manne allenthalben, und unterließ niemals ihn zu grüßen. So sehr er indeß auch wünschte, mit dem Rath in Verbindung zu kommen, so hütete er sich doch, eine Begierde blicken zu lassen, die ihn vielleicht verdächtig gemacht hätte. Der Rath, der ihn tagtäglich irgendwo antraf, ward es endlich gewohnt, sich mit ihm zu unterhalten. Er befragte unsern Felix über mancherlei; und dieser antwortete mit einer Ehrfurcht, wodurch jener sich sehr geschmeichelt fand. Endlich ward der Rath des Mönches Freund, und lud ihn zu sich in seine Wohnung ein.

Felix hielt, obgleich seine Freude übermäßig war, sich dennoch so zurück, daß der Andre glauben mußte, er käme nur auf die so verpflichtenden und täglich erneuerten Einladungen. Jener hatte Talente und Eigenschaften, die seine Gesellschaft interessant machten. Er sprach angenehm und mit Energie, erzählte vortrefflich, und wußte auch das ernsthafteste Gespräch mit einem feinen Scherze zu würzen. Dadurch gefiel er dem Rathe, der ihn nun bald wie einen Hausgenossen ansah.

Es vergingen sechs Monathe, ohne daß Felix es wagte, die Dame seines Herzens nur zu nennen. Aber, wozu ist ein verliebter Mönch, und zumal ein Franziskaner, nicht fähig? Diese Geduld

beweist die Festigkeit seines Charakters. — Der Rath unterhielt ihn oft von den Angelegenheiten des Tribunals, worin er saß; und endlich nannte er neben mehreren andren Klienten auch die Geliebte unseres Felix, die, wie sich fand, von ihm ebenfalls heimlich verehrt wurde. Felix warf einige Fragen hin, und erfuhr durch die offenherzigen Antworten seines Freundes, was die zwischen beiden Gatten entstandene Uncinigkeit betraf, und in welchem Kloster die schöne Klägerinn auf Befehl des Gerichtshofes jetzt lebte. Er beobachtete einige Augenblicke ein affektirtes Stillschweigen, und sagte dann in dem natürlichsten Tone von der Welt: „Wenn ich mich recht erinnere, so muß die Dame eine Tochter dessen und dessen seyn; und mich dünkt, es ist eben die, nach der ich mich auf Verlangen meiner Verwandten erkundigen soll. Doch gewiß weiß ich das nicht.“ — „Nun, erwiederte unser Rathsherr, das läßt sich bald ausmachen. Es ist zwar verboten, jemanden zu ihr zu lassen; aber Ihnen, lieber Felix, will ich einen Erlaubnißschein geben, sie so oft zu sehen und zu sprechen, als Sie wollen.“ Der Mönch war jetzt auf dem Gipfel seiner Wünsche; aber er nahm dies Erbieten mit anscheinender Gleichgültigkeit an, und wußte es mit aller Geschicklichkeit eines Mannes von seinem Stande zu benutzen.

Die Neapolitaner haben eine so gänzliche Ergebenheit für die Mönchskappe, daß Felix gar kein Hinderniß fand. Er sah seine Geliebte, erklärte ihr seine Leidenschaft, und erzählte ihr, was er Alles gethan hätte, um zu ihr zu kommen. Die Mönchstracht verschließt hier zu Lande niemanden, der sie trägt, die Thür; die Frauenzimmer ziehen sogar, solche Liebhaber den wohlgebildetsten Kavaliern vor; und wissen wohl, weshalb, da sie ein feines Gefühl haben. Felix war jung, liebenswürdig, geistreich, robust und leidenschaftlich; be-

darf es mehr, um zu gefallen? Er gefiel wirklich, und man gestand es ihm; er wollte glücklich seyn, und der Erfolg zeigte, daß er es ward.

Da er mit dem Rathe, der den Prozeß seiner Geliebten zu referiren hatte, in genauer Verbindung stand, und ihm als einer von ihren Landsleuten bekannt war; so trug er viel dazu bei, das Ehepaar einander wieder zu nähern, welches ihm denn, obgleich aus sehr verschiedenen Gründen, den größten Dank dafür wußte, daß er sich so viele Mühe gab, es zu versöhnen. Von jetzt an ward er ein Hausfreund der ganzen Familie.

Felix hatte, außer dem Widerwillen gegen seinen Stand, seit langer Zeit auch die tiefste Verachtung gegen alle Institute überhaupt, die einen freigebornen Menschen der Vorrechte berauben, welche ihm die Natur bei seiner Geburt ertheilt. Er betrachtete den Eddelbat als eine bürgerliche Herabwürdigung, als ein Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft, und hatte sich sehr gesunde Begriffe von individueller Freiheit, von Recht und Unrecht, ingleichen von den Ansprüchen und Pflichten der Menschen erworben. Jetzt machte er den Plan, seinen Stand zu ändern, und seiner Geliebten die Freiheit wieder zu geben, die man ihr gegen ihren Willen genommen hatte. Beide entflohen zusammen, hatten aber das Unglück angehalten zu werden. Dieser Querstrich erbitterte sie mehr, als er sie niederschlug; sie wagten zum zweitenmal die Flucht, waren aber nicht glücklicher. Felix konnte es in einem Stande, den er bloß, um zur Befriedigung seiner Leidenschaft zu gelangen, erwählt hatte, nicht aushalten; indeß verlor er die Hoffnung nicht. Er hatte Geld, verschaffte sich weltliche Kleidung, zog sie an, verließ Italien, schlich sich, so gut er konnte, durch eine Ecke von Frankreich, und kam endlich nach neuen Aarau in Bern an.

Da er einige Empfehlungsschreiben und ein angenehmes Aeußere hatte, so machte er Bekanntschaft mit dem berühmten Tscharner, Verfasser des Wörterbuches über die Schweiz, und einige Zeit nachher auch mit dem Landvogt von Aubonne. Tscharner unterstützte ihn, und errichtete seinetwegen eine typographische Gesellschaft in Yverdun, wo Felix hin zog.

Anfangs ging es dem neuen Buchdrucker mit seinem Unternehmen recht gut, und er verdiente viel Geld mit einer Quartausgabe des Dictionnaire encyclopédique, worin er mehrere Artikel von seiner eigenen Arbeit einrückte. Aber allzu große Habsucht richtete ihn zu Grunde: er hatte Unglücksfälle, litt Verlust, und lernte endlich, daß kein Stand von Noth frei ist.

Felix hatte drei Frauen gehabt, und von jeder Kinder bekommen; so machte denn seine Familie eine kleine Kolonie aus, deren Oberhaupt er war. Er brachte einen Theil des Jahres in Villars am See von Neufchatel, zwischen dieser Stadt und Yverdun, zu. Als Vater lebte er eingezogener; er theilte sich nur wenig mit, und widmete alle seine Zeit seinen Kindern, die er sehr gut erzog, und zwar den Sitten des Landes, worin er wohnte, gemäß. Gewiß nützte er auf diese Art der menschlichen Gesellschaft mehr, als wenn er in seinem Kloster geblieben wäre. Er besaß die Achtung seiner Zeitgenossen, und verdiente, daß sie seinen Verlust bedauerten.

Die sonderbare Weihnachtskrippe.

Wer im December oder Januar in Neapel ist, versäumt niemals, die Weihnachtskrippen (crèches) zu besuchen, womit die Neapolitaner ungerühmten und

übermäßigen Luxus treiben. Diese Sitte findet sich auch noch in mehreren katholischen Ländern; aber sie ist in jedem derselben modificirt, je nachdem mehr oder weniger Vorurtheile darin herrschen. In Spanien macht sich die Königliche Familie ein Vergnügen damit; und eben das thut der Hof von Lissabon. In Deutschland ist man mäßiger (klüger?); indeß habe ich doch in Wien und München sehr schöne Bilder gesehen.

Vor allem aber findet man in Neapel die schönsten Weihnachtskrippen in der ganzen römisch-apostolisch-katholischen Christenheit. Dieses Kapellenspiel erregt Begierden *); und der Aufwand, den man deshalb macht, ist ganz und gar nicht verloren, sondern bringt dem Unternehmer vielmehr großen Vortheil.

Wer eine Krippe in dieser Absicht angeschafft hat, hebt sie sorgfältig auf, und verändert nur die Verzierungen. Er braucht dieselben Materialien; aber sie werden auf eine neue Art vertheilt, so daß sie sehr mannichfaltige Gegenstände vorstellen, und jedes Jahr den Reiz der Neuheit haben.

Hätte diese Erfindung nicht den einzigen Zweck, die Geburt Christi zu versinnlichen, so könnte man den Nutzen daraus ziehen, daß man dem erstaunten Zuschauer eine durch die Kunst verschönernte Nachahmung der Natur zeigte. Doch der Aberglaube erstickt das Genie. Die Weihnachtskrippen dienen zu weiter nichts, als den Neapolitanischen zu befördern; und es fallen Scenen dabei vor, welche nothwendig den Unwillen eines philosophischen Kopfes erregen müssen.

Ich habe in Neapel mehrere solche Krippen gesehen; und die ausgezeichnetste darunter gehörte dem

*) Excite la cupidité. Was der Verfasser bei diesen Worten gedacht hat, ist nicht ganz klar. Vielleicht wollte er sagen: Solche Kunstausstellungen veranlassen oder befördern verliebte Zusammenkünfte.

Buchhändler Torres, dessen Namen ich schon im vorigen Abschnitt erwähnte. Da diese Krippe wirklich ein lebendes (lebendiges) Gemälde ist, so will ich meinen Lesern doch einen Begriff davon machen.

Alle solche Denkmäler von der Leichtgläubigkeit unserer Väter stehen mit dem Charakter der Nation in Zusammenhang. Man sieht in ihnen die Sitten, Gewohnheiten und Meinungen, das Kostum und den Geschmack der Einwohner von Neapel, welche ganz unwillkürlich Frohsinn mit Traurigkeit, Weltliches mit Geistlichem, Volkshörigkeit mit Frömmigkeit, und die ausgelassenste Possenreierei mit Gravität vereinigen.

Nun; die erwähnte Weihnachtskrippe gewährt denn einen wirklich sehr schönen Anblick. Man sieht darin Figuren von Männern, Frauen und Thieren; und trotz den Ungereimtheiten, die bei den Neapolitanern mit Allem, wobei es auf Erfindung ankommt, unzertrennlich verbunden sind, gefällt das Schauspiel dennoch, und kann selbst dem vernünftigsten Manne einige angenehme Augenblicke machen.

Freilich wenn man bemerkt, daß die Vorstellung gar keine Beziehung auf das hat, was sie bedeuten soll; daß sie nicht eine Winterlandschaft mit ihrem Reize zeigt, sondern eine mit den Reizen des Frühlings, wie mit den Geschenken der Ceres und der Pomona verschönernte Natur: so verschwindet die Täuschung, und das Vergnügen entflieht.

Man sieht herrliche Wasserfälle, Silberbäche, die sich durch blumige oder bald zum Mahen reife Wiesen schlängeln, ferner schöne und reife Saaten. Weiterhin zeigen sich Berge und Ebenen mit Schnee bedeckt, zur gefrorne Felche und Bäume mit kahlen Ästen, daneben aber wieder belaubte Bäume, und Früchte, die gebrochen werden können. Diese Verstoffe gegen die gesunde Vernunft empören bei dem ersten Anblick; aber

da jeder einzelne Theil die Natur so künstlich nachahmt, wie der menschliche Geist es sich nur denken kann: so sind solche optische Vorstellungen dem Liebhaber wenigstens theilweise schätzbar.

Die Ungereimtheiten bleiben nicht bloß bei einer Vermischung der Jahreszeiten; es kommen auch noch Anachronismen dazu. Die Zeit, wann Christus geboren ward, ist ganz gewiß bestimmt; aber doch erlaube man sich Zusammenstellungen, welche an die Jahrhunderte der tiefsten Unwissenheit erinnern.

Kapuziner scheinen von ihrem Betteln zurückzukommen; sie nähern sich einem Kloster, und klingeln; ein Bruder macht ihnen auf, und sie gehen hinein. (Der Leser muß nehmlich wissen, daß diese Figuren beweglich sind.)

Ein Dominikaner in Begleitung seiner Gefährten klingelt an der Pforte eines Nonnenklosters. Die Pfortnerin kommt zum Vorschein, und öffnet das Sprachzimmer. Durch die Pforte sieht man denn mehrere Nonnen langsam zu dem Chore hingehen, wo sie die Frühmesse singen wollen.

Nun zeigt sich der Erzbischof von Neapel, mit seiner Geistlichkeit voran, und mit einem Schwarm von Mönchen und Volke hinter sich. Er trägt mit Ehrfurcht das Blut des heiligen Januarius, steht bei dem Anblick des flammenden Vesuvius still, hält ihm die heilige Reliquie vor, und der Ausbruch läßt nach.

Bauern mähen auf der einen Seite; auf der andern zünden sie große Feuer an, wärmen sich, und äußern alle Merkmale von außerordentlicher Kälte. Weiterhin hält ein Priester die Messe, wobei ein Kind ihm aufwartet.

Die Weisen aus Morgenlande kommen, mit der Krone auf dem Kopfe, und dem Orden des heil. Januarius am Halse. Ihnen folgen eine große Menge K.

pret, Bedienten, und dann Staatswagen in Neapolitanischer Art. Zuletzt kommt eine Leibwache in Uniform, mit Flinten und Pistolen bewaffnet.

Auf einem Berge erhebt sich eine ganz auf moderne Art gebauete Festung. Ihre Batterien sind gerichtet; die Schildwachen stehen mit Flinten auf ihren Posten; und hinter der Festung zeigt sich ein Corps Truppen in Preussischer Uniform *), das Anstalt macht, sie zu belagern.

Weiter sieht der Zuschauer die malerischsten Ansichten von Neapel, das Schloß, den Vesuv, den Monte di Somma; auch Schiffe mit Neapolitanischer, Englischer, Französischer und Türkischer Flagge. Dies alles ist sehr gut ausgeführt; aber in einiger Entfernung sieht man Hochländer (Bergbewohner), theils als Schweizer, Bauern, theils als Schottländer gekleidet, aus ihrem Aufenthalte hervorkommen: und das zerstört denn alle Täuschung.

Daneben sieht man die Vorstellung eines Schauspielhauses. Der Anschlagzettel an der Thür nennt in leserlichen Buchstaben eine Oper, deren Komponist ein Neapolitaner ist. Ein Abbé giebt einer Dame die Hand; und eine andre wird von einem Officier geführt. Auch zeigen sich Neapolitanische vornehme Herren mit Ordensbändern an der Thür, die übrigens mit einem Detaschement Soldaten besetzt ist.

Doch als ob alle diese seltsamen Kombinationen noch nicht hinreichten und noch nicht genug unsinnige

*) Die Leser werden diesen Umstand wohl nicht übersehen. Das Preussische Militair, als das erste in der Welt, ist, so wie des großen Friedrichs Name, auch in Italien berühmt, und wird seinen Ruhm immer behaupten. Zuverlässig giebt es nie einen Pendant zu Rossbach, oder zu dem Laufen gewisser Truppen am 26sten . . . 1793.

Ideen bewirkten; macht man sich auch das Vergnügen, Brighellen, Arlektine und Pantalone vorzustellen, die mit einander tanzen. Auch das ist noch nicht alles; man sieht Paglietti sich um Polichinelle streiten, welche sich indeß über jene mokiren und ihre Makaroni essen. Dies Beispiel befolgt denn auch ein Schwarm von Lazzaroni; und bei dem allen fehlt es nicht an Lazzis.

Endlich sieht man auch noch Läden mit den verschiedenen Waaren, die in Neapel verkauft werden.

Die Neapolitaner nehmen an diesen unregelmäßigen Zusammensetzungen gar keinen Anstoß. Im Gegentheil; je disparatere Dinge in den Weltnachtskrippen zusammengehäuft sind, desto mehr interessiren sie. Man eilt hin, sie zu sehen, drängt sich dabei, und bewundert die zusammengesezte immer am meisten. Die dem Buchhändler Torres gehörige hat auch noch Urnen, Etrurische Gefäße und antike Statuen.

Der König von Schweden, der sie zu sehen verlangte, beschenkte Torres mit mehreren Medaillen; und der Churfürst von der Pfalz befolgte sein Beispiel. Nach der Art, wie Torres von diesen Geschenken sprach, zu urtheilen, schien er zu wünschen, daß ich die Anzahl seiner Medaillen vermehren möchte; aber da das Schicksal mir keine Krone gegeben hat, so ließ ich es mit Danksagungen und Komplimenten gut seyn; und diese kann man dem ungeordneten Haufen von Sachen, die alle in ihrer Art merkwürdig sind, wirklich nicht versagen.

Die Quelle der Neuigkeiten.

Man weiß, daß die Gesandten an fremden Höfen durch ihre Stelle verpflichtet sind, mit jeder Post einen

Bericht von dem abzusenden, was am Hofe, in der Stadt, und überhaupt in dem Gebiete der Macht, bei der sie akkreditirt sind, vorgeht. Eben so weiß man, daß der Neapolitanische Hof nur sehr unbedeutenden Einfluß in die politischen Intriguen von Europa hat, und öfters nichts für die Kabinette Interessantes liefert. Alsdann müssen die Gesandten den gänzlichen Mangel an wichtigen Nachrichten durch Nichtswürdigkeiten ersetzen *), weil sie ihren Herren auf keine andre Art beweisen können, daß sie stets aufmerksam sind, ihre Funktionen zu erfüllen.

Ich will hier einen Begriff von den Depeschen zu geben suchen, welche die Charlatane von Gesandten den Ministern ihrer Höfe schicken. Das kann ich aber nicht anders, als wenn ich vorher den Menschen beschreibe, der von diesen hochansehnlichen Gesandten besoldet wird, um mitten in dem Schlamme von Neapel kleine geheime Neuigkeiten zu sammeln, ihnen Authenticität zu geben, und sie so aufzupuzen, daß man sie den Herren dieser Welt unter dem Monde vorlegen kann.

Ich ward eines Tages von einem Ambassadeur eingeladen, einer Vorlesung beizuwohnen, welche dieser berühmte Neuigkeits-Sammler halten sollte. Freilich erwartete ich nicht, etwas Großes zu hören; auch

*) Das müssen die Gesandten nicht; sie thun vielmehr höchst unrecht daran. Statt dessen sollten sie das Beispiel des Ritters Hamilton befolgen, der, wie der Verfasser gleich selbst sagt, seinem Hofe keine Armseligkeiten zuschickt, sondern seine Zeit lieber den Wissenschaften widmet. Uebrigens ist es wohl ein Ruhm für einen Hof, wenn die bei ihm akkreditirten Gesandten nichts von ihm berichten können. Auf die Höfe und die Regierungen läßt sich das anwenden, was Rousseau sehr glücklich von einer guten Ehefrau sagt: „Ihr bester Ruhm besteht darin, daß man außer ihrem Hause nichts von ihr spricht.“

hoffte ich nicht einmal, daß meine Aufmerksamkeit gefesselt werden könnte: aber da ich denn doch die Art, wie solche Neuigkeiten fabricirt werden, kennen zu lernen wünschte, so begab ich mich begierig dahin.

Ehe ich nun von dieser anti-akademischen Sitzung rede, muß ich, sollte ich glauben, denen Gerechtigkeit widerfahren lassen, die von der allgemeinen Ansteckung frei geblieben sind. Der Großbritannische und der Kaiserliche Gesandte haben sich niemals mit ihren Kollegen zu einem so lächerlichen Geschäfte vereinigt; sie wohnen den Sitzungen nicht bei, und erniedrigen sich nicht so weit, das Orakel ihrer Kollegen zu befolgen.

Nun; so war ich denn bei einem der vereinigten Gesandten in zahlreicher Gesellschaft, als man den Doktor Juan Loffaro meldete. In irgend einer Gegend der Lombardei, (in welcher, weiß ich nicht bestimmt) hat dieser Name eine groteske Bedeutung *); und ich kann versichern, daß er hier ganz vortrefflich paßte.

Ich sah einen Menschen mit dickem Bauche, krummen Rückgrat, untersehtem Wuchse und breitem Gesicht, einfältig lächelnd in das Zimmer treten. Diese Maschine schleppte sich denn unter uns fort; und ich konnte mir, ob ich gleich sonst gegen vorgefaßte Meinungen auf meiner Hut bin, nicht vorstellen, daß aus einem so dummen Munde ein vernünftiges Wort hervor kommen sollte.

Man aß sehr vergnügt, und sehr lange. Man schwatzte, und Laffaro hatte volle Muße, sich zu seinem wichtigen Geschäfte vorzubereiten. Er sprach nicht, und antwortete auf die wenigen Fragen, die man an ihn that, sehr lakonisch.

*) Der Name ist von dem Substantivum Loffa abgeleitet; und dieses heißt: ein Wind von unten; oder weniger höflich; ein Wind von hinten. H. d. O.

Nach dem Kaffee ließ man denn unsern Mann im hohen Sinne des Wortes, sich in einen ungeheuren Armstuhl setzen, den er mit komischer Würde einnahm. Und nun ward endlich die Scene eröffnet. Don Juan Laffaro nahm ein Pack von Papieren aus der Tasche, machte den Excellenzen, mit denen er so eben gespeist hatte, sein Compliment, und setzte sich dann in Bereitschaft, sein Lesen anzufangen. Doch damit verzögerte es sich noch, weil man einige Fragen über die vorige Sitzung hinwarf. Er antwortete auf eine sehr unedle Art in der Sprache der Lazzaroni, und gestikulirte dabei zugleich wie diese Klasse von Leuten, zu der man ihn doch gewiß nicht rechnen dürfte, ohne daß er es sehr übel nähme. Ein Bauer, der so eben erst aus Calabrien anlangte, und nie andre Leute als seinesgleichen gehört hätte, konnte sich nicht schlechter ausdrücken. „Da wär' ich denn,“ dachte ich, „auf der Tortur! Doch, ich muß aushalten, und, was noch schlimmer ist, mich stellen, als ob es mir Vergnügen machte.“

Endlich fing denn Don Juan sein Vorlesen an, und gab uns alles zum Besten, was seit vier Tagen bei Hof und in der Stadt vorgegangen war. In meinem Leben habe ich so etwas nie gehört. Wie ist es möglich, sagte ich zu mir selbst, daß alle diese Leute, die an geistreiche, oder doch wenigstens erträgliche Unterhaltungen, gewöhnt sind, einen solchen Schwall von Ungeretheiten und ekelhaften Schmutz aushalten können! Aber noch mehr, wie können sie sich damit beschäftigen und ihn bei ihren Souveränen geltend machen! Ich konnte es vor Ekel nicht aushalten, wendete ein Geschäft bei dem Ambassadeur meines Hofes vor, der nicht mit unter den Auserwählten war, und entfernte mich.

Um diese Aeußerungen zu rechtfertigen, muß ich eine flüchtige Schilderung von den Sachen entwerfen, welche in dieser Sitzung vorgelesen wurden.

Don Juan Laffaro kündigte unter dem 14ten Februar den Tod eines Pfarrers an, der für einen Heiligen gehalten ward. Er suchte seine Behauptung durch Beweisgründe zu unterstützen, bei denen Unstimm und die größte Unwissenheit mit einander um den Vorrang stritten. Dieser Artikel schloß sich denn damit, daß er sagte: der General: Vikarius habe den Vorschlag gethan, Blut aus diesem caput mortuum zu ziehen; er sey aber durch einen Mönch davon abgehalten worden, der durch Autoritäten gezeiget, daß das Daseyn von Blut nach dem Tode nicht immer die Heiligkeit beweise. Doch habe der Mönch hinzu gesetzt: der Leichnam dieses Pfarrers gebe viele andere, weit stärkere und unwidersprechlichere Beweise an die Hand, die Luther, Mahomed und Gregorius Lett gewiß nicht hätten widerlegen können. Kurz, diese Erzählung verdiente, durch den Styl sowohl als durch den Inhalt, neben den Meisterstücken des vierzehnten Jahrhunderts zu figuriren. Der Neutgeitsträmer setzte noch hinzu: er habe sich an Ort und Stelle begeben, und, so wie er sich dem heiligen Leichname genähert, einen balsamischen Geruch empfunden (was denn, wie man weiß, ein Merkmal von Heiligkeit ist); ja sogar ein Stückchen Leinwand, das er von dem Betttuch abgeschnitten, habe eben diese Eigenschaft, wie seine Frau und seine Kinder versicherten. (Dieser Sancho, Panja hat nehmlich Frau und Kinder.)

Mit dem allen glaubte er nun seine Zuhörer entzückt zu haben, und hielt ein: ohne Zweifel, um den Beifall zu ernten, den er erwartete. Ich erlaubte mir, das allgemeine Stillschweigen zu unterbrechen, und fragte ihn: ob er auch wegen des Datums ganz gewiß

wäre? und ob es nicht der 14 Februar 1388 seyn sollte? Diese Frage im ernsthaftesten Tone erregte ein allgemeines Gelächter, besonders bei dem Ritter Fortiguerra, der das ungereimte Märchen eben so wenig glaubte, wie ich selbst. Don Juan begriff den Sinn meiner Frage nicht, nahm sein Heft wieder vor, und las in prophetischem Tone: er hätte erfahren, daß, noch ehe zwei Jahre vergingen, der König beider Sicilien alle Tuneiser, Algierer und die übrigen barbarischen Mächte ausrotten würde; denn alsdann ließe der König fünfzig Linien Schiffe mit hundert tausend Mann Landungstruppen in See gehen.

Man fragte ihn: von wem er eine so wichtige Neuigkeit wüßte; und er antwortete: ein Herr vom Hofe, dem er seine Neuigkeiten ebenfalls vorläse, hätte ihm diese mitgetheilt, und dabei gesagt: „Sie können dreist niederschreiben, daß unser König die Seeräuber in weniger als zwei Jahren ausrotten wird;“ doch wolle er (Don Juan) nun gerade nicht dafür stehen.

Er fuhr dann auf folgende Art fort: Man hält jetzt neuntägige Andachten in der Kirche del Monte Oliveto, um von dem Himmel die Gesundheit der Frau . . . zu erbitten. Der Vater der und der, ertheilt neun Tage lang um die und die Stunde den Segen.

Der Vater . . . , Kapuziner, hat den Auftrag bekommen, sich nach dem Gefängnisse zu begeben: wahrscheinlich, um einen Gefangenen zum Tode vorzubereiten.

Don Pietro Almarello, in der Straße . . . wohnhaft, hat gestern 900 Livres für Eis ausgegeben, die andern Konfitüren ungerechnet; und zwar zum Hochzeitsfeste seines Sohnes.

Den und den Tag war der König in Venafio, und erlegte . . . (Nun folgte denn eine sehr lange Liste

von den vierfüßigen Thieren und Vögeln, auf deren Kosten Ferdinand seinen Muth gezeigt hatte). Der König kam sehr ermüdet zurück, ging um die und die Stunde zu Bett, und stand am folgenden Tage um die und die Stunde wieder auf.

Die Dominikaner des Klosters . . . haben sieben Novizen zu Professoren aufgenommen. (Und nun machten denn ihr Alter, ihre Namen und ihre Vocation den Beschluß dieses wichtigen Artikels.)

Der Bekehrer der Königin hat eine Konferenz von einer halben Stunde mit dem Erzbischofe gehabt. Ueber diese Konferenz zerbricht sich jedermann den Kopf. Man hat bemerkt, daß er nach seiner Rückkehr vom dem Erzbischofe sich lange mit dem Pater dem und dem, Theatiner: Ordens, unterhalten. Wie man glaubt, will er Bischof werden.

Die Herzogin della Regina hat einen Streit mit ihrem Eleisbeo gehabt. Um die Wiederausöhnung zu erleichtern, giebt diese Dame dem robustesten von ihren — Liebhabern den Abschied. Der Pater der und der Barnabiter: Ordens, ist Vermittler in dieser Sache.

So waren denn die wichtigen Neuigkeiten beschaffen, welche dieser Mann — der übrigens noch nicht einmal so schwachköpfig ist, wie die, welche ihn anhörrer, und besolden — uns bei dieser, in ihrer Art einzigen Sitzung vorlas.

Ich machte mir das Veranügen, wegen der ersten von diesen Anekdoten Erkundigung einzuziehen; und ich bin es der Wahrheit schuldig, hier zu versichern, daß wirklich ein Theil der Stadt sich so plump betragen ließ und treuherzig an die Heiligkeit des verstörbenen Pfarrers glaubte. Leute von allen Klassen, auch die Prälaten nicht ausgenommen, erzählten eben das, jeder in seiner Art, was Don Juan Laffaro vorgelez

fen hatte. Der König und die Königin verschafften sich Stückchen von der Wäsche und Kleidung des Piarers. So hoch steht das Thermometer der Vernunft in diesem Klima, das die Natur in so vielen Stücken begünstigt hat!

Uebrigens ist Herr Loffaro wirklich Mode. Er geht von Haus zu Haus, um das ungeräumte Zeug vorzulesen, wovon man hier eine Probe gesehen hat.

Etwas zur Geschichte des berühmten Arztes Cottugno.

Ich spreche gern von Männern, die sich in der so schweren Kunst, Krankheiten zu behandeln, auszeichnen, und kann meine Nachrichten von Neapel nicht endigen, ohne einige Anekdoten zur Charakteristik von der besonderen Geschicklichkeit eines Arztes zu erzählen, der mit tiefer Kenntniß seiner Kunst alle Eigenschaften und Tugenden eines guten Mannes vereinigt.

Der Vicomte d'Erçira, Spanischer Ambassadeur am Hofe Ferdinands IV, ward vom Schlage getroffen, und verlor auf einige Zeit den Gebrauch seiner ganzen rechten Seite. Er ließ Cottugno rufen, und vertraute sich seiner Kur völlig an. In fünfzig Tagen war er geheilt, fuhr aber dennoch einige Wochen lang fort, den Arm in einer Binde zu tragen. Cottugno ward verbrießlich, daß der Ambassadeur darauf bestand, sich des Armes nicht zu bedienen; und da er überzeugt war, daß dieser Theil des Leibes seine Kräfte so gut wiederbekommen hätte, wie die übrigen, so verlor er endlich die Geduld, und sagte eines Tages mit Lebhaftigkeit: „Aber, Ew. Excellenz, so brauchen Sie den Arm doch!“ Der Ambassadeur antwortete,

das wäre ihm unmöglich. Cottugno ließ nun etwa fünf Minuten verlaufen, und wiederholte dann sein Verlangen noch lebhafter: „Brauchen Sie Ihren Arm, Herr Ambassador; ich will und befehl' es!“ Den Genesenden überraschte dieser Ton, und er erwiderte ganz sanft: ich kann nicht. — „Legen Ew. Excellenz den Arm nur auf diesen Stuhl, und versuchen Sie, ihn zu rühren. Ich verlange wenigstens, daß Sie die Binde losmachen, worin Sie ihn tragen.“ Herrn d'Erera fiel dieser gebieterische Ton auf; er gehorchte nun ohne Widerrede, und fand mit eben so vieler Ueberraschung als Freude, daß er vollkommen geheilt war.

Einmal kam ein Bauer zu Cottugno, und klagte: sein Magen wäre so schwach, daß er gar keine Speise bei sich behalten könnte; zugleich hätte er immerfort Kopfschwere und beinahe Schwindel. Der Mann warf alle Augenblicke aus, und zwar so stark, daß er während der halben Stunde, die er im Wohnzimmer des Arztes zugebracht, den Fußboden fast überschwemmt hatte. Cottugno hörte ihn ruhig an, und merkte bald, daß die Angewohnheit, ohne Unterlaß auszuwerfen, den Bauer des Magenlastes beraubte, der zum Verdauen der Speisen so nöthig ist. Daher sagte er: „ich verbiete dir auszuspucken, bis du von mir bestimmten Befehl bekommst, den überflüssigen Speichel auszuwerfen.“ Der Bauer hatte die vortheilhafteste Meinung von dem Arzte, und verließ ihn daher mit dem festen Entschlusse, ihm zu gehorchen, wie mit dem festen Vertrauen, daß er von seinem Uebel befreiet werden würde. Wirklich erhielt er nach und nach seine Gesundheit wieder; sein Magen ward stärker, die Symptomen seiner Krankheit verschwanden in sechs Wochen; er bekam wieder Fleisch und seine gewöhnliche Farbe, ohne irgend ein Arzeneimittel gebraucht zu haben.

Als er völlig wieder hergestellt war, fand er sich bei seinem Wohlthäter ein, um ihm zu danken. Man meldete ihn. Er fragte bei seinem Eintritte Cottugno: ob er ihn kenne? Dieser antwortete: „Nein. Aber das ist übrigens kein Wunder; denn es kommen alle Tage eine solche Menge Leute zu mir, und fragen mich um Rath, daß es nicht leicht ist, mich an jeden zu erinnern.“ — „Ich bin,“ sagte der Bauer nun, „der arme Teufel, den Er mit vier Worten gesund gemacht hat. Er befohl mir ja, nicht ohne Seinen Befehl auszuspuken. Ich habe pünktlich gehorcht, und bin, wie Er sieht, wieder frisch und gesund. Nun bringe ich auch ein Paar *casci cavalli* *) und Schinken mit. Sie sind gewiß recht schön, und ich bit' Ihn Herr, sey Er so gut, und nehm' Er sie an.“ Cottugno freuete sich über die Erkenntlichkeit des Mannes, und nahm sein Geschenk wirklich, weil er merkte, daß eine Weigerung ihn sehr kränken würde. Ich fragte ihn eines Tages, ob dieser Vorfall gegründet wäre; und er antwortete: „Allerdings. Ich habe nie so viel mit so wenig Mühe verdient, und nie ein Geschenk bekommen, das mir so viel Vergnügen gemacht hätte.“ Beide Anekdoten verdienten wohl eine Stelle in der Geschichte der Arzneiwissenschaft.

Der Doktor Gatti,

Der Ritter Gatti, Doktor der Arzneigelahrtheit, ist in Frankreich sehr bekannt: nicht bloß als Arzt, sondern auch durch die vielen Inokulationen, die er in Paris gemacht hat. Er ist ein guter Gesellschafter, ein Mann von Geist und vom besten Tone. Sein Ruf hat

*) Käse von Stutenmilch.

ihm auch die Achtung des Toskanischen Hofes so sehr erworben, daß ihm die Hälfte der Pension, die er als Professor der Medicin bei der Universität zu Pisa bekam, noch immer ausgezahlt wird.

Gatti besaß in seiner Jugend Leidenschaften, die von einem sehr feurigen Temperament herrührten. Jetzt ist er zwar durch das Alter abgekühlt; aber doch hat er wenigstens noch die lebhafteste Imagination. Er spricht höchst cynisch, nennt jedes Ding bei seinem eigentlichen Namen, und erlaubt sich mehr als bloß zweideutige Erzählungen, ohne sich darum zu kümmern, wer ihm zuhört.

Ich glaubte, so umständlich seyn zu müssen, um den Leser gehörig mit unserm Ritter Gatti bekannt zu machen, der seit seiner Rückkehr nach Neapel an dem dortigen Hofe eine sehr große Rolle spielt. Die gegenwärtigen politischen Umstände machen den Mann für die Franzosen interessant, da ihre neue Constitution keinen erklärteren Feind hat, als ihn. Während meines Aufenthaltes in Neapel bei meiner zweiten Reise durch Italien, erfuhr ich, daß Er sich zu allererst gegen die Revolution erklärt hätte, und wunderte mich gar nicht darüber, da ich seine Anhänglichkeit an dem Despotismus schon kannte.

Gatti lobpries von jeher die Großen, und jeden, den Vermögen oder Aemter in Stand setzen, auf einem glänzenden Fuße zu leben. Er ist aus eigener Wahl Schmarotzer, und seine Achtung für jemand steht mit der Leckerheit und Menge der Gerichte, die dessen Tafel besetzen, in Verhältniß. Nächst dieser Gottheit, der er ohne Unterlaß Weihrauch opfert, verehrt er Rang und Macht am meisten. Ob jemand, der diese unsicheren Vorzüge hat, auch Geist, Rechtschaffenheit und Herzensgüte damit verbindet: darum kümmert er sich wenig; ja, er fragt nicht einmal darnach. Für ihn

ist das Aeußere Alles; dies bestimmt seine Meinung, die denn so lange dauert, als bei denen, die ihm den Zutritt erlauben, Prunk und Luxus herrscht.

Gatti glaubt, daß nur die Völker glücklich sind, deren Souveraine sich ausschließlich mit der Jagd beschäftigen. Aber unter dieser anscheinenden Gleichgültigkeit gegen alles, was um ihn her vorgeht, verbirgt er den ausgemachtesten Hang zur Intrigue. Seine Eitelkeit hat ihn überredet, das höchste Glück bestehe darin, ein guter Freund solcher Männer zu scheinen, die sich in Wissenschaften und Künsten Ruhm erworben, ferner ein Vertrauter von denen zu werden, welche Einfluß in die Geschäfte, oder Macht haben; und er gehorcht ohne Unterlaß den Antrieben seiner Eitelkeit, was denn eine gar nicht kleine Beschäftigung ist.

Gatti wird zu allen Diners, Lustpartieen und Vergnügungen gezogen. Er macht regelmäßig zehn bis zwölf Personen von Stande, Theils Einheimischen, Theils Fremden, Besuche. Von allen Hof Kabalen, von allen Minister, Intriguen ist er die Seele. Ob er gleich die Geschicklichkeit hat, sich oft hinter dem Vorhänge zu halten, so ist er dennoch der Mittelpunkt, worin alle die Kaben zusammen laufen, und woraus alle die Konvulsionen entspringen, welche diesen an kleinen Vorfällen sehr reichen Hof erschüttern. Da er den Antheil, den er wirklich daran hat, unter dem schon erwähnten Aeußeren von Gleichgültigkeit zu verbergen sucht, so legt er sich selbst den Zwang auf, ganz offenbar und bei allen Gelegenheiten Lobreden auf die Trägheit und das Vergnügen zu halten. Ich habe ihn vielemale sagen hören: eine feine Schüssel, ein wohl schmeckendes Eis, sey ihm lieber als die gewählteste Bibliothek, das reichste Museum, und die vortrefflichsten Sammlungen in den Kabinetten von Gelehrten oder Souverainen; und das ist in Einem Punkte wahr.

Er hat alles Studiren aufgegeben, und liest weiter nichts, als Zeitungen und Broschüren. Das kann er aber auch nur, weil er alle seine Zeit zu Intriguen verwendet, oder sie mit Belustigungen, die ihn da hinein bringen können, verliert. Dieser neue Alibiades hat alle Fehler seines Musters, ohne sich darum bekümmert zu haben, auch dessen Tugenden zu erlangen.

Er ist noch immer praktischer Arzt, läßt sich aber nicht so weit herab, Leute vom Mittelstande zu kuriren. Kranke, die weder Vermögen, noch Einfluß oder Ansehen besitzen, können für ihn ruhig sterben oder gesund werden; seine Verordnungen haben gewiß keinen Einfluß auf ihr Schicksal.

Gatti verdient viel, und giebt sehr wenig aus. Ungeachtet seines hohen Alters (jetzt ist er, wenn ich nicht irre, schon über achtzig Jahre) läuft er zu Fuß durch Neapel. Daß die Stadt groß, jede Straße schmutzig, und ein Fußgänger immer Gefahren ausgesetzt ist: das alles hält ihn nicht davon ab. Er will lieber diese Unbequemlichkeiten ertragen, als sich eine Kutsche halten, ob er gleich sehr wohl drei oder vier bezahlen könnte. Nur in eines Andern Wagen fährt er: das kostet nichts, und so ist es für ihn gerade recht.

Ueberfiehet man dem Ritter Gatti seine beständige Anbetung der Großen, und seine Leidenschaft für Intriguen; kann man vergessen, daß er lieber ein Schwein aus Epikurs Stalle, als der neuere Anakreon heißen will; denkt man endlich nicht an seine fehlerhafte Moral: so findet man an ihm einen sehr angenehmen Gesellschafter, der unterhaltend und belehrend zugleich ist. Wiedererinnerung an Menschen und Fakta, eine Menge Anekdoten, die Stoff zur Vergleichung darbieten, und richtige Ideen, die Licht auf Manches werfen können, machen ihn für den Beobachter sehr schätzbar.

Unvermuthete Antworten.

Als der verstorbene König von Schweden sich in Rom aufhielt, liefen über ihn Gerüchte um, die ihm gar keine Ehre machten. Die Römer waren nicht mit ihm zufrieden, weil er nicht oft genug Feten gab; weil er die Meisterstücke, deren ihre Stadt so viele besitzt, nicht genug bewunderte; weil ihre Art zu sehen und zu empfinden gegen die seinige völlig abstach; und endlich, weil sie auf einen Namen, den sie nicht zu behaupten im Stande sind, noch immer großen Stolz haben, und dessen ungeachtet sich berechtigt glauben, von allen Fremden eine bis zum Enthusiasmus gehende Bewunderung zu fordern; kurz, weil die Stadt der Cäsarn, die nunmehr die Priesterstadt geworden ist, nur die Hochschätzen kann, welche vergessen, was sie war, um das anzubeten, was sie ist.

In der That hatte sich indeß der König von Schweden Unvorsichtigkeiten erlaubt, die für einen Souverain unverzeihlich waren und einen Privatmann wohlverdienten Beschimpfungen ausgesetzt hätten. Am Charfreitage, wo das Volk in Rom sich nur mit frommen Grimassen beschäftigt, nur religiöse Possenspiele aufführt, und mit lächerlicher Ostentation über seine Sünden seufzt; an dem Tage, wo man das strengste Fasten beobachtet, und gerade zu derselben Zeit, da die lange Procession des Weges einher zog: trat der König von Schweden, in Begleitung seiner Hofleute, bei offenen Fenstern auf den Balcon, und ließ, ohne auf die Feierlichkeit des Tages und die Sitten des Landes Rücksicht zu nehmen, die Menge Volks eine Tafel mit allen Arten von Fleischspeisen sehen. Diese öffentliche Verhöhnung ward durch den Rang dessen, der sie sich erlaubte, noch vergrößert, und ist ein Flecken für das Andenken Gustavs III. Ohne Zweifel verdient der

Prunk, womit Priester und Mönche die Myſterien der katholiſchen Religion feiern, die Verachtung verſtändiger Leute; aber darf man die Gaſtfreundſchaft verletzen? Iſt es recht, iſt es klug, ſo die Sitten einer Nation zu untergraben, von der man wohl aufgenommen und fetirt wird? und iſt man es nicht ſich ſelbſt ſchuldig, auch die Irrthümer in dem Gottesdienſte und der Regierung eines Landes zu reſpektiren, über das man kein Recht hat? Auguſt II, König von Polen und Churfürſt von Sachſen, Karl XII und der Czar Peter I berrugen ſich bei einer ähnlichen Gelegenheit anders.

Das Gerücht von dieſem muthwilligen Streiche verbreitete ſich durch ganz Italien. Die Neapolitaner waren indignirt darüber, und erwarteten, daß dieſer Fürſt bei ihnen eine Albernheit über die andre begehen würde.

Endlich kam er nach ihrer Hauptſtadt. So eingenommen man auch gegen ihn war, ſo wurde er doch, weil ein reiſender König eine große Seltenheit iſt, alſenthalben auf ſeinem Wege mit Glanz aufgenommen, und erhielt Ehrenbezeigungen, die, wenn man ſie auf ihren wahren Werth herunterſetzt, mehr die Wirkung alter Vorurtheile, als perſönlicher Achtung ſind *). Ferdinand empfing ihn auf die ſchmeichelhafteſte

*) Freilich kann das der Fall ſeyn, wenn die Ehrenbezeigungen einem fremden König erwieſen werden; aber doch gewiß nicht, wenn ein Land ſie ſeinem eignen erweiſt, der, wohl zu merken, die Feierlichkeiten ſeinen Untertanen weder direkt noch indirekt zu einer Art von Pflicht macht, ſondern ſogar bei dieſer oder jener Gelegenheit ſchon geäußert hat, daß er ſie nicht recht gern ſieht. Das Beiſpiel eines ſolchen Königs iſt Friedrich Wilhelm II, der bei ſeiner Rückkehr aus dem Feldzuge von 1793 die offenbarſten, freiwilligen Beweiſe von der Liebe ſeines Volkes erhalten hat.

Art, und überhaupt betrug man sich so gegen Gustav, daß man seine Eigenliebe befriedigte, und doch zugleich das Decorum, (dem man freilich immer treu bleiben muß,) nicht verletzete.

Der König von Schweden mochte sehr gern die Revolution erzählen, die ihn aus dem Präsidenten eines freien Senats zum Despoten seines Königreiches gemacht hatte *). Ihre Neapolitanische Majestäten äußerten hierüber eine sehr verpflichtende Neugier, die Gustav denn bei dem ersten Worte befriedigte. Er fing die Erzählung auf eine Art an, welche die größte Theilnahme erregen mußte. Als er auf den Zeitpunkt kam, wo er mit dem Degen in der Hand, an der Spitze seiner Garde und seiner Dragoner, auf das Zeughaus in Stockholm anrückte, unterbrach ihn Marie Karoline mit der Frage: „Und was machte die Königin (von Schweden) während der ganzen Zeit?“ Gustav antwortete: „Madame, die Königinnen von Schweden mischen sich nie in Staatsangelegenheiten;“ und fuhr dann in seiner Erzählung fort, als hätte man ihn gar nicht unterbrochen. Aber Ferdinand rief aus: „Ich sehe wohl, die Könige von Schweden sind klüger, als die von Neapel! Sie haben auch Recht. Hast du wohl gehört, meine Lehrerin?“

Ferdinand lud seinen königlichen Gast zu einer herrlichen Jagdpartie ein, und bestimmte die Stunde zum Aufbruch. Diese verließ, und Gustav war noch

*) Aus der Sprache des Republikaners in die Sprache eines Unparteiischen übersetzt: „die sein Land aus einer Aristokratie in eine Monarchie verwandelt hatte.“ Der Schritt war dem Volke im Ganzen gewiß vortheilhaft; indeß ist es merkwürdig, daß er selbst von Friedrich II nicht gebilligt ward. Er sagt von Gustav III: *Ce jeune Prince vif, ambitieux, mais léger, se livra sans réserve à l'exécution de ce projet, etc.* Oeuvr. posth. T. V. p. 86.

nicht da; man mußte ihm Boten über Boten schicken, um ihm sagen zu lassen, daß es schon zwei oder drei Stunden über die verabredete Zeit wäre. Endlich kam er. Da Ferdinand die Jagd als die wichtigste Angelegenheit von der Welt ansieht, so wollte er ihm bemerklich machen, daß die heutige bloß zu seinem Vergnügen angeordnet wäre. Der König von Schweden that, als wüßte er nichts von Ferdinands Lieblings-Leidenschaft, und antwortete ihm ganz gravitatisch: „Mein Bruder, Sie haben allzu viele Umstände bei einem Zeitvertreiber gemacht, der sich übrigens für einen Monarchen wenig schickt, da seine Geschäfte allzu verwickelt sind, als daß er seine Zeit mit einer so frivolten Leibesübung verlieren dürfte.“ Ferdinand gerieth in Verlegenheit, besserte sich aber deshalb nicht.

Beide Könige gingen eines Tages an der Seeküste auf der Seite von Portici spazieren. Der König von Schweden war entzückt über die dortige Aussicht, die in der That eine der schönsten in Europa ist. Nachdem er die mannichfaltigen Gegenstände, die sich ihm zeigten, lange betrachtet hatte, bemerkte er, daß Neapel bei seiner Lage sehr leicht zu bombardiren wäre und sogar eine feindliche Landung befürchten müßte. „Ich getraue mir,“ setzte er hinzu, „mit meiner Flotte Ihre Hauptstadt in noch nicht vollen zwei Stunden wegzunehmen; und mich Ihrer, der Königin und Ihrer Kinder zu bemächtigen.“ Ferdinand ließ sich vor seiner Gewohnheit hinreißen, machte eine plumpe Bewegung mit den Händen *), pfiß dabei sehr lange, und sagte: Siehst du Herr Bruder, ich brauchte nur dreimal hinter einander so zu pfeifen, so kämen hundert und fünfzig tausend Mann herbei gelaufen, und bemächtigten sich deiner Königlichen Person, deiner Trup-

*) Etwa wieder eben dieselbe, wie oben S. 1827

hen und deiner Schiffe.“ So bezahlte denn Ferdinand den König von Schweden für eine ganz unerwartete Gaskonnade mit einer andren, eben so großen.

Ferdinand sprach einmal mit Gustav über die Entscheidung einer Sache in einem kurz vorher gehaltenen Staatsrath. Der letztere erkundigte sich, wer die Personen wären, die den Staatsrath gewöhnlich ausmachten; und rief, als er auch die Königin nennen hörte, aus: „Wie? auch die Königin ist im Staatsrath?“ — Sie hat den Vorsitz darin. — Bravo! So einen Boden, wie der hier, muß das Königreich auch haben, und überhaupt so von der Natur begünstigt seyn, um trotz dem Einflusse der Weiber in die Regierung noch zu bestehen! Wäre diese Schwachheit in Schweden Mode gewesen, so müßte der Staat längst zu Grunde gegangen seyn.“

Die Bemerkungen dieses Königs, die Reflexionen, die er sich einfallen ließ, seine Gegenantworten, alles ward belauert, aufgefangen und sogleich verbreitet. Es diente dazu, ihm einen besseren Ruf zu erwerben, als er Anfangs gehabt hatte. Zwar gelang es ihm nicht, jedermann zu gefallen; aber doch mußte man gestehen, daß er Charakter und Geist hätte, und daß die Römer ihn verkannt haben müßten, um so schlecht von ihm zu urtheilen. Wirklich hatte Gustav viel Geist, und wohl kein Fürst hat sich mit mehr Kraft und Eleganz ausgedrückt, als er. Hätte er sein schnelles Sprechen mäßigen können, so wäre er von dieser Seite sehr ausgezeichnet gewesen *). Die Königin war übrigens nicht sonderlich mit ihm zufrieden, und hörte mit Vergnügen, daß er abreisen würde.

*) Eine vortreffliche Charakteristik von ihm findet man in Georg Forsters Erinnerungen aus dem Jahr 1790. S. 193.

Gerichtliche Formalitäten.

Auf der ganzen Erde giebt es keinen Staat, worin die Verwaltung der Civil- und der Kriminal-Justiz so verwickelt und mit Formalitäten überladen wäre, wie in dem Königreiche Neapel. In Kriminal-Fällen verlangt man so viele Schreibereien, auch müssen so viele Umstände zusammen kommen, um einen Beweis zu bilden, daß die Sentenz erst zwei oder drei Jahre nach dem Verbrechen erfolgen kann. So ist denn dieses, gewisse außerordentliche Fälle ausgenommen, schon aus dem Gedächtnisse der Menschen verschwunden, wenn erst die Strafe zuerkantet wird *).

Man beklagt sich in dem Königreiche allgemein über die Art, wie die Gerechtigkeit verwaltet wird. Mehrere Personen haben Pläne zu einer Verbesserung vorgelegt, die man sämmtlich angenommen und damit — vergessen hat. So mußte es auch seyn; und der Grund davon war sehr einfach. Unmöglich lassen sich eingewurzelte Mißbräuche ausrotten, wenn man nicht bis zu ihrer Quelle zurückgeht und die, nebst allem was von ihr abhängt, vernichtet.

Die vielfachen Geseze, und die Menge der in den Geschäften eingeführten Formalitäten sind denen außerordentlich günstig, die Geld oder Einfluß haben. Bei Kriminal-Sachen macht der von dem Geseze gebotene langsame Gang, daß Zeit und Protektion thätig seyn können. Jene hat gewöhnlich die Wirkung,

*) Nun ja doch! Wir merken ja schon, daß die Justiz des Parisischen Revolutions-Tribunals in den Augen des Verfassers die allervollkommenste ist. Dort werden freilich die Prozesse geschwind genug abgetheilt: noch ehe man die Schuld des Angeklagten erwiesen hat, die — was noch mehr Bewunderung verdient — öfters auch nicht einmal hinterher erwiesen werden kann!

daß sie die Gemüther beruhigt, das Schwert der Rache abstumpft und eine Sache in Vergessenheit bringt, oder doch gleichgültig gegen sie macht, da man sie erst allmählig in einer größeren Entfernung sieht, und sie dann am Ende gänzlich aus den Augen verliert. Diese aber beschönigt ein Verbrechen durch Wendungen, daß es weniger schwarz scheint, und bewegt zu einer Nachsicht, gegen welche zu reden niemand in Versuchung kommt. Ist der Verbrecher selbst reich, oder hat er reiche Freunde und Verwandten, so verlängert sich der Prozeß, bis die Handlung vergessen wird. Dann aber macht man Intriguen, sowohl bei den Kanzleien, als bei den Ministern; und da die letzteren die Sache schon aus den Augen verloren haben, und man sie ihnen noch überdies nur in dem mildesten Lichte zeigt: so geben sie dem Verbrecher seine Freiheit wieder. Er kehrt dann in die menschliche Gesellschaft zurück, fängt seine Laster von vorn an, und begeht, da er vor Strafe sicher ist, mit kaltem Blute neue Verbrechen.

Diese Mißbräuche sind allgemein bekannt. Der Hof und die Minister kennen sie, thun aber gar nichts, um sie abzustellen.

Die Ursache von dieser Unthätigkeit liegt an Tage. Die bloßen Richter bekommen nur ein mittelmäßiges Gehalt; und doch macht der Luxus fürchterliche Fortschritte. Sie sind beinahe gezwungen, ein Haus zu machen und Equipagen zu halten; denn sonst hätten die paglietti und die Klienten derselben keine Achtung für sie. Diese paglietti sind eine Art von Advokaten, die um so mehr verdienen, je mehr sie Schriften machen; und das nußt denn wieder den Strafbarern, da sie auf solche Art Zeit gewinnen, ihre Freunde wirken zu lassen.

So ist es denn für die Richter, die Beisitzer und selbst für die Klienten vortheilhaft, die Formalitäten, Conferenzen und Sitzungen so sehr als möglich zu vervielfältigen. Eine überdachte Untersuchung, eine Sitzung von einer halben Stunde, würde oft hinreichen, den Gefangenen zu überführen, daß er das denuncirte Verbrechen begangen habe; doch alsdann gäbe es keinen Verdienst, und man müßte sich mit der nicht einmal mittelmäßigen Besoldung begnügen, was aber nicht jedermanns Sache ist.

Bei Civil-Angelegenheiten findet aus ähnlichen Gründen gleiche Langsamkeit Statt. Um diesen Mißbräuchen gründlich abzuhelpfen, müßten die Richter bei der schleunigen Abfertigung einer Sache nichts verlieren, so wie bei der Verzögerung nichts gewinnen können; ihr Gehalt müßte ihren Bedürfnissen angemessen seyn, und dann für jeden Prozeß, der in Jahresfrist nicht abgethan wäre, verhältnismäßig etwas davon zurückbehalten werden. Wenn barbarische, Mißbräuche veranlassende und gefährliche Gewohnheiten in einem Lande vorhanden sind, so kann nur ein Gesetz sie aufheben; aber da persönlicher Vortheil die stärkste Triebfeder der menschlichen Handlungen ist, und nur wenige Menschen edel genug denken, Gerechtigkeit ihm vorzuziehen: so muß man sich gerade dieser allgemeinen Triebfeder bedienen, um die Handhaber der Gesetze zur Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen.

Diese Reflexionen sind durch den Hauptfehler veranlaßt, der in dem Königreiche beider Sicilien den Gang der Gerechtigkeit aufhält; ich glaube sie indeß nicht weiter ausführen zu dürfen, da sie nicht in dieses Werk gehören.

Sorrento oder Soriento.

Während meines ersten Aufenthaltes in Neapel bekam ich Gelegenheit, mehreremal nach Sorrento zu gehen, um daselbst einen Engländer zu besuchen, mit dem ich Bekanntschaft gemacht hatte, und der sich wegen seiner Gesundheitsumstände dort aufhielt.

Die Luft ist in Sorrento dem Körper vielträglicher, als in Neapel, da sie dort nicht von Salzmias-Theilchen verdorben wird, wie in der Hauptstadt und der umliegenden Gegend. Man hat dort mehreremal Beobachtungen mit dem Aerometer (Eudiometer?) angestellt, welche bewiesen haben, daß nur an sehr wenigen Orten in Europa die Luft so rein ist, wie in diesem angenehmen Aufenthalte.

Wenn man von Neapel nach Sorrento reist, kommt man einen Weg, der zwischen dem Vulkan und den Apenninen angelegt ist, und dann durch eine fruchtbare Ebne, die bis nach Sorrento hinführt. Auf diesem Wege liegen Herkulanum, Pompeji und Stablä; Städte, welche von Sylla zerstört, wieder aufgebauet, und dann durch den Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 der christlichen Zeitrechnung gänzlich vernichtet wurden. Auf der Höhe von Stablä sieht man in weite, herrliche Felder hinunter.

Ist man an den Ruinen dieser unglücklichen Stadt vorüber, so schiffet man sich bei der Insel *Rovigliano* ein, deren reizende Lage von allen Reisenden Lobsprüche erhalten hat. Bald kommt man hierauf nach *Castell' a mare*, einer ziemlich großen Stadt, die an einer Bay liegt, und auf der Südseite von Bergen umgeben ist. Man hat in *Castell' a mare* ein großes Werft angelegt, wo auf Befehl des Premierministers *Acton* Schiffe von verschiedener Größe gebauet werden. Ich habe daselbst ein Schiff von 64 Kanonen, und eine Fres.

gatte von 40 sechs- und dreißigpfündigen, in Bau, und schon ziemlich weit gekommen, gesehen.

Von Castell' a mare ging ich zu Lande nach Vico, einer kleinen Stadt auf einem reizenden Hügel am Fuß eines Amphitheaters, das eine Kette Berge von verschiedener Höhe bildet, unter denen der höchste nicht mehr als vierzig Toisen über die Meeresfläche hervorragt. An diesem Orte schiffte man sich aufs neue ein; und wenn man dann die Klippen, welche Vico gleichsam einfassen, umfahren hat, kommt man in die Bay von Sorrento, die drei Meilen breit ist. Die Ebene, welche die Stadt umgiebt, hat einen Halbkreis von Bergen um sich, die eine Menge Bäume von verschiedenen Arten beschatten, und ist sehr fruchtbar, vorzüglich gut angebauet, und voll kleiner, weißer Häuser von einer sehr angenehmen Form. Die Berge, welche sie einschließen, laufen bis zu dem Meere hin, und endigen sich mit einer Reihe senkrechter, schwarzer Klippen. Diese sind Lava, ausgenommen auf der Ostseite, wo man sehr mürbe Steine sieht, welche piperini genannt werden (und eine Art von Bimsstein sind.) Die Berge, die den Halbkreis bilden, bestehen aus regelmäßigen Lagen von Kalksteinen, aus denen die Einwohner Kalk brennen, den sie dann nach Neapel bringen *).

Sorrento liegt auf Klippen, welche die Bay umgeben; und zwar so malerisch, daß ich keinen Ort wüßte, der, mehr zur Dichtkunst begeistern könnte. Indes hatte es, als ich da war, auch nicht einen einzl

R 2

*) Dieser Abschnitt, so wie das ganze Kapitel, ist sehr nachlässig geschrieben. Der Uebersetzer hat indes nichts verbessert, um — was ihm bei seinem Mangel an Lokal-Kenntnissen sonst leicht begegnen konnte — den Verfasser nicht etwas Unrichtiges sagen zu lassen,

gen Dichter aufzuweisen. Es enthält vierzehn tausend Einwohner, ist aber nicht schön, weil die Straßen zu enge sind. Daß es eine sehr gesunde Luft hat, habe ich schon gesagt.

Sorrento würde der reizendste Aufenthalt seyn, wenn man auch Gesellschaft darin fände. Vortrefflichere Spaziergänge als hier, kann man nirgends sehen. Sie sind alle beschattet, und zeigen überraschende schöne Aussichten.

Das Wasser zu Sorrento ist so gesund, wie man es nur irgendwo haben kann. An diesem einzigen Orte im ganzen Königreiche findet man auch Milchwerk, das sich mit dem Schweizerischen vergleichen läßt. Das Kalbfleisch ist daselbst vortrefflich und wird sehr gesucht. Die Weisen sind voll Kühe, die bei einer vortrefflichen Weide auch vortreffliche Milch geben, woraus man vortreffliche Sahne und Butter macht. Wein und Obst sind hier von der besten Beschaffenheit. Diese glückliche Gegend besitzt die Produkte mehrerer Himmelsreiche vereinigt. Die Berge, von denen sie umgeben ist, sichern sie vor der unbequemen Hitze, die man in Neapel empfindet, und machen ihre Temperatur zur einzigen in ihrer Art.

Sorrento oder Soriento hat seinen Namen von den Sirenen. Tasso ward hier geboren; und man darf sich gar nicht wundern, daß er bei einer lebhaften Imagination, da ihn noch überdies der Anblick dieser reizenden Gegenden begeisterte, die Lust Italiens ward, die Bewunderung anderer Nationen, so wie späterer Jahrhunderte, verdiente, und mit seinem Werke eine Klippe ist, woran seine schwachen Nachahmer scheitern. Nie sieht der Reisende in den Gegenden dieser Stadt den trüben Anblick des Winters, oder einer von gühender Hitze verursachten Dürre.

Königlicher Aberglaube.

Einige Fremde, welche die R n von M . . . ! nur zwei- oder dreimal gesprochen hatten, sind mit sehr vortheilhaften Begriffen von ihr zurückgereist und haben sie wohl gar unter die Philosophinnen rechnen wollen. Ehe man ein gekröntes Haupt beurtheilt, muß man sich wohl von folgender Wahrheit überzeugen: wer unbeschränkte Macht hat, alles kann was er will, und sich immer zu dem entschließt, was dem Volke, über das er herrscht, am schädlichsten ist; der kann nicht unter die Philosophen gerechnet werden. Nur dem Mark: Aurel haben die Philosophen diese Ehre zuerkannt, da er allein das erhabne Projekt hatte, die Nationen, aus denen sein großes Reich bestand, glücklich zu machen, ihnen ihre Freiheit*) wieder zu geben, und eine Konstitution für sie festzusetzen, die ihrem Glücke Dauer verschaffen könnte. Auch Julian, den man so lange: den Apostaten, geschimpft hat, der aber endlich für einen Philosophen anerkannt worden ist, und zwar von neueren Schriftstellern, welche dies selbst waren, und den Namen nicht verschwendeten: — auch Julian hat auf diese Ehre Anspruch, und nächst ihm Titus und Trajan.

Aber die R von M ! — Wir wollen die Fehler abrechnen, die von der menschlichen Schwachheit unzertrennlich sind; ja, wir wollen so nachsichtig seyn, ihr diese in Ansehung ihres Ranges zu verzeihen, da er sie der Schmeichelei aller Leute um sie her aus-

*) Aber gewiß keine Französische, sondern die wahre, welche unter der monarchischen Regierung so gut bestehen kann, wie in einer Republik.

setzt *). — Aber eine Philosophin in dem Sinne, den man jetzt mit diesem Worte verbindet, ist sie keinesweges. Sie besitzt ein kleines, zu ihrem Gebrauche verfertigtes Manuscript, welches die verschiedenen Meinungen der Philosophen enthält. Soll sie nun Personen sprechen, an deren Achtung ihr etwas gelegen ist, so bereitet sie sich dadurch vor, daß sie diesen kurzen Aufsatz wieder durchliest, den sie leicht im Gedächtnisse behält; besonders, da sie ihn jedesmal, ehe sie ihn aufspricht, wieder durchgeht, was sie auch recht gut kann, da sie immer vorher weiß, wann sie ihn brauchen wird. Dies ist die geheime Ursache der Bewunderung, die mehrere Fremde gegen sie gehabt haben, die sie aber wohl verloren hätten, wenn sie länger in Neapel geblieben oder bei ihrem Enthusiasmus im Stande gewesen wären, die Probe zu wiederholen.

Die K . . . von M . . . ist so wenig philosophisch, daß sie eine von den ersten war, die sich durch die vorzügliche Heiligkeit des im Jahre 1788 verstorbenen Pfarrers so plump täuschen ließen. Sie verschaffte sich Reliquien von diesem Manne, und trug sie. Der Leser könnte mir einwerfen, sie habe durch dieses Mitmachen sich das Wohlwollen des Volkes erwerben wollen; aber darauf antworte ich: man muß sich bei einem Volke nicht dadurch beliebt zu machen suchen, daß man es in Blindheit erhält. Eine Königin, die ihren Unterthanen das Beispiel zum Aberglauben giebt, will augenscheinlich die Unwissenheit befördern und sie gleichsam ewig machen, um das Volk in Herabwürdigung erhalten zu können. So geht die Philosophie nicht zu Werke. Wäre es aber möglich, daß M . . . K . . . einfältig genug seyn könnte, jener von mir erwähnten un-

*) Der Uebersetzer läßt hier wieder eine Stelle weg, worin der Verfasser bloß schimpft, was er so oft bis zum Ekel thut.

gerelmten Fabel Glauben beizumessen, so ist es um nichts weniger erwiesen, daß sie keine Philosophinn ist; denn Mangel an gesunder Vernunft verträgt sich nicht mit Philosophie.

Ich habe schon gesagt, daß diese Fürstinn Anfälle von Andacht hat, aber nur dann, wenn ihr etwas Unangenehmes begegnet. Die Frauenzimmer in ihrem Gefolge ahmen sie in dieser vorübergehenden Inbrunst nach, wie — — — — — .

Sie machen sich ein ganz ernstliches Geschäft daraus, die Statuen oder Bilder Deutscher und Italiänischer Heiligen zu schmücken, werfen sich vor diesen Götzen nieder, und singen im Chor das pater, das ave oder andre eben so vernünftige Gebete. Diese Grimassen dauern so lange, wie der Verdruß oder Schmerz; so bald aber die Ursache aufgehört hat, kehrt man wieder zu seinen alten Gewohnheiten zurück, und überläßt sich ihnen mit neuem Feuer. Dieser unaufhörliche Wechsel zwischen einer sehr ausgelassenen Lebensart und der übertriebensten, ungereimtesten Andacht, beruhet ganz gewiß auf Schwäche der Organe; Schwäche war aber nie mit dem Charakter eines Philosophen verträglich.

Zu der Zeit, als die Stein-Heilige*), deren Betrug man durch ein Gemälde verewigt hat, in Ruf war, schickte die Königin ihr mehreremale Geschenke, und empfahl sich ihrem Gebete, um von dem Himmel die Erfüllung dieses oder jenes Wunsches zu erlangen; auch war sie unzufrieden, daß Cottugno sich Mühe gab, das Weib zu entlarven. Priester, Mönche, Nonnen, kurz alle, welche die Augen des Volkes zu blenden wissen, finden an M . . . R . . . eine Beschätzerinn; sie erzeigt ihnen Wohlthaten, begegnet ihnen mit Verehrung, und empfiehlt sich am Ende jedesmal ihrer Fürbitte. Oft hat sie auch sturzstündige Gebete, oder

*) M. s. oben S. 128.

neuntägige Andachten in denen Kirchen veranlaßt, die in dem Hause stehen, daß sie Wunder verrichten. Andren schickt sie silberne Lampen, so genannte ex-voto, und Altarschmuck. Was für Absichten kann sie dabei haben, daß sie dem Aberglauben diesen Zoll entrichtet? Will sie den Schutz des Himmels zum Wohl eines Staates erkaufen, dessen Trägheit ihr Werk ist? Will sie durch diese öffentlichen Vorspiegelungen bewirken, daß die Kindheit eines guten, gelehrigen Volkes ewig dauern soll, welches noch unwissend genug ist, um zu glauben, es müsse das Beispiel seiner Herren befolgen? — Was auch ihre Absicht dabei seyn mag, so zeigt es entweder Schwäche oder Bödsartigkeit, und vielleicht Beides, da, wie man weiß, die Extreme an einander gränzen. Clo-doveus und Ludwig XI. hatten ebenfalls ihre Anfälle von Frömmigkeit; aber keiner von Beiden machte auf den Namen eines Philosophen Anspruch. Sie wollten die Erde täuschen, die sie mit ihren Lastern befleckten, und selbst den Himmel mit ins Spiel ziehen; wofür denn ihr Andenken verabschenet wird.

In Neapel lebte ein sehr alter Minorit, der, ich weiß selbst nicht wie, in den Ruf der Heiligkeit gekommen war. Diese, dem Kloster sehr vortheilhafte Meinung ward von den übrigen Mönchen seines Klosters weiter verbreitet. Sie hatten ausgesprengt: die Plattmütze (calotte) des Greises hätte die Kraft das Gebären zu erleichtern; und nun ließ alles in Neapel, was nur Namen hatte, die heilige Mütze holen, die denn Frauen, sobald der kritische Augenblick näher kam, aufgesetzt ward. Sie rissen sich beinahe um den köstlichen Talisman, an dem die Minoriten eine wahre Goldgrube hatten. Man weiß ja, wessen der Glaube fähig ist! Ein Senfkorn von dieser Kardinaltugend reicht schon hin, Berge zu versetzen, was doch wohl mehr sagen will, als eine Frau zu entbinden; folglich darf es

gar nicht befremden, daß diese Calotte Wunder that. Da die meisten Frauen, die sich ihrer bedienten, glücklich niederkamen, so stieg ihr Ruf immer höher, und die schnelle Genesung gesunder Frauen ward ihr zugeschrieben. Andern, die im Wochenbette starben, hatte der Glaube gefehlt, und sie verdienten nicht zu leben. Ich weiß nicht, ob diese Posse noch fort dauert; indeß vermuthe ich fast, das Brotneid sie aus der Mode gebracht haben, und daß die Calotte durch den Strick irgend eines andren Mönches ersetzt seyn wird.

So ungereimt dieser Aberglaube auch seyn mag, so scheint er mir doch in einem Laude verzeihlich, wo man meistens eine sehr schlechte Erziehung bekommt. Aber, daß eine Königin, der es nicht an Gelegenheit sich zu bilden gefehlt hat, und die sich alle menschliche Kenntnisse erworben haben will, den hartnäckigen Aberglauben des Volkes mitmacht: das empörr, und zeigt zugleich unwidersprechlich, daß M . . . K . . . nicht den stärksten Geist haben muß. Kurz vor ihrem letzten Wochenbette, ließ sie sich die wunderthätige Calotte bringen, und trug sie mehrere Tage lang zum großen Mißvergnügen vieler andern Frauen, die sich in gleichen Umständen befanden, und sich den Talisman nun nicht verschaffen konnten, da man es nicht wagte, ihn von J . . . M . . . t zurückzufordern.

Das sind nicht die einzigen Tüge, die von den Widersprüchen in dem Charakter der K . . . von M . . . l einen Begriff geben können Aber wenn sie, ungeachtet der sorgfältigen Erziehung, die sie erhalten hat, sich solchem Aberglauben Preis giebt: darf man sich wundern, daß Ferdinand, dem es nicht so gut geworden ist, sich ganz mit Reliquien behängt? Er trägt sie, wenn er auf die Jagd geht, wo er, wie man schon weiß, öfters junge Waldnymphen

antrifft); und bei stürmischem Wetter läuft er in seinem Zimmern umher, und läutet mit einer kleinen Glocke, die er von dem heiligen Hause U. L. F. zu Veretto los gemacht hat. Aber Ferdinand will auch kein Philosoph seyn.

Kleine Reise nach Pästum.

Dieser Abschnitt ist nicht dazu bestimmt, die sämtlichen Alterthümer zu beschreiben, die ich auf meiner kleinen Reise von acht Tagen, wobei mich zwei Alterthumskenner begleiteten, gesehen habe. Ich rede hier von den Monumenten nur, in so fern sie gewissermaßen mit der inneren Regierung und den Sitten des Landes in Verbindung stehen.

Wir nahmen zu unsrer Fahrt solche kleine Kaleschen, wie ich schon beschrieben habe. Man giebt, wenn man sie außerhalb der Stadt braucht, täglich dreizehhalb höchstens drei Silberdukaten (13 Französische Livres) für Kalesche, zwei Pferde, und alles überhaupt, da der Fuhrmann sich selbst beköstigen muß. In der Stadt, bezahlt man für den Tag nur 7 Livres, und man kann ein solches Fuhrwerk sogar auf einen halben Tag mieten.

Wir nahmen den Weg nach Portici, und fuhren durch das Dorf Resina, zwei Meilen von Neapel, dann aber durch la torre del Greco und la torre della Nonciata. Der ganze Weg ist mit Landhäusern besetzt, die sich mehr durch ihre reizende Lage auszeichnen, als durch geschmackvolle und schöne Bauart.

In dem letzteren jener beiden Flecken (Städte?) sah ich die Gewehrfabrik und die Pulvermühlen; da man aber dergleichen allenthalben findet, und da Beides in Neap-

pel weit schlechter ist, als in Frankreich, so erwähne ich es nur mit einigen Worten.

Zwölf Italiänische Meilen weit von Neapel waren wir auf den so berühmten Ruinen der unglücklichen Stadt Pompeji, die durch einen Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 der christlichen Zeitrechnung unter Asche begraben worden ist. Sie ward 1781 *) von Bauern entdeckt, welche dort gruben, um eine neue Maulbeerpflanzung anzulegen.

Die graue Asche, womit die Städte Pompeji, Herkulanum **) und Stabia bedeckt sind, ist mit kleinen, weißen Bimssteinen, Kristallen und weißem Schörl vermischt. Wenn der König von Neapel das mit Weinbergen besetzte Stück Land über diesen Städten kaufte, so könnten sie ohne große Kosten wieder in ihrem alten Zustande hergestellt werden. Die Theater, die öffentlichen Gebäude und die Privathäuser, die man im Herkulanum ausgegraben hat, sind alles dessen, was Merkwürdiges darin war, beraubt, und dann, bloß mit Ausnahme des Theaters, wieder zugeschüttet worden. Aber in Pompeji hat man mehrere Straßen frei gelassen, in denen man jetzt spazieren gehen kann. Diese Straßen sind, eben so wie die in Neapel, mit Lava gepflastert, und die Häuser noch in ziemlich gutem Zustande, so daß sie mit sehr geringer Reparatur bewohnt werden könnten.

Man hat genug Beschreibungen von den Sachen, welche in diesen Städten gefunden und dann in das K. Museum zu Portici gebracht worden sind, wo man sie jetzt Theils in den Zimmern, Theils in den Höfen sieht. Nur mit Mühe widerstehe ich der Versuchung,

*) Diese Jahrzahl ist gänzlich falsch. Vermuthlich soll es 1754 seyn; denn schon im Jahre 1755 grub man nach, und 1762 entdeckte man ein Stück von einem Theater.

**) Herkulanum ist mit Lava bedeckt.

aufs neue das zu beschreiben, was die Stadt Pompeji enthält; aber ich will nur von den Kasernen *) einige Worte sagen. Ich wünschte, daß diese allen Gebäuden von ähnlicher Art zum Muster dienten. Zwei parallele, ungefähr funfzehn Fuß hohe **), Mauern bilden einen Korridor, und jede Seite ist dann in kleine Zimmer getheilt, die nur Einem, höchstens zwei, Soldaten zur Wohnung gedient haben können. Eine solche Anordnung ist viel vernünftiger und besser, als die in unsrer neueren Architektur.

Unter der Menge Alterthümer, die man in Herkulanum und Pompeji entdeckt hat, ist auch eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Rollen, welche die Alten Bücher nannten. Auch diese sind zu Portici niedergelegt. Gehörten sie einer aufgeklärteren oder lernbegierigern Nation, so wüßte man schon längst, was darin steht; und vielleicht mögen berühmte Werke, die man für verloren hält, mit darunter seyn. Aber hier ist nur eine einzige Person mit dem Aufwickeln beschäftigt, und kaum kennt man jetzt Eine Schrift, die von der Moral handelt ***).

In einem Hause zu Pompeji hat man auch ein Besteck mit chirurgischen Instrumenten gefunden, das,

*) Im Original durch einen augenscheinlichen Druckfehler: cavernes.

***) cinq, im Original, wieder durch einen augenscheinlichen Druckfehler Die ganze Beschreibung ist übrigens sehr unvollständig. Wer etwas Besseres darüber lesen will, findet es in Volkmanns Nachrichten von Italien, verglichen mit J. Bernoulli's Zusätzen zu diesem Werke.

****) Schon vor mehreren Jahren hatte man vier Rollen aufgewickelt, die aber sämmtlich nicht viel bedeuteten. Es waren vier verschiedene Abhandlungen von Philodemus, einem Epikureer.

wie sich wohl vermuthen läßt, einem Wundarzte gehört haben muß. Es that mir äußerst leid, daß ich es nicht in meine Gewalt bekommen konnte, um es mit nach Paris zu nehmen. Ich glaube nehmlich, daß unsere Kenner aus der Gestalt dieser Instrumente ganz genau bestimmen würden, wie weit diese Kunst bei den Römern zu den Zeiten der ersten Kaiser gekommen war. Da das erwähnte Haus eins der ansehnlichsten in der Stadt ist, so diente es vermuthlich zu einer chirurgischen Lehranstalt, oder es war die Wohnung eines berühmten Wundarztes; denn man hat sonst nirgends eine so große Anzahl solcher Instrumente gefunden. Als ich diese Werkzeuge betrachtete, bedauerte ich es, daß sie im Besitz von Leuten sind, die weder ihren Werth zu schätzen, noch sie zu weiteren Fortschritten in der Kunst zu benutzen wissen *), die für die leidende Menschheit am nützlichsten und nothwendigsten ist.

Als wir Pompeji verlassen hatten, wendeten wir uns rechts nach dem Meere; und hier sieht man die Insel Capri (Caprea), wo der verhasste Liberius sich öfters aufhielt, um in der Stille das Verderben aller derer auszubrüten; welche Geisteskraft mit Tugend vereinigten und folglich Liebe zur Freiheit hatten. — Auf der anderen Seite sieht man die Kette der Apenninen, die mit vielen Dörfern besetzt ist. Zwischen unserm Wege und den Bergen befindet sich eine Ebene, die sechs bis achtzehn (Italienische) Meilen in der Breite hat, und zwar angebauet ist, es aber noch besser seyn könnte. Sie erstreckt sich bis zu der Stadt Salerno, acht und zwanzig Meilen weit von Neapel.

*) Zu weiteren Fortschritten in der Chirurgie könnten diese Instrumente nun wohl schwerlich führen, da diese Wissenschaft hauptsächlich auf der Anatomie beruhet, worin die Alten den Neuern bei weitem nachstanden.

Salerno ist durch die medicinische Schule berühmte, die ehemals nach dieser Stadt benannt wurde. Es giebt noch jetzt eine darin, die aber, mit der alten verglichen, gar keine Erwähnung verdient. Salerno hat etwa 12,000 Einwohner, und wird bei seiner jährlichen Messe sehr stark besucht, besonders von vielen fremden Kaufleuten. Es giebt hier einige Handlungshäuser; übrigens ist die Stadt häßlich und unreinlich. Man findet weiter nichts Merkwürdiges darin, als die Domkirche, worin einige seltene Stücke zu sehen sind. Wir brachten hier die Nacht in einem sehr unbequemen Logis zu, und unsre Bedienten bereiteten uns ein sehr schlechtes Abendessen, nach der Manier, die ich oben in dem Kapitel mit der Ueberschrift: Wie man in beiden Sicilien reist, beschrieben habe. Noch vor Tagesanbruch verließen wir Salerno, um nach Pästum zu gehen, das 24 (Italiänische) Meilen davon entlegen ist.

Die vielen Alterthümer, die es in Pästum giebt, will ich nicht beschreiben, da ich mir dieses Vergnügen nun einmal unter sagt habe; ich verüchre daher bloß, daß die in dieser alten Stadt befindlichen Gegenstände die schönsten und am besten erhaltenen in ganz Europa sind. Besonders fallen drei Tempel auf, die noch vor dem schönen Jahrhundert des Perikles erbauet seyn müssen.

Obgleich die vorzüglichsten hiesigen Ruinen zwei (Italiänische) Meilen, und die unbeschädigsten Momente noch eine halbe Meile weiter, vom Meere entfernt sind, so erkennt man dennoch leicht, daß Pästum ehemals an der Küste gelegen hat. Man sieht Spuren des Hafens, die Ringe an die man die Schiffe anlegte, kurz alles, was nur anzeigen kann, daß Pästum eine Seestadt und befestigt war. Der Vater Paoli hat viel über die hiesigen Alterthümer geschrieben; aber

der, aus gebrannter Erde verfertiate Man dieser Stadt, den ich in Rom bei dem Ritter La s Casas gesehen habe, ist sehr genau, und verdient die Aufmerksamkeit der Kenner.

Indeß wir den schönsten unter den erwähnten drei alten Tempeln näher betrachteten, hörten wir einen Bauer, der ziemlich nahe bei uns war, zu einem seiner Kameraden sagen: „Jamerschade, daß wir einen E. . l von König haben, der nie hierher gekommen ist, um diese Wunder zu sehen! Käm' er einmal, ich glaube gewiß, er gäbe, so ein großer E. . l er auch seyn mag, Befehl, diese Stadt wieder aufzubauen und zu bevölkern. Sie wäre wohl der Mühe werth!“

Die Reflexion dieses Bauers ist in Absicht auf Västum richtig; aber es liegt wenig daran, ob Ferdinand diese Stadt wieder herstellt und sie aufs neue besetzt. Man wünscht bloß, daß daselbst einige erträgliche Wirthshäuser, allenfalls auch nur ein einziges, angelegt würden. Wer das thäte, könnte sich von den vielen Fremden, welche hierher kommen, um die Monumente zu sehen, reichliche Entschädigung versprechen. Jetzt aber findet man an diesem Orte weiter nichts als einen schlechten Stall, gar kein Logis und gar keine Betten. Unsere Küche mußten die Bedienten bloß mit den Provisionen, die wir bei uns hatten, besorgen.

Man kann die barbarische Gleichgültigkeit der Regierung nicht genug tadeln, daß sie einen von den Liebhabern des schönen Alterthums so häufig besuchten Ort in ihrem Gebiete so gänzlich unbenutzt läßt. Weiß man denn in Neapel nicht, daß doppelt so viele Fremden nach jener Gegend hin gehen würden, wenn sie dort Bequemlichkeiten fänden, wie sie dem Reisenden nöthig sind, der vom Wege müde, ja oft ganz entkräftet hin-

kommt, da er beträchtlich weit gegangen ist, um die Schönheiten zu genießen, die man hier und da in dem jetzt dürren und trocknen Boden von Pástum antrifft? Wenn die Neugier nach diesen Gegenden bringt, muß in Salerno anhalten und dort den Tag abwarten, dann aber bei guter Zeit zurückkehren, um noch vor Nacht wieder hinzukommen, obgleich die Entfernung vier und zwanzig Meilen beträgt, und ob man gleich dort ebenfalls sehr schlecht beherbergt wird.

Auf dem Wege von Salerno nach Pástum hat man fünfzehn Meile weit einen sehr schönen Weg; aber die letzten neun gehen durch einen Sumpf. In einer Entfernung von drei Meilen muß man über die Sella, einen eben nicht beträchtlichen Fluß, jenseits dessen das Jagdschloß liegt, wohin der König bisweilen geht.

Unter den Ruinen von Pástum entspringt eine heiße und salzige Quelle, die sehr einträglich seyn könnte; aber die Regierung weiß nichts von ihr, oder vielmehr von der Eigenschaft ihres Wassers.

Einige Bauern brachten uns hier silberne, eiserne und kupferne Münzen aus dem Alterthume. Dergleichen kann man zu niedrigen Preisen bekommen, da sie beim Acker sehr oft gefunden werden. Könnten Fremde sich länger hier aufhalten, ohne an dem Nothwendigen Mangel zu leiden, so würde es unferntig für die Einwohner dieser Gegend sehr vortheilhaft seyn.

Ich erwähne nichts von dem, was in der Bibliothek und den Archiven des Klosters von Cava enthalten ist, welches ich auf der Rückr. tje nach Neapel besuchte. Es gehört zu einem kleinen, ziemlich häßlichen Orte, der einen Bischof und etwa 4,000 Einwohner hat.

Dreizehn Meilen von Salerno, und fünfzehn von Neapel, liegt die Stadt Nocera (de'li Pagani), ebenfalls mit einem Bischofe, dessen apostolische Speerde nur aus 12,000 besteht. Bei dieser Stadt ist die Gränze

Gränze des Principato citra (diesseitigen Fürstenthums), und man tritt dann in die Provinz Terra di lavoro. In Portici hielten wir an, und blieben daselbst einen Tag, um die in dem Schlosse aufbewahrten Alterthümer einzeln zu besehen.

Ob man gleich auf dem ganzen Wege bei dieser Reise schlecht ist und schläft, so machten wir sie doch mit Vergnügen, da das Land äußerst schön und sehr bevölkert ist. Von Neapel bis acht (Italiänische) Meilen diesseits Pästum, sieht man unaufhörlich Städte, Dörfer, Flecken, Schlösser und Lusthäuser. Die Berge, die Hügel und die Thäler sind Theils mit Weinstöcken, Theils mit Oehl-, Pomeranzen- und Citronenbäumen bedeckt. Man hat hier bewundernswürdige Aussichten, die eben so viele Kunst verrathen, wie die Weihnachtsskrippe des Herrn Torres *). Je mehr aber dem Reisenden die Schönheit des Bodens auffällt, desto stärker berrübt ihn der Kontrast mit dem tiefen Elende der Einwohner von der geringeren Klasse. Ihre Kleidung, ihre Hütten, kurz Alles bei und an ihnen, verräth Merkmayle einer fehlerhaften Regierung.

Die Edikte.

Um sich einen richtigen Begriff von der erstaunlichen Fruchtbarkeit des Bodens in den Königreichen Neapel und Sicilien zu machen, darf man nur einen Blick auf die unseligen Edikte werfen, mit denen die verschleuderten Provinzen belastet sind. Daß dieser Staat, ungeachtet der steten Bemühungen, die man anwendet, ihn zu Grunde zu richten, noch existirt; daß er

*) Oben S. 232.

noch eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung hat, ob sie gleich nicht den sechsten Theil von dem ist, was sie vor achtzehn hundert Jahren war: das hat man, wie sich nicht läugnen läßt, der Natur zu verdanken; denn das Klima, welches sie diesem Staate schenkte, widersteht der Bosheit der Menschen, die sich nur damit zu beschäftigen scheinen, wie sie das Land schlechter machen wollen.

Die Neglerung von Rom ausgenommen, giebt es in der ganzen Welt keine, die dem Handel, der Industrie, und besonders dem Ackerbau, so viele Fesseln anlegt, wie die Neapolitanische. Ich rede hier nicht von den ungereimten, unmenschlichen Rechten, die durch das Feudal-System eingeführt sind. Allenthalben, wo es in diesen Königreichen Lehngüter giebt, geht es mit dem Ackerbau schläfrig, und das Land bringt nicht den zehnten Theil der Ernten hervor, die man bei der Fruchtbarkeit des Bodens, und bei der Milde des Klima, erwarten sollte. Da ich schon bei einer anderen Gelegenheit von dem Feudal-System geredet habe, so rede ich hier nur von den Edikten, welche Gesetzeskraft haben, und von der Regierung selbst gegeben werden.

Diese Edikte in Betreff neuer Auflagen kennt man in Neapel, wie in Rom, unter dem Namen: Annunzio. Die Neapolitanischen sind nicht ganz so heillos, wie jene, kommen ihnen doch aber ziemlich nahe. So tief auch die Wunden sind, die das Feudal-System diesen unglücklichen Provinzen schlägt, so kann man doch versichern, daß, wenn der Hof von Neapel die Vermunft hörte, und den Annunzio aufhiebe, der Theil des Königreiches, welcher jener zerstörenden Geißel nicht unterworfen ist, in wenigen Jahren wieder blühend und doppelt so volkreich seyn würde, wie jetzt.

Die Lehns Herren haben das höchst unbillige Recht, den Preis aller Lebensmittel zu bestimmen. Die Regierung mischt sich darein nicht; aber ihr Verfahren ist eben so willkürlich und vielleicht noch gefährlicher. Sie verbietet die Ausfuhr dieses oder jenes Produktes, läßt es für ihre Rechnung kaufen, und verkauft es dann zu einem viel höheren Preise wieder, ohne daran zu denken, daß der unerlaubte Gewinn, den sie auf diese Art hat, nur anscheinend ist, und daß sie eigentlich in eben dem Verhältnisse verliert, wie das Vermögen der Privatleute durch das Verbot der Ausfuhr sich vermindert.

Diese Sucht, Aufkäuferet zu treiben, schränkt sich nicht bloß auf das Getreide ein, sondern erstreckt sich auch, bald auf das Oehl, bald auf die Seide, und hängt von den Spekulationen der Minister oder anderer Personen ab, welche Einfluß in die Geschäfte haben. Die Regierung hat keine Einsüßigkeit, keine Gleichheit in ihren Operationen. Doch Eins ist so bestimmt, wie das Schicksal; nemlich: daß alle diese Operationen, wie sie auch beschaffen seyn mögen, nur darauf abzwecken, der Freiheit des Handels neue Fesseln anzulegen, und daß sie eine unaufhörliche Verletzung der natürlichen Rechte sind. Die Personen an der Spitze der Regierung von Neapel lassen sich auf keine andre Art entschuldigen, als daß man sagt: sie sind so unwissend, daß sie das Uebel, welches sie anrichten, nicht kennen, und noch viel weniger im Stande, die Folgen davon zu überrechnen. Sie denken gar nicht daran, daß Wohlstand der einzelnen Personen den National Reichtum ausmachen kann. Diese so einfachen, so deutlichen Begriffe sind für die Minister Sr. Sicilianischen Majestät zu hoch. Was sie nicht nach Herzenslust mit Händen greifen können, gehört nicht für ihre Fähigkeiten.

Folgendes ist die Methode, wie sie das Volk bedrücken. Nach der Ernte müssen die Landeigenthümer, oder wer Meiereien und andre Grundstücke in Pacht hat, genau angeben, was sie gesäet und geerntet haben. Dann bestimmt man die Quantität, welche dem Könige zu dem currenten Preise geliefert, und auch die, welche zu Markte gebracht werden muß. Die Commis der Minister und ihre Unterbeamten benutzen nun die Besichtigung und die Verifikation, die sie zu machen haben, und pressen den Eigenthümern ihre Produkte ab, beschönigen aber dieses Verfahren sorgfältig, daß jene sich nicht einmal über die Bedrückung beschweren können.

Es giebt keine Mißbräuche, keine Verbote in den übrigen Staaten von Europa, die nicht sogleich von dem Ministerium nachgeahmt und streng ausgeführt würden. Bis jetzt hat man aber kein Mittel versucht, die Last zu erleichtern, die unerträglich geworden ist und in der That nur von den Neapolitanern ertragen werden kann. Man sehe die Werke des Don Melchior Delfico, des Don Trajano Odazi, des Marschese Palmieri und aller der Schriftsteller nach, welche über die Administration des Königreiches Neapel geschrieben haben; und man wird finden, daß ich nicht übertreibe, sondern vielleicht noch zu mäßig bin. Diese würdigen Bürger führten die Sache der ganzen Nation, die darnach seufzet, daß die Mißbräuche des Despotismus abgeschafft werden möchten. Sie verlangten die Abschaffung des Feudal-Systems: aber man hörte sie nicht; gewiß wird man sie auch nicht eher hören, als bis die Vernunft, und mit ihr vielleicht die Rache, vom Schummer erwacht.

Die Zollabgaben sind übermäßig, und die Verwaltung derselben so übel, daß der König von dem ungeheuren Ertrage der Bedrückungen, die in seinem Na-

men verübt werden, nur sehr wenig einnimmt. Ich habe nie sagen hören, daß der Minister Acton sich jemals mit einer so nothwendigen Reform beschäftigt hat; und was für Berechtigung läßt sich im Grunde auch von einem Räuber, Hauptmann erwarten? Hat dieser Mensch, der sich nur Mühe giebt, Reichthümer aufzuzuhäufen und Ehrenstellen an sich zu reißen, sich wohl jemals um die Pflichten bekümmert, die mit seinen verschiedenen Aemtern verbunden sind? Nein, gewiß nicht; sie wären ja sein Verdammungsurtheil. So will ich denn die Hülle zerreißen, welche die Wahrheit verbirgt. Diese soll sich hier in ihrem vollen Glanze zeigen, und die Werke der Bosheit dem Unwillen und der Rache der Nachwelt ausgesetzt seyn *).

Gewiß darf man nicht hoffen, daß Acton jemals auf die Abschaffung der Mißbräuche denken wird; vielmehr muß man ihn als den Hauptanstifter aller der Monopole ansehen, die in dem Königtum getrieben werden. Dieser Mensch entehrt den schwachen Monarchen, der ihn duldet, so wie die Ministerstelle, die er zu bekleiden nicht verdient, und ist der erste, habgüchtigste, unverschämteste unter den Getreide, Aufkäufern. Er handelt ohne Scham und Scheu mit dem Schweisse des unglücklichen Landmannes; er mästet sich mit den Thränen der trostlosen Wittwe, und den Seufzern der dürftigen Waise.

Auch die Verwickelung in den Abgaben, womit die verschiedenen Lebensmittel belegt sind, ist ein Fehler in der Verwaltung der Finanzen. Man bezahlt Taxen

*) Hat der Verfasser bei seinem Buche wirklich menschenfreundliche Absichten gehabt, so kann man ihm auch wohl einige Hefigkeiten nachsehen. Es ist übrigens bekannt, daß der Minister Acton schon im Jahre 1793 von seinem Hofe entlassen ward; und wenigstens ein Theil von den Vorwürfen, die unser Verfasser ihm so oft macht, scheint ihn folglich wohl zu treffen.

für die Ein- und Ausfuhr; für Brot und Fleisch; kurz, sie sind so verwickelt, daß man das Gedächtniß eines Hatter haben muß, um nur die Namen zu behalten *).

Alle diese Auflagen fallen dem Volke zur Last, und haben mehrermale Empörungen in der Hauptstadt unter den Unglücklichen veranlaßt, die nichts zu verlieren hatten und bei einer Veränderung der Herren oder der Regierung nur gewinnen konnten. Der Aufstand zu Neapel im Jahre 1647, dessen Anführer und Oberhaupt Masaniello war, und wodurch beinahe eine gänzliche Revolution in dem Königreiche bewirkt worden wäre, hatte keinen andern Grund, als den, daß die Spanische Regierung eine Abgabe auf das Obst und die Hülsenfrüchte legte, die, nächst den Makaroni, die Hauptnahrung des Volkes ausmachen.

Ferdinands Antworten an Leopold und den Kaiser Joseph II **) waren pikanter als wahr, ob sie gleich bei dem allen einen großen Sinn enthielten. Aber der Monarch wußte nicht, daß damals viele Neapolitaner emigrierten, und sich, wenn schon nicht nach Toskana, doch nach verschiedenen andren Gegenden flüchteten. Es war ihm unbekannt, daß seine Schwäche ihm die Liebe seiner Unterthanen raubte ***), die ihn

*) Auch hier wieder äußert sich des Verfassers Vorliebe für das physiokratische System, das hinlänglich ventilirt und widerlegt ist. „Abgaben entrichten, und sterben, muß man nun einmal überall,“ wie Franklin sehr richtig bemerkt hat. Nur die bessere oder schlechtere Art sie zu erheben, kann also zur Frage kommen; und die Erfahrung zeigt, daß ein vernünftiges Accise- und Zoll-System unter allen ersinnlichen das beste ist.

**) Oben S. 117 u. f.

**) Der Verfasser widerspricht hier abermals dem, was er bei andern Gelegenheiten gesagt hat. Im Ganzen stimmen übrigens mehrere Schriftsteller seinem Ur-

weder achteten noch fürchteten, und ihm seine Reisen in fremde Länder vorwarfen, da er zuerst seine eignen Staaten hätte besuchen sollen, deren Bedürfnisse und Hülfquellen er beide nicht kannte. Vielleicht fragt jemand: weswegen denn die Neapolitaner die Abreise ihres Königs ungern sahen. Bei ihrem Mangel an Scharfsinn, den nur Einsichten geben, kann man annehmen, daß sie von einem bloßen Instincte geleitet wurden; daß sie fühlten, diese Reisen wären durch die Kosten, die sie nothwendig veranlassen müßten, eine vermehrte drückende Last für sie, und überdies — was vorzüglich in Anschlag zu bringen ist — unnütz für den, der sie unternahm, ehe er sich vorher in Stand gesetzt hatte, allen davon zu erwartenden Nutzen ziehen zu können.

Ueber die Ausfuhr der Lebensmittel.

Der Handel beider Sicilien besteht in der Ausfuhr von Produkten des Bodens; und diese Ausfuhr würde bei weitem einträglicher seyn, wenn die Regierung weniger habüchlich wäre, weniger falsche Schritte thäte, und die Ausfuhr nicht mit den Fesseln belegte, deren ich in dem vorigen Abschnitt erwähnt habe. Der Boden dieser beiden Königreiche ist so fruchtbar, daß die Sicilianer allein einen großen Theil von Europa mit Getreide, Oehl und andren Produkten versehen könnten, da sich diese bis ins Unerdliche vervielfältigen würden, sobald nur eine bessere, dem wahren Vortheile des Souverains gemäßere, Administration vorhanden wäre.

theile bei Man vergleiche J. B. Meyers Darstellungen aus Italien. S. 394 u. f.

Alle Provinzen von Sicilien liefern Weizen, Oehl, Wein, Hülsenfrüchte, etwas Mais (Türkisches Korn) und Gerste, Hanf (roh und verarbeitet), Honig, Wachs, frisches und getrocknetes Obst, Manna, Saffran, Süßholz, Gummi, Weinstein, Kapern, Makaroni, Salz, Asche für die Seifenfabriken, Schwefel, Salpeter, Fische, Bleh, Leder, Pomeranzen, Limonien, Citronen, Aquavit, Weinessig, Metalle, Mineralien, Marmor, Seide, Flachs, Baumwolle, Pferde (aber in kleiner Anzahl), Esel und Maulthiere. Bei allen diesen Gegenständen für den auswärtigen Handel fehlen nur noch Fabrikate; aber man muß sich erinnern, daß unter einer Regierung, wie ich sie beschrieben habe, die Manufakturen entweder gar nichts, oder doch von einem zu geringen Ertrage sind, als daß sie mit in Anschlag kommen könnten.

Bloß Neapel (ohne Sicilien) führt in einem gewöhnlichen Jahre zwei Millionen Tumuli *) Weizen aus. Die ganze Nation verbraucht ungefähr achtzehn Millionen, (vier Tumuli an Brot, Wehl und Makaroni auf den Kopf gerechnet.) Man nimmt übrigens an, daß nur ein Drittheil des Landes zum Getreidebau verwendet wird *).

Die Hauptstadt allein verbraucht 430,000 Tumuli zu Brot, 250,000 zu Makaroni, 60,000 zu Zwieback, 630,000 zu Wehl; (wobei indeß der jährliche Bedarf

*) Ein Tumulo hält drei Kubikpalmen (bèl nahe Kubikfuß) oder ungefähr vier Pariser Scheffel (boisseaux).

***) — *soit consacré*, sagt der Verfasser; und hier ließe sich der Ausdruck gewissermaßen entschuldigen, da freilich Land durch Getreidebau geheiligt wird, oder doch geheiligt werden sollte. Aber der Verfasser hat hieran wohl nicht gedacht, sondern das Wort nur so gemißbraucht, wie jetzt viele Französische Schriftsteller. Der Uebersetzer sagt einmahl bei Brissot irgendwo: *cet étoble consacré à tant de porcs &c. &c.*

der Truppen noch nicht mitgerechnet ist.) Man schlachtet daselbst jährlich 30,000 Ochsen, 4,000 Kälber aus Sorrento, 6,000 gewöhnliche Kälber, und 60,000 Schweine.

Das Getreide, welches man ausführt, kommt gewöhnlich aus dem Königreiche Neapel, und zwar aus Capitanata, Terra di Bari, Otranto, Abruzzo, Apulien, Contado di Molise und Basilicata. Terra di Lavoro und Salerno (Principato citra) schicken ihre Produkte nach der Hauptstadt, welche jährlich dreißig tausend Maltern feines Oehl, und ungefähr eben so viel gewöhnliches, verbraucht.

Jede Palme Oehl, die von Gallipoli und Tarent kommt, bezahlt dem Könige einen Silberdukatens Einfuhrgebühren. Bari, Calabrien, Abruzzo und Otranto sind unter den Provinzen die reichsten an Oehl. Der jährliche Bedarf des ganzen Königreiches beläuft sich auf 370,000 Maltern. Hieraus sieht man, daß in diesem Staate die Hauptstadt bei weitem bevölkerter ist, als verhältnißmäßig die Provinzen, die keine, ihrem Umfange angemessene Volksmenge haben. Man schätzt die Ausfuhr an Oehl, bloß aus dem Königreiche Neapel, jährlich auf 50,000 Maltern.

Nächst dem Korn, ist der vorthellhafteste und beträchtlichste Handelsartikel Seide. Es wäre möglich, den Ertrag davon vierfach zu erhöhen, wenn der König, oder vielmehr seine Blutsauger von Ministern, ihn nicht durch ewige Verordnungen niederhielten. Die Raubsucht der Zollbedienten, die Mißbräuche in der Administration der Finanzen, die Bedrückungen von Seiten der Gutsbesitzer, welche wohl die Vorrechte eines Lehnsherrn genießen, aber nicht seine Pflichten erfüllen: das alles hindert die Erweiterung des Handels, und die Kultur der verschiedenen Landesprodukte.

Was ich von dem Königreiche Neapel sage, läßt sich auch auf Sicilien *) anwenden, welches eben dieselbe Regierung hat, ungeachtet der Marchese Caraccioli sich, als er daselbst Vice-König war, Mühe gab, das zu mäßigen, was er nicht ausrotten konnte. Seine Nachfolger aber hatten weniger Aufmerksamkeit, und ließen aufs neue Mißbrauche in eine Administration einschleichen, die Caraccioli zum Glück des Volkes nie hätte verlassen müssen. Die Produkte von Sicilien sind ungefähr mit denen von Neapel einerlei; und hat man folglich Angaben von dem Betrage der Volksmenge, so ist es sehr leicht, die jährliche Consumption zu bestimmen. Die Sicilianer unterscheiden sich von den Neapolitanern nur dadurch, daß sie mehr Kopf, Feinheit und Lebhaftigkeit haben, als diese. Uebrigens sind Gewohnheiten und Sitten einander ziemlich ähnlich. Beide Völker werden durch den Stolz und die Härte der Regierung unglücklich.

Wenn der König von Neapel, dem man, bei allen Mängeln seiner natürlichen Anlagen und seiner Erziehung, doch Beurtheilungskraft nicht absprechen kann, alle ihm unterworfenen Provinzen einzeln besuchte und genauer kennen lernte, so würde er sich überzeugen, daß keine Monarchie schlechter regiert wird, als die Sicilianische. Auch müßte er dann einsehen, daß es nicht leicht ist, dem Uebel abzuhelfen. Es könnte nicht die Rede davon seyn, neue Verordnungen zu geben; im Gegentheil müßten die schon vorhandenen zurückgenommen werden. Kurz, anstatt ohne Unterlaß alles regieren zu wollen, müßte man Sicilien wie einen noch ro-

*) Aux Deux-Siciles, sagt der Verfasser hier sehr irrig denn eben Neapel ist das zweite Sicilien. Der Titel: König beider Sicilien, entstand im zwölften Jahrhundert, da Roger II, Graf von Sicilien, auch König von Neapel ward.

busten Kranken behandeln, den mehr die Arzneimittel geschwächt haben, als die Krankheit selbst; das heißt: man müßte die Natur wirken lassen, anstatt ihr etwas in den Weg zu legen.

Man erhebt im Namen des Königs eine Abgabe von der Ausfuhr und der Consumtion der Lebensmittel. Der fünfte Theil dieser Abgabe ist der Stadt Neapel angewiesen, die zwar reich ist, deren Einkünfte aber nicht allzutreu verwaltet werden.

Ein Neapolitaner von vielem Geiste, dem ich meine Reflexionen über diese Gegenstände mittheilte, erwiderte mir: alle diese Wahrheiten, und die Folgen, die sich daraus herleiten ließen, gäbe er zu; aber dennoch wäre eine Veränderung unmöglich. „Der König,“ sagte er mir weiter, „hat natürlichen Verstand und gesunde Beurtheilungskraft, wenn ihn nicht Vorurtheile fesseln; er will das Gute aufrichtig, weiß aber die Mittel dazu nicht zu ergreifen, und überläßt sich, aus Schwäche oder aus Mißtrauen in sich selbst, dem Rathe der Königin und des Generals Acton. Diese aber geben ihm keine richtigen Einsichten, sondern denken nur darauf, wie sie ihn von seinen Pflichten abziehen wollen, und bestärken ihn zu dem Ende in seinem Hange zur Jagd, der ihm sieben Achtel seiner Zeit wegnimmt. So ist er denn schlechterdings nicht im Stande, eine Veränderung in der Administration der Regierung zu bewirken.“ Mein Neapolitaner schloß endlich mit folgenden Worten: „Wie läßt sich eine Verbesserung in einer Monarchie mit drei Oberhäuptern hoffen, unter denen eine moralische Null, eine Komödiantin und ein Schurke sind, und die alle drei weder Talente noch Kenntnisse haben?“

Gewicht, Maß, Geld.

Die Neapolitaner rechnen das Land nach Moggio. Ein Moggio enthält ungefähr einen Raum von dreißig gewöhnlichen Schritten, d. h. von neun □ Schritten*).

Der Tumulo enthält 40 Moroli, und jeder Morolo 33 Unzen. So messen die Neapolitaner ihr Getreide; aber die Kleie (es?) wird zweimal hinter einander stark gedrückt und das Maß muß gehäuft seyn, gerade wie man es in Frankreich mit dem Sommergetreide macht.

Das Neapolitanische Weinmaß heißt Botta, und enthält 534 Pariser Kannen (pintes). Ein Botta wird in 12 Barili getheilt, und jedes von diesen enthält wieder 60 Karaffen.

Das Oel mißt man nach Salmen oder Salmen. Ein Salm wiegt 240 Pfund zu zwölf Unzen, und wird wieder in 10 Staje, jede von diesen aber in 23 Pignotti getheilt.

Ein Pfund zu Neapel hat zwar zwölf Unzen, wiegt aber nur zehn Unzen Französisches Gewicht. Eine Unze enthält 30 Trapesi, und jeder Trapeso 20 Acine.

Der Palmo (Fuß) enthält ungefähr 9 Zoll $8\frac{1}{2}$ Linien Französisches Maß. Er wird in 12 Uncie, und die Uncia wieder in 5 Minuten getheilt. Eine Canna (Elle) hat acht Palmen.

Bei dem Gelde findet die Decimalsrechnung Statt. Zehn Grani machen einen Carlino, und zehn Carlino einen Silberducaten (ducato, eine Neapolitanische Münze, ungefähr ein Piaster). Eine Uncia d'oro gilt drei Ducatt oder dreißig Carlino.

*) Man vergleiche mit diesem ganzen Kapitel Wolffs, manns Nachrichten von Italien u. S. III. S. 191. u. f.

Man rechnet, daß ungefähr zwölf Millionen Ducati bloß in der Hauptstadt circuliren. Außer diesem baaren Gelde giebt es für sechs bis sieben Millionen Banknoten, die in so großem Kredit stehen, daß man sie leicht und al pari umsetzen kann. Sie werden von allen Handlungshäusern und Kaufleuten genommen; und auch andere Personen betrachten sie als baares Geld.

Die Bank in Neapel, über welche Don Michael Rocco ein sehr gutes Werk geschrieben hat, leihet öffentlich auf Pfand oder Hypothek. Die Zinsen sind mäßig, nemlich nicht über drei Procent.

In Ansehung der Bank von Neapel besteht ein Gesetz, das unzehlbare seinen Nutzen hat. Jede Banknote muß bei jeder Veränderung des Eigenthümers in 24 Stunden registrirt und der Name des Besitzers darauf geschrieben werden. Dies ist zur öffentlichen Sicherheit dienlich; denn, hörte die Bank auf zu zahlen, und wäre diese Formalität vernachlässigt, so könnte der letzte Besitzer sich nicht an den halten, der ihm die Note als Zahlung gegeben hat. Diesen Umstand weiß ich von dem Verfasser des Werkes über die Bank.

Wenn das wahr ist, was mir wohlunterrichtete Personen versichert haben, nemlich daß in beiden Sicilien nicht mehr als 30 bis 35 Silberducaten circuliren, so besitzt die Hauptstadt ein Drittheil des ganzen National-Reichthums.

Die Einfuhr.

Es ist nicht genug, daß ich die Baaren genant habe, in denen der auswärtige Handel des Königs ei-

ches Neapel besteht; ich muß nun auch die nennen, welche den inneren Handel ausmachen.

Die Holländer bringen Gewürznelken, Zimmt, Muskatennüsse und eine Quantität Apothekerwaaren, feine Tücher, Leinwand, Musseline, Kakao, Tabak, einige seidene Zeuge, Stockfisch und Heringe.

Die Engländer bringen allerlei Arten von Tüchern, seidene Zeuge, wollene Strümpfe, verarbeitetes Leder, Blei, Zinn, Pfeffer, Nadelwaare (clincallerie), Schnupftücher, Leinwand, Fächer, Spanische Rohre, ein wenig Arabischen und Indischen Gummi, Färbehholz, Taschen- und Penduluhren, Materialwaaren, mathematische Instrumente, Schellfische, gewöhnlichen Stockfisch, Heringe, Kaffee, Thee, Sago, Kakao, und einige andere Waaren von dieser Art.

Die Franzosen liefern beiden Sicilien viel Zucker, Indigo, Kaffee, Färbehholz, Grünspan, Materialwaaren aus der Levante, Kakao, Modefachen, Nadelwaare, seidene Zeuge und Tücher. Unter allem, was Frankreich nach den beiden Sicilien bringt, gewinnt es an nichts so viel, als an den Modefachen, da den Frauenzimmern hier zu Lande nichts so wichtig ist, als was zu ihrem Puzze dient.

Die Spanier bringen Zucker, Cochenille, Färbehholz, Kakao, gegerbtes Leder, Amerikanische Materialwaaren, Rhina, Cassaparille, Peruanischen Balsam und Tabak.

Auch die Portugiesen tragen dazu bei, das Königreich zu versehen, und zwar mit Zucker, Tabak, Kakao, Materialwaaren und Leder.

Die Venetianer bringen Bücher, Tauwerk, Spiegelglas, Kristalle, grobe Tücher, Wachs, Hüte, Materialwaaren aus der Levante, Quecksilber, Serpentin, Drachenblut und Deutsche Tücher.

Auch einige Russische Schiffe laufen jährlich in die Neapolitanischen Häfen ein. Sie bringen Pech, Wachs, Eisen, Pelzwerk und Packtuch.

Die Deutschen setzen hier viele weiße und bunte Leinwand ab. Auch vertauschen sie Kristalle, Hüte, Leder, verarbeitetes Zinn und Tücher.

Die Genueser haben mit Neapel einen sehr großen Handel. Außer den schon genannten Artikeln, die sie mit den übrigen Nationen gemeinschaftlich führen, und, ob sie gleich dieselben nicht aus der ersten Hand haben, zu einem mäßigen Preise geben, damit sie die Concurrenz aushalten können: setzen sie auch ihren Sammet, und Waaren aus der Barbarei mit sehr großem Vortheil ab.

Sardinien handelt hierher mit Käse, und bringt auch einige Fäschchen Thunfisch.

Die Zollabgaben sind nicht für alle Waaren gleich. Zusammen genommen, kann man sie im Durchschnitt auf 28 Procent schätzen; was denn etwas stark ist! Einige Waaren sind mit 50 Procent impostirt; andere aber nur mit 10, 15 und 20.

Die Bevölkerung.

Die Bevölkerung der Hauptstadt ist, in Verhältniß zu der in den Provinzen beider Sicilien, weit größer, als man es sich nach allen Datis vorstellen sollte. Palermo kann man als die einzige Stadt ansehen, die jener nahe kommt, da sie 110,000 Einwohner enthält. Aber diese Hauptstadt von Sicilien ist auch für die andern Städte der Insel eben das, was Neapel für die ganze Monarchie ist.

Es hat seine völlige Wichtigkeit, daß Neapel über 400,000 Einwohner enthält. Dies scheint um so erstaunlicher, da das Königreich nur 350 Italiänische Meilen lang, und hundert, neunzig, ja an manchen Stellen nur 60 Meilen breit ist *). Der Flächeninhalt **) desselben beträgt 1415 Quadrat-Meilen, und die Küsten längs dem Mittelländischen und Adriatischen Meere machen 400 Meilen aus.

Man muß aber wissen, daß nicht eine einzige andre Stadt im Königreiche der Hauptstadt sowohl an Volksmenge, als an Reichthum nur nahe kommt. Foggia, in Ansehung der Bevölkerung und des Handels die nächste Stadt nach Neapel, hat doch nur 26,000 Einwohner. Es giebt dort einige Kapitalisten; aber keiner von ihnen hat, wie man glaubt, auch nur 100,000 Dukaten in Vermögen. Zum Wohlstande dieser Stadt trägt besonders bei, daß man daselbst alle Kontrakte aufsetzen läßt, welche über die Verpachtung der Provinz Tavoliera ***) , wovon Foggia die Hauptstadt ist, geschlossen werden. Foggia liegt in Capitanata, fünf Französische Meilen S. W. von Manfredonia, an dem Flusse Cerbaro. Hier endigte Karl von Anjou, der Mörder des jungen Konrads und des Herzogs von Oestreich, ein Leben, das er durch Grausamkeit, Ehrsucht und Geldgeiz besetzt hatte.

Leccce,

*) — sur une largeur inegale de 60, 70 et en quelques endroits seulement de 100 milles, sagt der Verfasser in einer seltsamen Ordnung, die vielleicht nur ein Druckfehler ist.

**) Den muß der Verfasser wohl unter circuit verstehen; und dann kommt er in seiner Angabe mit andern Statistifern ziemlich überein, die 1,850 Quadratmeilen für beide Sicilien rechnen.

***) M. s. weiter unten.

Lecce *), das man als die Hauptstadt von Apulien ansieht, weil sich ein zahlreicher Adel daselbst aufhält, hat nur 15,000 Einwohner, da hingegen Torre del Greco, bei Neapel, 18,000 enthält.

Farento, Molfetta, Barletta, Manfredonia, Salerno, Otranto, nächst den schon genannten Städten die beträchtlichsten im Königreiche, haben eine viel geringere Volksmenge. Auch giebt es in keiner von diesen Städten reiche Leute. Die dafür gelten, haben nicht über fünf- bis sechstausend Dukaten Einkünfte, da es hingegen in Neapel eine große Menge Personen giebt, deren jährliches Einkommen zehn- bis zwölftausend beträgt.

Die Stadt Neapel hat nicht bloß viele Adelige, die bei dem dummen Stolz auf ihre Pergamente auch Mittel haben, ihren Rang mit Glanz und Prunk zu behaupten; sondern auch eine unglaubliche Anzahl von wohlhabenden Bürgerlichen. Es ist wohl die einzige Stadt in Europa, worin mehr als 5,000 Familien in Ueberfluß leben, ohne die Vorzüge eines alten Namens und einer glänzenden Geburt zu besitzen. Das größte Vermögen beläuft sich auf 100,000 Dukaten Einkünfte; nur wenige Familien haben mehr als diese Summe.

In Sicilien giebt es noch reichere Familien, als in Neapel. Sie bleiben aber in ihrer Insel, ohne sich um die Ehrenstellen zu bekümmern, mit denen der Hof sie überhäufen würde. Daran thun sie auch sehr wohl; denn athmeten sie die verderbte Hofluft, und ließen sie sich von dem, was die Königin umgiebt, gewinnen,

*) Nach Büsching „eine der schönsten und prächtigsten Städte in Italien, nächst Neapel die größte in diesem Königreiche, und die Hauptstadt von Otranto.“

so würde Sicilien bald verarmt, und das Vermögen der Privatpersonen vernichtet seyn.

Die Menge von Equipagen, denen man in Neapel begegnet, ist über alle Beschreibung, und unglaublich. Man hat mir versichert, sie betrage (die Miethswagen mitgerechnet) über 15,000; und ich glaube das um so leichter, da man allenthalben, wohin man geht oder die Augen wirft, ganze Reihen sieht, die einander unaufhörlich folgen. Paris, das doch weit größer und volkreicher ist, als Neapel, hatte selbst vor der Revolution nicht so viel.

In keiner Stadt von Europa glebt es so viele Livrei-Bediente. Es wimmelt von ihnen in den Vorzimmern; auch sind sie hinten auf den Rutschen ordentlich aufgepackt, und bisweilen laufen einem Wagen vier Läufer vor, die demselben Herrn gehören. Mit diesem Mißbrauche des Reichthums wird es sehr weit getrieben.

Ob ich gleich gesagt habe, daß die Luft von Neapel nicht so gesund ist, wie man sie sich vorstellt, und obgleich die Fremden daselbst in den ersten Monathen öfters Unpäßlichkeiten, besonders Diarrhöen, leiden; so muß ich doch auch anmerken, daß, wer erst einmal an das Klima gewöhnt ist, sehr lange darin leben kann. Ein unvordersprechlicher Beweis hiervon ist der Umstand, daß die Hospitäler daselbst nicht mit einer Menge von Kranken, die in Einem Bette zusammen gedrängt liegen *), überhäuft sind, obgleich das Volk dort eben so arm ist, als sonst irgendwo, und obgleich die Unreinlichkeit der Straßen und der Personen **), besonders

*) Dieser Fingerteig geht wohl auf die Anstalten in dem ehemals so genannten Hôtel de Dieu zu Paris.

**) „Unreinlichkeit im ekelhaftesten Grade ist mehr oder weniger allen Klassen der Einwohner von Neapel gemein. — Ganz unbefangenen besreiet einer den andern

bei der ärmeren Klasse viele Krankheiten verursachen sollte. Gatti, Cottugno und Civillo haben mir mehr als einmal gesagt: keine Stadt in Europa könne eine solche Menge gesunder und starker Greise aufzeigen, die völlig ihren National-Frohsinn behalten hätten. Bei dem allen lebt man aber in Salerno länger.

Projekte*).

Ein Fremder, der in diesem Lande nur Neapel gesehen hätte, könnte glauben, der Souverain desselben müsse zu den ersten Mächten in Europa gezählt werden. Wenn er das Uebrige des Königreiches nach dem Glanz und Prunke beurtheilt, den er in dieser Hauptstadt allenthalben sieht; so sollte er denken, Ferdinand müsse funfzehn Millionen Unterthanen haben, und seine Einkünfte sich auf hundert Millionen Livres belaufen. Die Neapolitaner, die nicht einmal so viele Kenntnisse haben, wie die Franzosen im zehnten Jahrhundert, (!) glaub-

L 2

(wie man etwa sonst dem andern einen Faden vom Rock-ärmel zu nehmen pflegt) von einem Ungeziefer an der Stirn oder an der Wäsche, dessen bloßer Anblick bei uns schon Ekel und Abscheu erregen würde. *Le pulci maledette, ah! quanto mi tormentono!* seufzte ein Frauenzimmer, indem sie während der Conversation, in Gegenwart mehrerer Bekannten, nach einem dieser ihrer Dämonen haschte.“ Meyers Darstellung aus Italien. S. 393.

*) In diesem ganzen Kapitel sind vernünftige Ideen mit ungereimten so fest verwebt, daß eine Berichtigung der letzteren vielen Raum erfordern würde. Nur über die allerauffallendsten erlaubt sich der Uebersetzer einige Worte; die andern mögen die Leser nach ihrem wahren Werthe schätzen.

ben das auch, und reden von ihrem Könige, als von einem der ersten und mächtigsten Monarchen in der Welt; sie wissen nehmlich nicht, daß Reichthum nicht in Prunk besteht, und daß Ferdinand nur ein Monarch vom dritten Range ist.

Unstreitig würden, wenn das übrige Königreich verhältnißmäßig eben so bevölkert wäre, wie die Hauptstadt, sogar noch mehr als funfzehn Millionen Einwohner darin vorhanden seyn; aber es ist völlig gewiß, daß die Königreiche Neapel und Sicilien zusammen nicht über sechs Millionen haben.

Doch selbst über diese Volksmenge muß der Beobachter sich wundern, wenn er die ungeheure Anzahl Geseze bedenkt, die dem Ackerbau, dem Handel und der Industrie Fesseln anlegen; und wenn er erwägt, daß schurkische und schwachköpfige Minister sich ohne Unterlaß bemühen, die Vortheile, die das Klima den unglücklichen Neapolitanern giebt, auf tausendfache Art zu verringern.

Die ganze Volksmenge beider Sicilien beträgt sechs Millionen; davon hat das Königreich Neapel allein 4,700,000; und Sicilien, im eigentlichen Verstande, nur 1,300,000. Diese Zahl ist, in Vergleich mit dem fruchtbaren Boden, nicht groß; aber man muß sie beträchtlich finden, wenn man an die Hindernisse denkt, die der Vermehrung des Menschengeschlechtes im Wege stehen.

Ein Monarch, der sechs Millionen Unterthanen *) beherrscht — eine Benennung, deren man sich von dies

*) Bekanntlich ist bei den Franzosen das Wort *sujet* , von Menschen gebraucht, seit der Revolution sehr verhaßt, weil sie einen Begriff damit verbinden, an den wir Deutschen bei dem Worte *Unterthan* gar nicht denken und nicht zu denken Ursache haben. Selbst mancher Guts herr hat in Deutschland *Untertha*

sein Volke wohl bedienen muß, da es noch weit davon entfernt ist, den Namen freier Menschen zu verdienen; — ein Monarch, sage ich, der sechs Millionen Unterthanen beherrscht, könnte schon eine furchtbare Macht haben. Preußen, das sich unter Friedrich dem Großen ein so beträchtliches Uebergewicht in Europa erworben hat, zählt, ob es gleich mehr Quadratmeilen enthält, nicht mehr Einwohner, und hat nicht einmal den Vortheil, wie Neapel, daß es beinahe ununterbrochen beisammen liegt, da nemlich Sicilien nur durch eine sehr schmale Meerenge von Neapel getrennt ist.

Hätte ein König, wie der Große Friedrich, den Thron beider Sicilien in Besitz, dann würde man sehen, was ein Staat, der von der Natur mit außerordentlicher Fruchtbarkeit begünstiget ward, unter geschickten Händen werden kann.

Die erste Handlung eines Souverains, der mit Friedrich verglichen zu werden verdiente, würde darin bestehen, daß er das Fendalwesen und dessen Mißbräuche vernichtete, ohne auf Personen, ohne auf das leere Geschrei und die ohnmächtigen Klagen der Barone zu achten, die ihm um die Ohren summeten würden *).

nen; aber sie sind nichts weniger als seine Sklaven, sondern können, wenn er seine Rechte überschreitet, gegen ihn prozessiren. Den Weibern schreibt Paulus vor: „seid unterthan euren Männern;“ und bei dem Worte denkt niemand daran, daß es ein Synonym von Sklav seyn könne. So wollen denn wir Deutschen das Wort Unterthan zur Bezeichnung des Verhältnisses zwischen dem Fürsten und seinem Volke immer beibehalten; es ist nicht so schlimm, wie es manchem klingt.

*) Hier folgt im Original noch eine sehr unglückliche Stelle, die doch ihrer Seltsamkeit wegen in einer Note Platz finden mag: „oder, die so vergeblich brüllen würden, wie die zum Pflug bestimmten Thiere, wenn

Diese Handlung der Autorität, und zwar einer sehr ehrwürdigen, da sie nur auf das allgemeine Wohl abzweckte, müßte einem solchen Souverain die Liebe des Volkes erwerben; es würde sich beeifern, seinen Willen zu vollziehen, und ihn wie eine Gottheit verehren. Der Neapolitaner, der von Natur geneigt ist, die von seinen Fürsten zu lieben, welche Entschlossenheit zeigen und sich mit dem allgemeinen Wohl beschäftigen, würde sie bei dieser wahrhaft väterlichen Arbeit unterstützen, und sie ermuntern, alle mit dem Lehnswesen verbundene Privilegien, u. s. w. auszurotten *).

Die Edelleute müßten nur der schädlichen Vorzüge, aber keiner von ihnen seines Eigenthumes beraubt werden, das er selbst verwaltete. Sie würden dann einsehen, was für Folgen ihre Nachlässigkeit verursachte, und sich nicht in Gefahr setzen, ein Vermögen zu verlieren, dem sie nicht wieder durch Bedrückung ihrer Lehnsleute aufhelfen könnten, da diese durch das Edikt frei würden, wie sie selbst.

Hätten die Souveraine Lust, sich zu unterrichten, so würden sie erfahren, daß ein Theil dieser Rechte sich von temporellen Bewilligungen herschreibt, die ihre Vorfahren diesem oder jenem machten, um besondre

ein robuster Landmann sie davor spannt, und sie, Trotz ihrem Widerstreben, zwingt, den Schooß der Erde zu eröffnen, um ihr den köstlichen Samen anzuvertrauen, den er dann hundertfältig wieder erntet.“ So etwas findet man heut zu Tage in Paris wohl gar schön!

*) Friedrich II dachte hierüber doch etwas anders, als unser Verfasser. Assurément, sagt er, aucun homme n'est né pour être l'esclave de son semblable: on deteste avec raison un pareil abus, et l'on croit qu'il ne faudroit que vouloir pour abolir cette coutume barbare; mais il n'en est pas ainsi: elle tient à d'anciens contrats, etc. *Oeuvr. posth.* T. VI. p. 78. Ob dies historisch so ganz richtig sey, ist freilich eine andere Frage.

Verdienste zu belohnen, und daß die übrigen eine Zerstückelung der königlichen Autorität sind, von der schwache Fürsten sich einen Theil entreißen ließen oder bei gebieterischen Umständen nothwendig aufopfern mußten; und endlich, daß die Erweiterung, welche sich die Besitzer dieser angeblichen Rechte erlaubt haben, ein Hohn für die Menschheit und eine Schande für den sind, der sie abschaffen könnte, und sie dennoch fortbauern läßt.

Nach diesem ersten Schritte müßte dann die Aufhebung der Annunzian folgen. Die Aus- und Einfuhr, Verbote würden auf immer abgeschafft; und unbeschränkte Freiheit des Handels, der Kultur und der Industrie träte an die Stelle der Zünfte, Innungen und ausschließenden Privilegien, die in der Hand eines Tyrannen oder eines kleinmüthigen Fürsten mörderische Waffen sind, und nur dazu erfunden wurden, daß die Fesseln für die unglücklichen Sklaven des Despotismus um so fester säßen *).

Die Reformation der Geistlichkeit ist nicht weniger nothwendig, und an sie müßte der Fürst ebenfalls denken. Wenn er aus Achtung für die öffentliche Meinung, die man nicht durch Edikte vernichtet, den Gottesdienst beibehalten zu müssen glaubte, so sollte er ihn doch wenigstens vereinfachen, und ihn freier Menschen würdig machen, d. h. ihn von dem mancherlei Uberglauben reinigen, der ihn entehrt *). Vor allen Din-

*) Der Verfasser erklärt hier den Ursprung der Zünfte zu so seltsam, daß er keine Widerlegung verdient. Er frage übrigens nur die Zunftgenossen, die es ihm, Sklaven des Despotismus, zu kennen beliebt, ob sie es gern sähen, wenn die Zünfte aufgehoben würden; was freilich viele Staatsmänner, (doch aus besseren Gründen, als der Verfasser) wünschen.

*) Religion werden die Menschen zu ihrem eigenen Glück immer beibehalten, und wenn auch ein tyrannischer National-Convent sie durch Edikte vernicht-

gen wäre es nothwendig, die Klöster und Kanonikate abzuschaffen; denn in diesen Höhlen der Finsterniß werden unaufhörlich die Waffen geschmiedet, deren sich der Fanatismus bedient, um die Vernunft zu bekämpfen, und seine Dolche zu schärfen. Aber wenn man der Nation die unermesslichen Güter wiedergäbe, mit denen die fromme Leichtgläubigkeit der Vorfahren die Klausner beschenkt hat; so müßte man nicht vergessen, daß sie Menschen sind, und ihnen Pensionen anweisen, die sie in Stand setzen, in der Welt besser zu leben, als in ihren Höhlen *). Pensionen, von denen mit jedem Jahre ein Theil erlischt, belasten den Staat nur eine sehr kurze Zeit; und für ein wenig Geld muß man nie unmenslich seyn. Ich wünschte auch, daß die Weltgeistlichkeit, was die kirchlichen Würden betrifft, auf Pfarrer, und höchstens auf acht bis zehn Bischöfe, sowohl für das Königreich Neapel, als für Sicilien, eingeschränkt würde.

Aber da die Menschen nur sehr selten edelmüthig genug sind, der Nachwelt auf Kosten ihres eignen Vortheils zu dienen; so will ich nun untersuchen, ob die Reform, die ich mir als möglich und vorthellhaft denke, dem Souverain, der sie vornähme, nachtheilig werden könnte.

Der Ertrag von den Zöllen und andern Rechten dieser Art gehörte ehemals der Krone ausschließender

ten will. Aber freilich wäre den Katholiken eine Reformation, wie die Lutherische, zu wünschen. Hätte Ludwlg XIV die Fortschritte derselben in seinem Königreiche begünstigt, anstatt durch Dragoner zum Katholicismus bekehren zu wollen; so konnte Frankreich jetzt den Werth einer vernünftigen Religion, und hätte nicht den Weizen mit der Spreu weggeworfen.

*) Sehr wahr! Man sieht hieraus, daß unser Verfasser sich doch noch nicht zu der rechten Höhe des Französischen Republikanismus geschwungen hat.

Weise; aber gegenwärtig ist er zwischen dem Könige und den Baronen getheilt. Schaffte also der Souverain das Feudalwesen ab, so würde er augenscheinlich seine Einkünfte verdoppeln. Zwar wäre es besser, der Nation den Ertrag eines unbilligen Rechtes wiederzugeben, da dieses seinen Ursprung der Gewalt verdankt; aber wenn das die Umstände verbieten, so könnte man die Zoll-Comtoirs wenigstens an die Küsten und an die Grenzen des Kirchenstaates verlegen, damit freie Circulation der Waaren im Inneren den Fremden herbei zöge, und den Ackerbau, die einzige wahre Kraft des Staates, wieder belebte.

Ein ganz einfaches Mittel, den König von Neapel, der dieses Opfer machte, zu entschädigen und ihn in Stand zu setzen, daß er die zur Verwaltung des Staates nothwendigen Kosten bestreiten könnte, bestände darin, daß er sich ohne alle Ausnahme der Kirchengüter bemächtigte, sie dem Meistbietenden verkaufte, aber den Käufern Erleichterung gäbe, damit der Verkauf so bald als möglich vor sich gehen könnte. Der Souverain ist nur der Oekonom des Staats *); er muß dessen Gebiet nicht an sich reißen, und auch die Domainengüter sind

*) Ein gewisser Deutscher Gelehrter, der über die Französische Revolution geschrieben hat, ereifert sich sehr über die erste National-Versammlung, daß sie den König für den ersten Beamten des Staates erklärte. Gegen dieses Eifern kontrastirt eine Stelle in Friedrichs II. Schriften (O. p. T. VI, p. 83) allzu merkwürdig, als daß sie nicht hieher gesetzt zu werden verdiente: „Un prince doit se rappeler souvent qu'il est homme ainsi que le moindre de ses sujets; s'il est le premier juge, le premier général, le premier ministre de la société, ce n'est pas pour qu'il représente, mais afin qu'il remplisse les devoirs que ces noms lui imposent. Il n'est que le premier serviteur de l'Etat.“ „Ein Fürst ist nur der erste Diener des Staates!“ Und das schrieb Friedrich II. 1781, nach einer vierzigjährigen Regierung.

ein ungeheurer Mißbrauch, den man ebenfalls abschaffen sollte. Jede Domaine muß ihren besondern Eigenthümer haben, und dieser von sonst niemanden abhängen, wenn man den Ackerbau begünstigen will. Dann könnte der Souverain, in Einverständniß mit seinem Volke, eine Ländereibgabe einführen; und diese ließe sich sehr leicht erheben, wenn man Municipalitäten ansehte, wovon ich im dritten Theile meines Buches reden werde *).

Wenn diese Veränderung in der inneren Administration vorginge, und wenn man die Operationen der Regierung einfacher machte, behielte der Souverain Zeit, sich mit seiner moralischen Lage in Rücksicht der Nationen um ihn her, zu beschäftigen. Bei Ruhe von innen, würde er sich bald überzeugen, wie leicht es sey, der Priestergewalt ein Ende zu machen, aus der so viel Böses entsprungen ist. Er könnte sich des Kirchenstaates sehr leicht bemächtigen. Dabei soll er aber freilich nicht vergessen, daß der Papst und die Kardinäle Menschen sind; auch soll er sie nicht für die Unthaten verantwortlich machen, die ihre Vorgänger begangen haben: ein Andern bekommt ja das sicherste Mittel, sich wegen seiner Verbrechen zu entschuldigen, oder gar zu rechtfertigen, wenn man selbst Verbrechen begeht! Daher wünschte ich, daß der Papst und die Mitglieder des so genannten heiligen Collegiums, ingleichen die Marionetten, die von ihnen in Bewegung gesetzt werden, hinreichende Pensionen erhielten, um bequem leben zu können; doch mit der ausdrücklichen Andeutung,

*) Auch hier blickt wieder der Physiokrat hervor. — Es ist übrigens nicht recht einzusehen, weshalb der Fürst nicht eben so gut Privat-Eigenthum besitzen soll, wie jeder andre Staatsbeamte. Gerade das setzt ihn ja, bei guter Verwaltung, in Stand, seinem Volke die allgemeinen und nothwendigen Lasten zu erleichtern.

die Vorschriften des Evangeliums etwas besser zu befolgen. Auch müßte ihnen das Gesetz auferlegt werden, die Gränze des Staates nicht zu überschreiten, der ihnen angewiesen wäre, das ihnen Bewilligte darin zu verzehren.

Würde mein Rath befolgt, so führte der Souverain in seinen Staaten eine gemäßigte Regierung ein; er begnügte sich mit der vollziehenden Gewalt, und würde wahrhaft König: denn, wenn man bis zu dem Entstehen der Nationen zurückgeht, so heißt das Wort Roi bloß: Verwalter *). Er könnte in Italien das wahre Römische Reich wieder herstellen; denn es könnte dann keine Macht in diesem Lande ihm widerstehen: besonders, wenn er, nach dem Beispiele der alten Römer, die besiegten Völker dem Gesetze unterwürfe, das er in seinem Lande eingeführt hätte, und das einzig und allein über seine Mitbürger herrschte, deren Bevollmächtigter er dann nur wäre. Das würde die schönste, und am wenigsten einem Wechsel unterworfenene Revolution seyn, da einmüthige Uebereinstimmung **) sie bewirkt, und da der, welcher sie unternommen, sich der Waffen des Despotismus nur in der Absicht bedient hätte, ihn auf immer zu vernichten.

Wollte man aber einem Könige von Neapel wohl die Energie meines Reformators, indeß nicht Tugend genug zutrauen, um auf wahren Heroismus Anspruch zu machen und seinen Völkern ihre ursprüngliche Freiheit wiederzugeben; oder glaubte er, sich nicht um das

*) *Régisseur*. Rex von *regere*. Das Deutsche Wort: König, leitet *Ade lung* von: *können*, (*vermögen*) ab.

**) Aber doch wohl nicht des Papstes, der Kardinäle, u. s. w.? Ueberhaupt steht das ganze Projekt unsers Verfassers einem Traum ähnlich; und der wird den Papst wohl nicht um den so genannten heiligen Stuhl bringen.

Schicksal von ganz Italien bekümmern zu dürfen *): so könnte er wenigstens durch die ersten von mir angezeigten Mittel sein Königreich blühend machen, und seine Unterthanen von dem Minister-, und Mönchs-, Despotismus, dem schlimmsten unter allen, befreien.

Energie und Tugendliebe haben verschiedene Grade. Eine wahrhaft große Seele denkt nur große Pläne, und führt sie aus, trotz allen Schwierigkeiten, die sie antrifft. Ein Fürst mit dieser heroischen Seele wählte ohne Zweifel lieber den Ruhm, Italien die Freiheit wieder gegeben zu haben, als den unnützen und gefährlichen Vortheil, Despot**) von beiden Sicilien zu bleiben, die jetzt in Unwissenheit und Trägheit versunken sind, die aber „gleich einem Sieger“ erwachen werden, wenn ein neuer Masaniello es unternähme, ihre Wuth zu leiten ***).

Aber, noch einmal, wenn auch ein König von Neapel sich auf das Glück seiner Unterthanen einschränkte und die Königswürde nebst allen den Vorrechten, die nicht mit individueller Freiheit unverträglich sind, für sich behielte: so könnte er doch das große Werk einer inneren Revolution zu Stande bringen. Es wären nur fester Wille, und Combinationen, die sich durch Philosophie leicht machen lassen, dazu nöthig. Die gegen-

*) So bekümmern, wie die Franzosen, die zu Ende des Jahres 1792 die ganze Welt mit sich verbrüdern wollten, es mochte ihr damit gebient seyn, oder nicht!

[**]) Man weiß, was dieses Wort in der republikanischen Sprache bedeutet. Hier muß sich nun gar Ferdinand IV, dem unser Verfasser oft das beste Herz und große Wohlthätigkeit zugeschrieben hat, so schimpfen lassen!

***)) Einen neuen Masaniello würde die rechtmäßige Regierung durch Hülfe ihrer Truppen so gut stützen, wie den alten.

wärtige Gelehrigkeit der Neapolitaner würde alle gefährlichen Erschütterungen verhüten, und folglich läßt sich wohl sagen, daß mein Monarch sich Ehre ohne Gefahr erwerben würde.

Wäre es möglich, daß ein Souverain von Neapel einen der beiden Plane, die ich dem Leser jetzt vorgelegt habe, befolgte; so müßte er, was denn auch sein Zweck seyn möchte, alle Mißbräuche mit Einem Schläge treffen. Allmähliche Verbesserung könnte bei einem in Uebermaß abergläubischen Volke nicht gelingen *), das in seinen Priestern, besonders aber in seinen Mönchen, Engel auf Erden sieht, die ihm die Thore des Paradieses öffnen. Möchte es denn auch durch die Aufhebung der Hierarchie in Betäubung gerathen; es würde durch die Abschaffung der Minister-Mißbräuche bald einsehen, daß sein Souverain keine andre Absicht hätte, als ihm ein dauerhaftes Glück zu verschaffen: und dann trüge es gewiß nach allen seinen Kräften dazu bei, den Plan zu vollenden.

In der ganzen Welt giebt es keine Nation, bei der eine Reformation der Ordens, und der Welt-Geistlichkeit so nothwendig wäre, wie in beiden Sicilien. Zwei und zwanzig Erzbischofthümer und hundert und sechzehn Bischofthümer, deren Besitzer das Mark des Volkes verzehren, prunken auf eine empfindende Art. Ich habe schon oben über die vielen Mönche von allen Farben gesprochen, von denen es in diesem Königreiche wimmelt; aber aus bestimmtern Nachrichten kann ich jetzt ein sehr genaues Verzeichniß aller der Personen liefern, die durch ihren Stand zu dem verhaßtesten Geschäfte verpflichtet sind, die

*) Ganz recht! nur sogleich auf Französische Manier umgewälzt, und zertrümmert, anstatt zu verbessern!

natürliche gesunde Vernunft dieses einfältigen und leichtgläubigen Volkes zu verdunkeln *).

Das Königreich Neapel allein ernährt

Erzbischöfe.	22
Bischöfe.	116
Weltgeistliche.	50,313
Mönche von allen Farben.	31,214
Nonnen.	23,319

Summa 104,984

Eine beträchtliche Anzahl von Personen, die dem Staate zur Last fallen **). Und Sicilien ist noch nicht einmal mit in dieser Rechnung begriffen. Die Anzahl der dortigen Blutsauger werde ich an einem andern Orte angeben.

Ich habe drei Reisen in dem Königreiche Neapel gemacht: eine nach Sorrento, eine andre nach Pastum, die dritte nach Foggia und Lecce. Ich fand, wie ich versichern kann, allenthalben die Wege, die Städte, die Dörfer voll Mönche und Priester; allenthalben sah ich Nonnenklöster, worin eine Menge Opfer des Aberglaubens oder der Habsucht lebendig begraben werden, ohne daß ihre Klagen Unverwandte rühren, die entweder aus Fanatismus grausam sind, oder das strafbare Verlangen haben, sich ihrer Töchter zu entles

*) Wäre der Verfasser ein Protestant; er würde nimmermehr träumen, daß alle Geistliche abgeschafft werden sollten. Dann hätte er den großen Nutzen kennen lernen, den dieser ehrwürdige Stand, wenn er bloß auf die Erfüllung seiner Pflichten eingeschränkt ist, ganz augenscheinlich stiftet.

***) Die Angaben der Deutschen Statistiker weichen von den gegenwärtigen nur wenig ab, und diese mögen also wohl richtig seyn; doch einige Tausend mehr oder weniger nicht in Anschlag gebracht.

olgen, um einen Sohn zum Gipfel des Glücks und der Ehre zu bringen.

Unter den Klöstern beider Geschlechter giebt es einige, die sehr große Einkünfte haben. Würden nun diese Reichthümer nicht besser angewendet, wenn man in den Städten Gymnasien, und auf dem Lande Normalschulen *) anlegte, die in dem Königreiche Neapel fast allenthalben fehlen? Sehr selten findet man unter dem Volke jemanden, der nur das Alphabet kennt; und selbst Personen von hohem Range, sogar in der Hauptstadt, erhalten, wie der Leser sich vielleicht noch aus dem Vorigen erinnert, eine sehr schlechte Erziehung. Wie viel könnte ein unterrichteter Fürst in diesem Staate thun! Wie leicht wäre es, die Neapolitaner in ihrem Lande glücklich, und auswärts geachtet zu machen! und wie mächtig würde ein Monarch werden, der sich damit beschäftigte, und dann den Gesetzen gemäß regierte!

Einkünfte des Königs von Neapel.

Ich habe schon bemerkt, daß sich große Summen in dem Königlichen Schatze, oder vielmehr in dem Minister-Schlunde, verlieren. Jetzt rede ich von dem Betrage der Einkünfte, und von dem Gebrauche, den man davon macht.

Die Landtaxe beläuft sich auf zwei Millionen Silberdukaten. Die Art, wie man sie erhebt, macht sie für den Ackerbau nachtheilig, und richtet diesen zu Grunde, anstatt ihn zu ermuntern. Die Abgabe trifft nemlich die reichen Eigenthümer entweder gar nicht,

*) Wohl nur Schulen schlechtweg; denn in dem aufgeklärteren Deutschland haben die Normalschulen nicht den besten Ruf.

oder sehr wenig, da nicht alles Land auf gleiche Art mit ihr belegt ist, und sie sich fast gänzlich nur auf das Eigenthum der dürftigsten Klasse, der Bauern, aber gar nicht auf die Geistlichkeit erstreckt. Um diesem Uebel abzuhelfen, wären ein gutes Catastrum und ein allgemeiner Zehnte hinlänglich, der die Königlichen Einkünfte dreifach vermehren würde, ohne daß irgend jemand sich über Bedrückung beklagen könnte.

Der Fremde, der sich nur kurze Zeit in Neapel aufhält, wundert sich über den Glanz, der daselbst herrscht, über den großen Ton bei Hofe, über die Pracht der Zimmer, über die Menge Garden, über die vielen Officianten und Bedienten der Königlichen Familie. Er glaubt daher ganz leicht, Ferdinand habe wenigstens hundert Millionen jährlicher Einkünfte; aber er irrt sich: denn die sämmtlichen Einkünfte, alles in allem, betragen nur 12,800,000 Silberdukaten, oder 57 Millionen Französische Livres.

Doch hiervon geht noch ungefähr die Hälfte ab; denn so viel nehmen die Zinsen für die Stratschulden weg. Von dem Ueberreste muß man dann auch noch die Veräußerungen zu Gunsten verschiedner Edelleute und anderer Personen abziehen. Diese Veräußerungen sind ebenfalls beträchtlich, so daß dem Könige nur sieben Millionen Silberdukaten (ungefähr 31 Millionen Französische Livres) reines Geld übrig bleiben.

Dies, für einen Souverain nur mäßige Einkommen könnte indeß zu den erforderlichen Ausgaben hinreichen, wenn es ökonomisch und treu verwaltet würde. Da aber in diesem Staate, wie in vielen andern, die größte Unordnung herrscht, so werden die Finanzen gerade von eben denen verschleudert, welche die Ausgaben besorgen. Die Chefs der verschiedenen Departements verstehen sich mit einander, um sich gegenseitig vor den Untersuchungen zu decken, die man anstellen sollte

solte und könnte, die man aber unter der jetzigen Regierung nicht anstellt, da der König zwar gesunden Verstand hat, das vorhandene Uebel einzusehen, aber weder Festigkeit noch Beharrlichkeit genug, demselben ein Ende zu machen. Die Unordnung nimmt zu; das Uebel breitet sich aus; die Wunde wird größer: Ferdinand schlummert an dem Rande eines Abgrundes.

Die Summen, welche in die königlichen Kassen kommen, und sich, wie ich schon gesagt habe, auf sieben Millionen Silberdukaten belaufen, werden auf folgende Art verwendet.

Für die Landarmee, an Reiterei, Infanterie und Artillerie.	3,500,000 Ducati
Unterhaltung des Seewesens	1,000,000
Besoldung der obrigkeitlichen Personen von allen Graden.	150,000
Gehalte der Minister und der Beamten in ihren Departements.	150,000
Unterhaltung der Festungen und anderer Gebäude.	200,000
Pensionen.	200,000
	<hr/>
Summa:	5,200,000

Nach dieser Rechnung bleiben noch 1,800,000 Ducati, die der König zur Unterhaltung seines Hofstaates, in gleichen für den Hofstaat der Königin und der königlichen Familie, verwenden kann. Aber diese Summe, die für den Großen Friedrich mehr als hinreichend gewesen wäre, ist es freilich nicht für Fürsten, die keinen Begriff von Oekonomie haben und sich nicht die Mühe nehmen, daran zu denken, daß sie von Unglücklichen, von denen sie aufgebracht ist, Schweiß und Thränen gekostet hat *).

*) Wohl dem Staate, worin der Unterthan seine Abgaben nicht mit Thränen zu entrichten braucht, weil
Gorant. 1 Theil.

Es vergeht kein Jahr, worin die Königin nicht fünf- bis sechshundert tausend Ducati in Liebhabereien verthut; ja bisweilen wohl eine Million, und darüber. Sie ist verschwenderisch, nicht freigebig, giebt aber nur — — — und ihren Frauenzimmern, besonders denen, die — — — — . Diese wollüstigen und verschwenderischen Welber bezahlen dann wieder Liebhaber; und wenn sie neue Hülfe nöthig haben, um ihren übermäßigen Aufwand bestreiten zu können, so verdoppeln sie ihre Künste bei der K . . . m. Ein neuer, pikanter, — Auftritt belebt J . . M . . . t wieder, und berauscht sie mit Vergnügen. Das benutzt man denn, um ungeheure Summen von ihr zu erhalten, die nicht besser verwendet werden, als die vorigen: Sie wissen auch Acton mit in ihr Garn zu verwickeln. Um sich in dem Ministerium zu erhalten, nimmt dieser Minister die Summen, welche die K . . . m außerordentlich braucht, aus den Kassen des Seewesens oder der Annunzien. Solche Dienste, die mit jedem Jahre erneuert werden, befestigen die Vertraulichkeit zwischen Beiden, und vermehren die Ketten der unglücklichen Neapolitaner mit einem neuen Gliede *).

Die persönlichen Ausgaben des Königs sind mäßig, wenn man seinen Aufwand für die Jagd ausnimmt.

er sich in Wohlstand befindet! In Deutschland sind viele solche Staaten, eben weil ihre Fürsten „Begriffe von Oekonomie haben.“ Wer denkt hierbei nicht an den König, von dem im vorigen Jahre die Zeitungen erzählten: „er habe im Felde einen fremden Prinzen zu seiner Mittagstafel gezogen und ihm vier Gerichte, ganz gewöhnliche Kost, vorgesetzt!“

*) Da hat sich unser Verfasser, um schön zu schreiben, einmal wieder ein wenig albern ausgedrückt. Ein neues Glied an der Kette gäbe ja dem Gefangenen gerade mehr Spielraum, und erschwerte sein Schicksal nicht.

Er ist weniger verschwenderisch als freigebig, weniger freigebig, als wohlthätig, und weiß zu rechter Zeit und auf gute Art zu geben. Aber seine kostspieligen Jagden nehmen einen sehr beträchtlichen Theil seiner Einkünfte weg. Freilich weiß er indeß den wahren Betrag dieser Ausgabe nicht, da seine Gemahlinn und sein Minister ihm denselben sorgfältig verhehlen, und nur 350,000 Ducati in Rechnung bringen lassen, obgleich die außerordentlichen Kosten sich wenigstens eben so hoch belaufen. Diese Vorsicht macht dem Herzen des Monarchen mehr Ehre, als seiner Scharfsichtigkeit. Doch, wie dem auch seyn mag, anstatt ihm die Gefahr von diesem, bis zum Unsinn getriebenen Gange zu zeigen, sorgt man nur dafür, die Binde wieder fest zu machen, die sein schwacher Verstand bisweilen abzunehmen versucht. Man betäubt ihn, daß er die Augen vor noch strafbareren Excessen verschließen soll.

Nun; nach dieser Auseinandersetzung ist es augenscheinlich, daß die 1,800,000 Ducati, die zum Unterhalt des Königs und seiner Familie bestimmt sind, beinahe gänzlich von geheimen oder unnützen Ausgaben weggenommen werden, und daß ein Nachschuß zu den wirklich dringenden und nothwendigen erforderlich ist. Seit einigen Jahren hat man seine Zuflucht zu Anleihen genommen, die dem Staate Eintrag gethan, aber den vorgesezten Zweck nicht erfüllt haben, und ihn auch nie erfüllen werden, da die Ausgabe die jährliche Einnahme bei weitem übersteigt, und folglich das Deficit sich verhältnißmäßig vergrößern muß. Ohne den Betrag der Schulden genau angeben zu können, glaube ich doch mich nicht sehr zu irren, wenn ich sage, daß sie die National-Last seit funfzehn Jahren ungefähr um fünf Millionen Ducati vergrößert haben.

An diesem Deficit ist geradezu M . . . R . . . Schuld. Ohne allen Zweifel würde Ferdinand, wenn das Schickjal ihm eine rechtschaffne Gemahlin gegeben hätte, mehr über sich selbst gewacht, und sich nichts erlaubt haben, was dem Wohl seines Volkes nachtheilig gewesen wäre. Da die R . . . nun und der Minister Acton sich die größte Mühe geben, dem Könige den Betrag seines persönlichen Aufwandes zu verbergen; so kann man leicht denken, daß sie auch nichts unterlassen, ihm die Ausgaben der R . . . nun zu verheimlichen, für die er ein Maximum fest gesetzt hat. Er glaubt, daß sie nie mehr als die ihr angewiesene Summe, nemlich 150,000 bis 200,000 Ducatl ausgiebt, und hat nie erfahren, daß sie mehr verbraucht.

So richtig auch diese Rechnung ist, und so sehr auch die Finanzen des Königes von Neapel, selbst noch ehe sie in die Kassen kommen, verschwendet werden: so wäre es doch leicht, den Schaden wieder zu ersetzen, da kein Reich in Europa, in Rücksicht auf Bevölkerung wie auf Umfang, so viele Hülfquellen darbietet, wie man in diesem finden könnte.

Man gebe beiden Sicilien einen Souverain, der zu rechter Zeit seinen Willen zu haben weiß, der festen Charakter mit gesundem Verstande vereinigt, und der Oekonomie kennt: so wird er bald, mit freiwilliger Zustimmung seines Volkes, der reichste König in Europa seyn. Erfahrung ist die sicherste Lehrerin, die dem Menschen gegeben ward; durch sie kommt er dahin, seine Fehler einzusehen, und sie verbessern zu können. Der Hof von Neapel, der seit langer Zeit Fehler über Fehler, Albernheit über Albernheit begehrt, kann aus dem trunkenen Schlafe, der alle seine Kräfte lähmt, erwachen. Dann wird er einsehen, daß seine Pflichten sich mit seinem Vortheile vertragen; und vielleicht bricht dann aus dem Abgrunde, in den er sich gestürzt

sieht, die Fackel hervor, die ihn den Weg der Wahrheit leitet.

Obgleich durch ein Zusammentreffen moralischer und physischer Umstände, das Königreich beider Sicilien sich noch mehrere Jahre in dem matten, hinfalligen Zustande erhalten kann, wovon die Regierung der M . . . R . . . es gebracht hat; und ob es gleich vielleicht nothwendig ist, daß das Uebel erst mehr eingewurzelt seyn muß, ehe man es empfinden kann: so rathe ich dieser Königin doch, an das schreckliche Beispiel ihrer Schwester Antoinette zu denken *).

So unwissend und roh die Neapolitaner auch sind, so merken sie doch, daß sie übel regiert werden **). Sie wissen, und sagen ohne Unterlaß, daß die Provinzen gänzlich vernachlässigt, und weder Gerichtshöfe, noch Erziehungsanstalten darin zu finden sind. Ich habe die unglücklichen Einwohner mehreremal sehr bitter Theils über das Lehnswesen, Theils darüber klagen hören, daß die Regierung so große Verachtung gegen sie zeigt und ihnen weder Schulen noch Universitäten giebt. In der That sind die Hauptstädte der Provinzen in diesem Punkt um nichts besser daran, als das elendeste Dorf. Der Mangel an Gerichtshöfen nöthigt sie, vom Otrantischen Meerbusen bis nach Neapel zu gehen, öfters um über Local-Sachen zu prozessiren. Diese Klagen gähren, da man sich nicht darum bekümmert, ihnen abzuhelfen, insgeheim fort, vervielfältigen und verbreiten

*) So wohlgemeint der Rath des Verfassers auch seyn mag, so hat die R . . . um von M . . . l das Schicksal ihrer unglücklichen Schwester gewiß nicht zu befürchten. Nach des Verfassers eigener Angabe sind die Neapolitaner gutmüthig; folglich der Barbareien und des Mordens unfähig, womit die Franzosen sich auf immer entehrt haben.

*) Das bestätigen auch andre Reisende; z. B. Meyer in den Darstellungen aus Italien, S. 394.

sich, und können endlich das Volk aufreizen, das auch etwas von der Revolution in Frankreich gehört hat und in Versuchung gerathen möchte, dieses Beispiel nachzuahmen *). Nachzuahmen? Ganz gewiß würde das Volk noch weiter gehen; denn Mangel an Unterricht würde es hindern, die Linie zu bemerken, die es zu seinem eignen Vortheile nicht überschreiten müßte **). Und welchen Raum würde man alsdann Menschen anlegen, die ihre Rechte kennen zu lernen anfangen, ohne ihre Pflichten zu kennen? Bourbon, O . . . ch denkt nach, zittert und verhütet euer Verderben ***)!

Die Landtruppen.

Obgleich mein letzter Aufenthalt in Neapel nur sehr kurz war, so konnte ich doch dem Verlangen nicht widerstehen, die Veränderungen kennen zu lernen, die der Reformator Baron von Salis gemacht hatte, um die Disciplin der Neapolitanischen Truppen zu verbessern und ihnen einen Begriff von der Deutschen Taktik beizubringen. Wirklich bemerkte ich, daß die Soldaten ein martialischeres Ansehen hatten, besser marschirten, und auch beinahe exerciren konnten.

Ehe ich Rechenschaft von den wesentlichen Veränderungen gebe, die bei diesen Truppen vorgegangen sind,

*) Nein, gewiß nicht! Sie werden sich doch lieber ein wenig bedrücken, als zu Tausenden ermorden lassen.

**) Dies hätte auch die Französische Nation nicht thun sollen.

***) Die letztere Macht bedarf den Rath des Verfassers noch weniger als die erstere; sie ist durch Liebe des Volkes allzu sehr gesichert, als daß die Bemühungen der Republikaner, dies aufzureizen, nur die mindeste Wirkung thun könnten.

glaube ich von den Schweizer-Regimentern reden zu müssen, die bei meinem ersten Aufenthalte in Neapel noch daselbst vorhanden waren. Diese Regimenter gehörten nicht den Kantonen, sondern waren aus Schweizern, Graubündnern und den Unterthanen der zu der Schweiz gehörigen kleinen Freistaaten zusammen gesetzt.

Diese Schweizer machten im Jahre 1781 ein Corps von vier Regimentern aus. Das erste hieß: die Schweizergarde, und versah auch bis zur allgemeinen Reform, den mit diesem Namen verbundenen Dienst. Es bestand aus zwölf Jüsilier- und zwei Grenadier-Kompagnien, zusammen aus 1400 Mann. Die drei andern Regimenter hatten nur acht Kompagnieen, und darunter zwei von Grenadieren. Aber die Kompagnieen waren stärker, und jedes Regiment bestand aus 1000 Mann. Die Chefs dieser Regimenter waren die Herren Tschudy, Witz und Sack, Brigadiers.

Gegenwärtig besteht die Neapolitanische Armee in zwanzig Infanterie-Regimentern, unter denen sechzehn von Veteranen sind. Diese Benennung hat man nemlich den National Truppen, den Albanesen und den Irländern beigelegt; denn obgleich die beiden letztern Fremde sind, so werden sie doch wie die ersteren gehalten, da Einförmigkeit die Grundlage von der Reform des Baron Salis ausmacht.

An die Stelle der Schweizer-Regimenter sind vier fremde gekommen.

Die Sicilianische Infanterie ist nach der Oesterreichischen eingerichtet; aber mit dem Untersiede, daß die Bataillone nicht so viele Kompagnieen haben, und diese auch nicht eben so stark sind.

Jedes Infanterie-Regiment besteht, wie in Oesterreich, aus zwei Bataillonen Feldtruppen und einem

Garnison-Bataillon; aber von den ersteren hat jedes nicht sechs, sondern nur vier Kompagnieen, und das letztere nur zwei. Das Garnison-Bataillon muß übrigens immer fünfzig Mann Miliz exerciren, um im Nothfall, wenn es befohlen wird, stets zum Dienste bereit zu seyn,

Jedes Regiment hat außerdem noch zwei Grenadier-Kompagnieen, die zu den beiden Feld-Bataillonen gehören,

Eine Sicilianische Kompagnie ist nicht halb so stark, als eine Oestreichische. Jede Kompagnie hat in Friedenszeiten, den Stab mit einbegriffen, 90 Mann, und soll bei Kriegeszeiten auf 140 gebracht werden. Die Grenadier-Kompagnieen sind, Officier und Soldaten zusammen genommen, 89 Mann stark, und sollen auf dem Kriegesfuß 119 haben.

Die Kavallerie besteht in acht Regimentern, von denen jedes vier Schwadronen, und außerdem eine halbe zur Reserve hat. Ueberhaupt ist ein Regiment 640 Reiter stark, den Stab nicht mitgerechnet.

Fußvolk und Reiterei zusammen machen ein Corps von 26,600 Mann aus. Dazu kommen aber noch drei Bataillone Artillerie, so daß die Armee überhaupt 29,000 Mann beträgt.

Die Anzahl geht keinesweges über die Kräfte des Königes von Neapel; aber da seine physische Lage ihn vor dem Unglück des Krieges sichert, und da er bei seinem wenigen Einflusse sich nicht in die politischen Intriguen der Kabinette von Europa einzulassen braucht; so könnte er den Sold von zehntausend Mann recht füglich ersparen. Zwar müssen die Küsten besetzt werden; aber dazu sind so viele Truppen nicht nöthig. Schon zwei Drittheile würden hinreichen, die barbarischen Mächte in Zaum zu halten, bis man andre Mittel gegen sie kennen lernte und brauchte.

Diese Thorheit kommt gänzlich auf die Rechnung der K...in. Sie hat ihren Gemahl bewogen, eine so lächerliche Ausgabe zu bewilligen, die sich für einen Heiden des Ceryantes schickte. Ist es nicht lächerlich, eine Armee in einem Königreiche zu sehen, das auf der Landseite einen Fürsten wie der Papst zum Nachbar hat? Weiß man denn nicht, daß bei den gegenwärtigen Umständen keine Macht mit feindseligen Absichten gegen die beiden Sicilien umgeht *)?

M... K.... hat hierüber gar nicht reflektirt. Sie dachte nur darauf, ein schwaches Bild von der Macht ihres Hauses vor Augen zu bekommen: ein Bild, das sie erinnerte, was ihr lieber Bruder in der politischen Welt wäre. Aber sie erinnerte sich nicht, daß der Unterschied der Mittel und der Lage immer Einfluß auf die Einrichtungen haben muß, die man in einem Staate trifft. Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß bei ihrem Plane auch die Hoffnung mit in Anschlag kam, diese Veränderungen dadurch zu benutzen, daß die Truppen sämmtlich unter den Premier-Minister Acton kämen. Er hat die Militair-Kasse zu verwalten, und man kann wohl versichern, daß Plünderung an die Stelle der Oekonomie tritt, und daß die beiden Interessenten diesen unerlaubten Gewinn theilen.

Das Gute an dem Oestreichischen Plane besteht in den Ersparungen. Da die Oestreichischen Regimenter 4,000, und die Kompagnieen 200 Mann stark sind, so sieht man augenscheinlich, daß der Stab, der immer viele Kosten macht, beinahe um die Hälfte vermindert wird. Aber da die Königin von Neapel die Reform nicht aus wirklich ökonomischen Absichten wünschte, so hat man die Regimenter, wie die Kompagnieen, ver-

*) Der Verfasser denkt hier nicht daran, daß ja, nach seinem eigenen Plane, ein König von Neapel künftig einmal den Kirchenstaat erobern soll!

zehnfacht, und der Stab ist sehr beträchtlich. Das Oestreichische Militair-System ist folglich, da man dessen Hauptendzweck verfehlt hat, ganz ausgeartet, und augenscheinlich nur die Wirkung von Liebe zu unnützem Prunk und von Raubsucht bei einer K...nn, welche diesen Namen nicht verdient, und bei einem Minister, der allgemein verabscheuet wird.

Ferdinand IV sah die Absichten seiner Gemahlinn nicht durch, und ließ sich von ihr hinführen; ja, bei seiner Apatyie ist es möglich, oder wohl gar wahrscheinlich, daß er diese Reform als eine von den glorreichsten Thaten seiner Regierung ansieht. Diese Armee, welche man die unnütze Schöne nennen könnte, wird von einer großen Menge Generale kommandirt, unter denen keiner hinlängliche Kenntniß hat, nur dreitausend Mann gehörig anzuführen. Aber fehlt es ihnen auch an Kenntnissen, so haben sie doch anscheinliche Besoldung; und die, glaube ich, ist alles, warum sie sich kümmern.

Man machte diese Reflexionen damals, als die Armee formirt ward. Doch, haben denn Personen, die Klugheit und Erfahrung vereint besitzen, Zutritt bei der Königin und dem Minister Acton, die es sich unaufhörlich angelegen seyn lassen, von dem Könige jeden zu entfernen, der ihm seinen wahren Vortheil zeigen könnte? Ein Theil der Neapolitaner, die besondere Bewegungsgründe hatten, oder denen die Sache auch nur wegen ihrer Neugierde gefiel, lobten den Plan; und Ferdinand glaubte sein Volk befriedigt zu haben.

Ich weiß auch, daß die Königin den Einfall hatte, ein Lager bei der Hauptstadt schlagen zu lassen, wo man denn die, den Sicilianischen Truppen ganz neuerlich beigebrachten Deutschen Mauduvres ausführen sollte. Ob Ferdinand es erlaubt hat, weiß ich nicht; indefs

läßt sich vermuthen, daß er nicht stark genug gewesen seyn wird, seine Einwilligung zu versagen. Auch das war ja noch ein Mittel mehr, die Ausgaben zu vergrößern und im Trüben zu fischen!

Das Seewesen.

Es ist öfters der Fall, daß die Algerer Prisen von den Neapolitanern machen. Ich will ein Beispiel davon anführen. Während meines Aufenthaltes zu Neapel verfolgten diese Seeräuber ein Neapolitanisches und zwei Genuessische Schiffe bis in das Sicilianische Meer, und bemächtigten sich derselben beinahe dicht vor der Hauptstadt, obgleich ihr Hafen voll Kriegeschiffe liegt, ihre Arsenale voll Geschütz sind, und ihre Besatzung eine zu Wasser und zu Lande furchtbare Macht anzukündigen scheint.

Und was beweisen diese wiederholten Beleidigungen, die man erduldet, ohne daß man sie in Schranken zu halten und zu rächen sucht? — Daß Acton, der Minister, der General, und ich weiß nicht was noch sonst, aller der Titel, mit denen er sich zu überhäufen gewußt hat, unwürdig ist und nicht einmal die ersten Anfangsgründe des Seewesens und der Staatskunst weiß.

Er allein hat eine Armee zu dirigiren, versteht nichts von dem Finanzwesen, kennt Oekonomie nur dem Namen nach, opfert das Interesse des Staates, den er regiert, seinem eignen auf, und hat zu weiter nichts Talent, als einer neuen die Zeit zu vertreiben und seine Chatulle auf Kosten des Monarchen, den er täglich betrügen hilft, und auf Kosten von acht Millio-

nen *) Schwachköpfen anzufüllen, die wohl seufzen, bisweilen auch klagen, aber nicht kühn genug sind, sich aufzumachen, um den Lauf so vieler Ungerechtigkeiten zu ändern.

Acton läßt sich, wie ich schon gesagt habe, gebietend von Unre beamteten regieren, die seine politische Moral sehr gut kennen und Vortheil daraus zu ziehen wissen. Sie verkaufen seine Günst dem Meistbietenden, und fürchten nicht, daß er es bemerken wird. Da sie sicher sind, daß sie ungestraft bleiben, und daß ihr Gönner von der Königin, — — —, nicht abgesetzt werden wird, so erlauben sie sich alle Bedrückungen, durch die sie zu Vermögen gelangen können.

Wundert man sich, daß ein Mensch wie Acton sich in einer Stelle behaupten kann, für die er (seine Epistbüberei bei Seite gesetzt) gar nicht gemacht ist: so erlaube man sich, daß er eine Kreatur der K...m, ihr Liebhaber und ihr Vertrauter ist, auch daß er alles, was er Ferdinands unglücklichen Unterthanen abnimmt, mit ihr theilt.

Ich habe die Königliche Marine gesehen und die Schiffe, aus denen sie besteht, genauer betrachtet. Sie waren in gutem Stande, und ihre Anzahl mehr als hinreichend, der Neapolitanischen Flagge Ehrfurcht zu verschaffen. Acht Linienschiffe von 74 Kanonen, zwei von 60, und acht Fregatten, erwarteten, wie es schien, nur Befehl, die Anker zu lichten; aber freilich fehlte es ihnen an Geschütz und an Matrosen.

Diese auf den ersten Anblick furchtbare Macht hat doch die Feinde des Staates nie abgeschreckt, da sie schon aus Erfahrung wissen, daß sie nur zur Schau da ist. Zwei Brigantinen waren alles, was man den Seeräu-

*) Genauigkeit ist unsers Verfassers Sache nicht immer. Oben (S. 292.) gab er dem Königreiche beider Sicilien nur 6,000,000 Einwohner; was auch ganz richtig ist.

bern entgegen sehen konnte. Als ich mich das erstemal in Neapel beband, lagen im Hafen Schebecken, Galioten und andre Fahrzeuge, die tauglich gewesen wären, auf die Koriarren Jagd zu machen; aber sie waren ohne Kanonen, ohne Waffen, und zum Zer schlagen bestimmt, was denn auch wirklich mit ihnen geschehen ist.

Die Anzahl der Schiffe reicht nicht hin, eine furchtbare Seemacht zu bilden; und die Neapolitanische muß man nicht nach dem Anscheine beurtheilen, da sie nur in dem Kopfe des Ministers existirt, der sie geschaffen zu haben glaubt.

Sechshundert Matrosen, fünfhundert Konstabler, und zwei tausend Soldaten: darauf läuft diese so gepriesene Seemacht hinaus.

Die Anhänger des Ministers suchen seine Schuld, daß er die Schiffe nicht bemannt, zu beschönigen, und sagen: es habe an Geld gefehlt; die Finanzen des Königs reichten nicht zu den Kosten hin, welche die Ausrüstung aller dieser Schiffe erfordern würde, und überdies könnte das Königreich nicht genug Matrosen liefern.

Bei diesem Raisonnement vergessen sie, daß es die erste Pflicht eines Ministers ist, die Ausgaben gegen die Einnahmen zu halten, besonders wenn nicht gebietliche, unvermuthete Umstände ihn zwingen, den einmal gezogenen Kreis zu überschreiten. Sie vergessen, daß, wer Schiffe bauen läßt, ohne gewiß zu seyn, ob er sich auch die gehörige Anzahl Matrosen wird verschaffen können, unnützer Weise Summen ausgiebt, die für alle Welt verloren sind und die man auf eine andre Art vortheilhafter verwenden könnte. Endlich scheinen sie auch nicht zu wissen, daß die Summe, die Ferdinand zur Unterhaltung der ihm aufgeschwankten Seemacht bestimmt hat, sich auf anderthalb Millionen Ducatl *), oder 6,750,000 Französische Livres, beläuft.

*) Oben (Seite 305,) hieß es nur: 1,000,000.

Nun ist es aber bekannt, daß bei allen Mächten, die eine Flotte haben müssen, sechs Millionen Livr. zur Unterhaltung von 10,000 Mann, Theils Matrosen, Theils Konstabler, Seesoldaten u. s. w. hinreichen. Der König von Neapel hat aber nur 3,000. Wie kann man denn also von Mangel an Gelde sprechen, da um zwei Drittheile mehr angewiesen ist, als die Mannschaft erfordert? Das Räthsel läßt sich leicht auflösen. Die Liebhabereien der K. . . in, Actons, der Höflinge &c. &c. verschlingen den Rest der sechs Millionen, ja wohl noch darüber; und Ferdinand glaubt blindlings, was man ihm vorjagt.

Um die Gaukelei zu unterstützen, womit man den Monarchen umgiebt, läßt Acton ohne Unterlaß Schiffe bauen, die aber dazu bestimmt sind, am Strande zu verfaulen. Das kostet ungefähr zwei Millionen jährlich. Eben so viel höchstens, erfordert die Unterhaltung der Handvoll Leute die man mit dem prächtigen Nahmen einer Seemacht belegt. Der Ueberrest, der dann noch beinahe drei Millionen ausmacht, wird ganz natürlich die Beute des Blutsaugers von Minister, u. s. w.

Es ist falsch, daß die beiden Sicilien nicht Seesleute genug zur Bemäunung der Königlichen Flotte liefern könnten. Den genauesten Erkundigungen zufolge, kann ich behaupten, daß 51,000 Mann auf den Handelsschiffen dienen. (Es giebt im Neapolitanischen sehr wenige große Kauffahrer; denn die meisten zum Transporte der Waaren bestimmten Fahrzeuge sind Postakren *) von hundert und fünfzig Tonnen.) Also fehlt es ganz und gar nicht an Menschen. Auch sind diese keinesweges so schwächlich und feig, wie einige Schrift-

*) Eine Art von Schiffen mit Rudern und Segeln, die hauptsächlich nur in der Levante und dem Mitteländischen Meere gebraucht werden.

steller behauptet haben. Ich versichre vielmehr, daß mir in keinem Lande Menschen von besserer Leibeskonstitution vorgekommen sind, als die Sicilianischen Matrosen. Um sich von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen, darf man nur in die Vorstadt von Neapel gehen, welche Chiaja genannt wird, und worin fast nur Röscher wohnen. Dort sieht man sehr gesunde Männer, welche die Natur recht eigentlich zu Seeleuten bestimmt zu haben scheint. In dieser Gegend der Stadt laufen die Kinder beiderlei Geschlechts bis zu dem Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren ganz nackt auf den Straßen umher. Sie haben an ihrem Körper die Verhältnisse, die der Künstler verlangt, um ihn schön nennen zu können. Diese Art sich zu zeigen, ist unanständig; aber sie beweist doch wenigstens, daß die Menschen in Neapel nicht ausgeartet sind, und daß man bei der starken Leibesbeschaffenheit beider Geschlechter ganz und gar nicht glauben darf, die Männer, die man übrigens schon von Jugend auf an die See gewöhnt, wären schwächlich.

Wirklich sind die Sicilianischen Matrosen thätig, gelenkig, arbeitsam und sehr mäßig (welches Letztere überhaupt der Charakter der ganzen Nation ist.) Man lehrt sie schon in der Kindheit, Beschwerlichkeiten zu ertragen, ein hartes Leben zu führen, und alles das entbehren zu können, was nicht zum Lebensunterhalte schlechterdings nothwendig ist. So wäre es denn bewiesen, daß es dem Minister Acton nicht an Menschen fehlt, sondern an Willen sie zu gebrauchen, weil er sie besolden müßte.

Doch es ist noch nicht genug mit dem Beweise, daß die Königlische Flotte, in andren Händen, wirklich respektabel werden könnte; ich muß nun auch untersuchen, ob der Minister Acton sie auf einen Fuß ge-

bracht hat, wie er dem Neapolitanischen Staate angeeignet ist.

Beide Sicilien haben, wie ich schon oben bemerkte, eine solche Lage, daß sie an den Streitigkeiten der übrigen Mächte keinen Antheil zu nehmen brauchen. Auf der Landseite hat dieses Reich bloß den Kirchenstaat zum Nachbar, dessen physische und politische Nullität keine Besorgnisse bei ihm erregen kann; wozu also die Flotte? Auf der Seeite sind die benachbarten Mächte nicht stark genug, eine Landung zu wagen; wozu also die Flotte? Da Neapel beinahe isolirt liegt, und weder von Frankreich noch von Spanien, von Holland und den Nordischen Mächten etwas zu befürchten hat; wozu dient denn die Flotte, und wozu kann sie dienen?

Nach diesen Reflexionen möchte man vielleicht denken, ich wollte behaupten, diese Ausgabe sey für den König von Neapel offenbar nachtheilig. Aber nein; das ist nicht meine Idee. Ich mißbillige nur das, was augenscheinlich keinen Nutzen hat, und verlange gar nicht, daß beide Sicilien den Vortheilen entsagen sollen, die ihnen ihre Lage verschaffen kann. Die Nation muß allerdings eine Flotte haben; aber, wie ich sie nennen möchte, eine thätige, die ihren Handel beschützen und ihre natürlichen Feinde in Respekt halten kann. Doch gerade die besitzt die Nation nicht; denn was Acton's Raubgier hervorgebracht hat, ist im Grunde nur ein Schattenbild, an dessen Wirklichkeit Ferdinand vielleicht einzig und allein glaubt.

Der König von Neapel hat keine andren Feinde als die barbarischen Mächte, und gegen sie, um sich vor ihren Einfällen zu schützen, muß er eine Flotte unterhalten. Es ist nöthig, daß die Küsten seines Reiches immer in Vertheidigungsstand, und seine Häfen vor

vor Beleidigungen gesichert sind; ferner, daß der Handel gedeckt wird, was aber ohne diese Vorsicht nicht Statt finden kann. Folglich muß er sich dies nothwendig angelegen seyn lassen, daß er im Stande ist, die Meere von den Korsaren zu reinigen, oder diese wenigstens zu zwingen, daß sie die Sicilianische Flagge respektiren. Dieser Zweck läßt sich aber nicht anders erreichen, als wenn man leichte Fahrzeuge bauet, die gut segeln und nicht tief im Wasser gehen; denn je mehr man sich der Küste von Afrika nähert, desto seichter wird das Meer.

Acton hätte, ehe er Befehl gab, Schiffe mit hohem Bord zu bauen, sich erinnern sollen, daß er seine Erhebung dem flachen Boden der Toskanischen Fregatten verdankte, die er in dem Gefechte bei Algier kommandirte *). Er näherte sich nehmlich den Küsten dieser Republik, und nahm die Spanischen Soldaten an Bord, was die großen Schiffe dieser Nation nicht thun konnten, da sie tief im Wasser gingen und deshalb, aus Furcht zu scheitern, sich nicht nahe genug an die Küsten heran wagten, um ihre Landsleute retten zu können. Diese That, die von dem leichten Bau der Toskanischen Fahrzeuge abhing, erwarb dem Minister Acton die Achtung fremder Nationen, und zugleich die Ehre nach Neapel berufen zu werden. Wie ist es nun möglich, daß dieser Mensch, dessen Eitelkeit mit seiner Gewalt gleichen Schritt hält, vergessen kann, daß der König von Neapel nur leichte Fahrzeuge haben muß, da die feindlichen Küsten für tiefer gehende unzugänglich sind!

Ich tadle den König von Neapel gar nicht, daß er einen hinglänglichen Fonds für seine Flotte angewies

*) M. s. oben S. 65.

fen hat; nur wünschte ich, diese Summe möchte wirklich dazu dienen, sie auf eine angemessene Art zu unterhalten. Fregatten von 18 bis 30 Kanonen, Scharaken, Galeeren und Halbgaleeren, Pinaken, Tartanen, Bombardier Gallotten, die dazu bestimmt wären, die Städte der Barbaren jedesmal, wenn sie die Sicilianischen Küsten oder Fahrzeuge beleidigt hätten, zu begrüßen: darin sollte die Seemacht eines Königreiches bestehen, das nur Korsaren zu fürchten hat. Solche Schiffe kosten nicht sehr viel zu bauen, und sind nothwendig. Wagte man es, Ferdinand'en diesen Rath zu geben, und benutzte er ihn, so würden die besten Wirkungen daraus entspringen. Aber diese Flotte mußte auch in beständiger Thätigkeit seyn. Während daß ein Theil die Küsten besühere, mußte der andre an schicklichen Orten stationirt werden. Unaufhörlich mußten Flottillen Jagd auf die Barbaren machen, bis sie endlich müde würden sich verfolgen zu lassen, und um einen Traktat anhielten, der Sicilien von der Art Tribut, die es jetzt entrichten muß, befreiete.

Betrügerei. Anmaßung Josephs II.

Ich lernte in Neapel zwei Deutsche Gelehrte kennen, deren Namen in den Jahrbüchern der Naturgeschichte auf immer berühmt seyn werden. Beide bestätigten mir einen Zug von Joseph II, der eine Stelle in der Geschichte der Deyn von Algier verdiente. Obgleich dieser Umstand gar keine Beziehung auf Neapel hat, so glaube ich doch, ihn hierher setzen zu müssen, um meinen Lesern einen richtigen Begriff von dem Charakter und der Redlichkeit jenes Kaisers, des lieben Bruders von M . . . R . . . , zu geben, der ihrer in

elutigen Stücken wohl würdig war. Daß er auf ihre Denkart, und eben dadurch auch auf die Regierung von Neapel Einfluß hatte, scheint es mir gewissermaßen zum Gesetz zu machen.

Der berühmte Born, den die Naturforscher sehr wohl kennen, und der unter den Deutschen Metallurgen den ersten Rang behauptet, hatte Joseph II einen Plan vorgelegt, wie das Gold aus den Bergwerken, deren oberster Direktor er damals war, auf eine bessere Art abgeschieden werden könnte. Joseph hatte Augen für die Vortheile, die ihm so zuversichtlich angeboten wurden, wie es nur bei völliger Ueberzeugung von einem unfehlbaren Erfolge geschehen kann. Er genehmigte den Plan, und verlangte, daß Born einen Kontrakt mit ihm schließen sollte. Born machte sich anheißig, die nöthigen Kosten zu den ersten Versuchen vorzuschießen, und Joseph versicherte ihm dagegen auf seine ganze Lebenszeit ein Drittel vom dem reinen Gewinne, den man durch seine Methode mehr als vorher, aus den Ungarischen Bergwerken ziehen würde *).

Als der Kontrakt vor einem Notarius, und in Gegenwart einiger Bergwerks-Officianten geschlossen, auch mit allen Formalitäten versehen war, machte Born sehr eifrig den Anfang mit seinen Operationen. Um es zu können, nahm er alles Geld zurück, das er in den öffentlichen Fonds hatte, und verwendete es, wie er versprochen, zu seinen Versuchen. Er bräuchte dazu 62,000 Gulden, folglich drei Viertel seines Vermögens, und glaubte der Wiedererstattung gewiß

Æ

*) Diese Methode war eine neue Erfindung des Mineralogen, das Gold auf eine weniger kostspielige Art, als bisher, (durch Amalgamiren mit Quecksilber) zu scheiden.
A. v. O.

zu seyn; da der Kontrakt in Wirksamkeit kommen sollte, so bald der Vortheil von der neuen Methode gützig erwiesen wäre.

Diese hatte wirklich den glücklichsten Erfolg; die Vermehrung des Ertrages und die Verminderung der Kosten ließen keinen Zweifel daran übrig. Als die Sache verificirt war, und Joseph II den Bericht der Kommissarien erhielt, beliebte es ihm, den Kontrakt, den er doch unterzeichnet hatte, nicht zu erfüllen. Er gab keinen andern Grund an, weshalb er die Aufhebung verlangte, als den, daß Born von dem ihm bewilligten Drittel einen ungeheuren Vortheil haben würde; und ließ diesem nun antragen: er sollte sich mit 100,000 Gulden ein für allemal, den Vorschuß mit einbegriffen, begnügen, auf alle Theilnahme Verzicht thun, u. s. w.

Dieser, in seinen Principien ungerechte Antrag ward empörend, da ein Souverain ihn zu machen wagte. Born berief sich auf die Gültigkeit des Kontraktes, auf die Rechtmäßigkeit seiner Forderungen, und stützte sich auf die Gesetze, die ein Souverain, der alles kann, nicht verletzen muß, am wenigsten gegen einen Unterthan, der nichts kann; aber am Ende bequemte er sich. Er erklärte: um Sr. Kaiserl. Majestät aufs neue seine Ehrfurcht und Ergebenheit zu bezeigen, nähme er die in Dero Nahmen gemachten Anträge geradezu und ohne alle Bedingungen an, hoffte aber, daß Sr. Majestät zu den Grundsätzen der Gerechtigkeit zurückkehren und auf die in dem Kontrakte gemachten Bedingungen Rücksicht nehmen würden. Joseph ließ ihm eine Verschreibung geben, bezahlte aber weder Borns Vorschuß noch das Uebrige von den 100,000 Gulden, das er, um von dem Kontrakte los zu kommen, angeboten hatte. Dabei blieb es. Die Brabantischen Unruhen und der Türkentrieg be-

schäftigten diesen Kaiser, und hinderten ihn ohne Zweifel, an sonst etwas zu denken.

Diese Anekdote war mir schon in Turin, Genua und Mailand erzählt worden; aber da ich bemerkte, wie mißvergnügt alles war, so glaubte ich, die Bosheit hätte sie entstellt, um gegen Joseph Haß und allgemeine Verachtung zu erregen. Doch als sie mir von den beiden erwähnten Mineralogen bestätigt ward, mußte ich mit jedermann, der Joseph genauer gekannt hatte, gemeinschaftlich den Haß und die Verachtung empfinden, die ihn ins Grab begleiteten und seit Andenken ewig verfolgen werden *).

Joseph II hat nie wahres Verdienst zu unterscheiden gewußt. Seine Wahl hing immer mehr von Laune ab, als von Menschenkenntniß. Der berühmte Mann hatte bei ihm keinen Vorzug vor dem ganz alltäglichen; und die Beförderung beider kam bloß auf die Umstände an. Embacher, einer der besten Mineralogen in Deutschland, hatte einige Jahre lang die Aufsicht über die Bergwerke in Ungarn, deren Ertrag sich unter seiner Direction auch sehr vermehrte. Der Kaiser griff sich einmal an, und beförderte alle Officianten bei diesem Departement. Embacher hatte gehofft, daß die Reihe auch an ihn kommen würde, was seine langen Dienste wohl werth gewesen wären. Zu seinem Verdruß ward ihm aber ein mittelmäßiger Mensch vorge-

*) Freilich läßt sich Joseph II wohl nicht von allem Despotismus frei sprechen; aber doch beurtheilt unser Verfasser ihn viel zu hart. Joseph hatte im Ganzen sehr gute Absichten. Das hier erzählte Betragen gegen Born läßt sich indeß wohl durch nichts entschuldigen. Leider! scheint es wenigstens zum Theil wahr zu seyn, da man auch in Deutschland schon lange von diesem Vorfalle heimlich gesprochen hat. — Eine vorzügliche Charakteristik Josephs II findet man in Georg Forsters Erinnerungen aus dem Jahre 1790. S. 101.

zogen, der immer unter ihm gearbeitet hatte, und auch noch jetzt unter ihm stand. Diese Unbilligkeit machte, daß Joseph einen geschickten und ihm ergebenen Officialanten verlor. Embacher legte sein Amt wieder; und ist er wirklich ersetzt worden?

Joseph hatte viel Wiß, aber es fehlte ihm an Verstand, an Unterscheidungskraft; und ob er gleich auf universelle Kenntnisse Anspruch machte, so kann man doch versichern, daß er auch von den gemeinsten Dingen nur sehr oberflächliche besaß. Nächst dem Kriege, waren ihm die Chirurgie und die Arzneiwissenschaft am liebsten. Wirklich hätte er sich in beiden Wissenschaften unterrichten können; denn er durfte nur die Zöglinge des berühmten van Swieten um sich haben, für die Maria Theresia eine vortreffliche Schule gestiftet hatte. Joseph II wählte sich aber keinen von den Zöglingen dieses großen Mannes, und zog ihnen einen armen Schlucker (un pauvre hère) vor, der nicht mehr verstand, als ein Dorfsbarbier. Diesem Manne ließ Joseph ein Patent ausfertigen, worin er ihn nicht bloß für den obersten aller Ärzte in seinen Staaten und seinen Armeen, sondern auch noch oberdrein für einen geschickten Arzt und einen berühmten Mann erklärte. Dies der gesunden Vernunft zum Hohn ausgefertigte Patent bezeugt, daß Brambilla der gelehrteste Naturforscher, der größte Botaniker und endlich der geschickteste Physiker seines Jahrhunderts sey.

Dieser Erz Unsinn kontrastirte gar wunderbar mit der Unerfahrenheit des neuen Kaiserlichen Günstlings. Brambilla, der ein Universal Kopf seyn sollte, hätte selbst in der Chirurgie, einer Kunst, die er von je her getrieben hatte, nicht einmal ein halbständiges Examen aushalten können.

Um die seltsame Wahl des Kaisers zu rechtfertigen, wollte Brambilla auch Schriftsteller werden. Es kam ein sehr bändereiches Werk über die Medicin und Chirurgie von ihm heraus. Doch, da er sich einen neuen Weg bahnen wollte, so durchspickte er es mit Brocken aus der Experimental- und aus der allgemeinen Physik, ferner mit Naturgeschichte, und sogar mit Mathematik. Dieses Lateinisch geschriebene Werk ist seines Verfassers vollkommen würdig. Da Brambilla's plötzliches Steigen ihn mit allen Gelehrten Deutschlands in Verbindung brachte, so verschaffte er sich sehr leicht eine Menge Aufsätze über alle jene Wissenschaften. Diese Aufsätze rückte er denn großen Theils in sein dickes Buch ein; aber da das Genie gewöhnlicher Weise keine Art von Fesseln erträgt, so bekümmerte er sich nicht um die Ordnung, die er beobachten müßte. Er kompilirte ohne Wahl, wie ohne Prüfung, und von dem ganzen Werke gehört ihm nichts, als ein paar sehr gemeine Reflexionen; was aber zu seinem Ruhme auch schon genug war!

Als er sein Manuscript fertig hatte, vertrauete er es einem seiner Freunde an: einem Arzte, unwissend wie er, unerfahren wie er, und kurz, dem größten Ignoranten von allen in einer Stadt, die seit mehreren Jahrhunderten in dem Ruße steht, daß sie mit den allerübelsten gesegnet ist *). Dieser Aristarch nun, corrigirte einige Nebenarten, und gab dann das Manuscript (wie das ja auch seyn mußte) mit den übertriebensten Lobeserhebungen zurück. Die Buchhändler in Wien bewarben sich in die Wette um die Ehre, es zu verlegen; denn sie meinten, ein Werk von einem Manne, den ein Kaiserliches Patent für den ersten unter allen Gelehrten er-

*) Soll das auf die Aerzte gehen, so hat der Verfasser sehr Unrecht. Wer kennt nicht die Namen von Swieten, Stork, Stoll, &c. &c.

klart hatte, müßte die Quintessenz der erhabensten Kenntnisse enthalten.

Endlich kam das Meisterstück zum Vorschein. Alle, die durch ihren Stand mit Brambilla in Verbindung waren, kauften es begierig. Aber so viele Mühe der Verleger sich auch gab, so konnte er sich doch keinen Absatz im Auslande verschaffen. Die Wirkung von diesem Gallimathias war denn keine andere, als daß es den Verleger zu Grunde richtete, die tiefe Unkunde des Verfassers ans Licht brachte, und ein Ridikul mehr auf Joseph warf, der so geschwind bei der Hand gewesen war, ihn für einen großen Mann zu erklären *).

Man wird mir diese Abschweifung über Joseph II. verzeihen, da dieser Monarch von Marie Karoline, die ihn insgeheim anbetete, Ferdinand dem Vierten unaufhörlich als ein Muster vorgestellt wurde, das er in allen Regierungsgeschäften nachahmen sollte. In der Folge meines Werkes wird man noch besser sehen, was dieser Monarch war, und welche Stelle die Geschichtschreiber ihm einräumen müssen.

Von den Provinzen des Königreiches Neapel.

Bloß das Königreich Neapel ist in zwölf Provinzen eingetheilt. Keine von ihnen hat, wie ich schon gesagt habe, in ihrer Mitte einen Gerichtshof; allen fehlt es

*) Diese Invektiven auf Brambilla verrathen augenscheinlich persönlichen Haß, den vielleicht unser Verfasser nicht selbst hatte, der aber wohl von den beiden zu Anfange des Kapitels erwähnten Mineralogen bei ihm erregt seyn könnte. Uebrigens muß man auch nicht vergessen, daß Gorani so wenig der Richter eines Arztes seyn kann, wie Joseph II. da er von dessen Sache gar nichts versteht.

auch an innerer Organisation, und an Lokal-Anstalten, sowohl zum Studieren, als zur Beförderung der Künste. In diesem Reiche bezieht sich nehmlich alles auf die Hauptstadt, die, gleich einem Schlunde, alles verschlingt, und deren Vortheil davon doch nur sehr unsicher ist.

Eine Menge Städte, Flecken, Dörfer und Distrikte, die in Ansehung ihres Umfanges und ihrer Volksmenge kleine Provinzen ausmachen, sind den Baronen unterworfen; und diese üben ungefähr eben die Rechte darin aus, wie die Bojaren über die Russen, die noch Leibeigene sind.

Das Volk in diesen Provinzen wird despotisch von den Edelleuten beherrscht, die eben so viel Stolz als Unwissenheit haben, und an manchen Orten die Gouverndre ernennen. Nur in einigen giebt es Richter, und andre sind den Intendanten oder den Bedienten dieser vornehmen Herren Preis gegeben, die sich des Namens: Menschen, unwürdig machen. Eine Schilderung hiervon ist herzerreißend. Hier seufzen Unglückliche in abscheulichen Kerkern, und in Ketten, um für das entsetzliche Verbrechen zu büßen, daß sie einige Hasen oder Kephühner zum Unterhalt ihrer Familie geschossen haben; dort werden Unglückliche zu übermäßigen Geldstrafen verurtheilt, die sie nicht bezahlen können, und daher ihres Hausgeräthes so wie der nothwendigsten Kleider beraubt, weil sie dem Geier, der an ihnen nagt, einige Pfund Seide, den Gewinn ihrer Arbeit, entzogen; dort wieder sind ganze Familien an den Bettelstab gebracht, ohne ein anderes Verbrechen begangen zu haben, als daß sie ihrem Gutsherrn oder einem von seinen Bedienten mißfielen, der sie deshalb zu irgend einer Unterlassung der Lehnspflichten verleitete. Dies zieht aber Konfiskation aller Habe nach sich, da ein solches Verbrechen unerläßlich, und die Strafe unbestimmt ist.

Die Geschichte dieser Provinzen besteht in einem Gewebe von Verbrechen und Abscheulichkeiten, die von einer Menge kleiner Tyrannen, oder so genannter Barone, begangen werden, und wozu dann noch mancherlei von ihren Subalternen verübte Bedrückungen kommen. Was man in civilisirten Ländern: Sitten, nennt, ist daselbst unbekannt; aber an ihre Stelle treten Gewohnheiten, und zwar abscheuliche.

Schönheit und Unschuld haben keine grausameren Feinde, als gerade die, von denen sie Schutz erwarten sollten. Ein Lehnsmann, dessen Tochter seinem Guts Herrn gefällt, muß sich glücklich schätzen, sie in dessen Armen zu sehen; versucht er es, ihre Ehre zu retten, so wird er bald von gedungenen Bösewichtern ermordet. Der Ehemann wird unter gleichen Umständen ebenfalls ein Opfer seines Widerstandes. Die Bedienten sind Zeugen, Vertraute, und oft auch Mitschuldige bei den Verbrechen ihrer Herren; sie ahmen diese nach, und bleiben, gleich ihnen, unbestraft.

Die Leidenschaften dieser betitelten Ungeheuer schränken sich nicht immer darauf ein, bloß einzelne Personen unglücklich zu machen. Der Neapolitaner treibt alles bis aufs Aeußerste; er überläßt sich dem Haffe, der Rachsucht, und thut alles, um diese Leidenschaften zu sättigen. Manche entvölkern die Gegend, worin sie wohnen, durch häufige Mordthaten. Sie besolden Banditen, die unter dem Namen Bravi bekannt sind, und auf den kleinsten Wink sich an das Leben des ihnen bezeichneten Opfers machen. Das ist ein förmliches Metier; sie treiben es mit eben der Sicherheit, wie der Handwerker seine Profession, und zählen mit kaltem Blute die Mordthaten, mit denen sie ihre Hände besleckt haben.

Es wäre indeß ungerecht, wenn man alle Edelleute in dieselbe Klasse rechnete; ich weiß vielmehr, daß es

Gutsherren giebt, die sich nie von den Grundsätzen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit entfernen. Aber, es ist doch traurig für frei geborne Wesen, daß ihr Schicksal von dem Charakter eines Andern abhängt, der nur das Recht des Stärkeren über sie hat! Die meisten Gutsherren haben so wenig Begriffe von den Rechten und Pflichten des Menschen, daß sie ohne alle Scheu ihre schändlichen Thaten erzählen und sich bisweilen sogar etwas darauf einbilden, Handlungen begangen zu haben, welche Abscheu erregen und den Tod verdienen.

Ich selbst bin Zeuge von dieser Unverschämtheit gewesen. Da ich nicht alles mit eignen Augen sehen konnte, und mir doch einen richtigen Begriff von den Sitten im Inneren der Provinzen machen wollte; so verschaffte ich mir das traurige Vergnügen, die Thäter selbst erzählen zu hören.

Einige Paglietti, mit denen ich mich während meines ersten Aufenthaltes in Neapel in eben der Absicht bekannt machte, versicherten mir, daß im Durchschnitt jährlich 4,800 Mordthaten in beiden Sicilien begangen würden; und sie setzten noch hinzu: drei Viertel davon hätten keine andre Ursache, als Rachsücht der Edelleute, und Groß der Geistlichkeit.

Sehr selten findet man, wenn man die Provinzen des Königreiches Neapel durchreist, eine Schule. Kaum giebt es dergleichen in beträchtlichen Städten, und sie sind überdies so schlecht, daß fast allenthalben das Volk weder lesen noch schreiben kann.

Die allgemeine Unwissenheit, worin Ferdinands Unterthanen versunken sind; die wenige Ermunterung, die der Industrie gegeben wird; die Fesseln, die den Handel belasten; die blutsaugende Regierung des Hofes und der Gutsherren: das alles sind Fehler im Inneren, welche die Liebe zur Arbeit ersticken und den Ackerbau

lähmen. Der Müßiggang zieht eine Menge Uebel nach sich, und läßt denen, die einmal hinein gerathen sind, nicht mehr die Freiheit, sich davon los zu machen. Sie bleiben darin, bis der Todesschlaf sie von einem ekelhaften Elende befreiet.

Bei ihrem offenen Wesen und ihrer Redseligkeit, verbergen die Neapolitaner den Fremden nicht, daß ihren Staat ein unheilbarer Schaden zernagt. Sie scheinen sogar das Gefühl ihrer Schande verloren zu haben, oder nicht zu wissen, daß es Mittel zu ihrer Wiedergeburt *) giebt. Als ein Italiäner, wie sie selbst, spreche ich ihre Sprache. Aber ich kam auf meinen kleinen Reisen im Inneren ihres Landes durch Dörfer, Flecken und Dörfer, wo man mich nicht verstehen konnte, wenn ich nach der Wohnung des Schulmeisters fragte.

Sicilien ist in diesem Stück etwas weniger vernachlässigt. Die dortigen Einwohner haben schon Einsicht genug, ihren Zustand zu empfinden, und tadeln ihren Ferdinand nicht ohne Grund. Sie werfen ihm mit Bitterkeit vor: er habe ihre Provinzen nie besucht, sich nie in Stand gesetzt ihre Leiden kennen zu lernen; er lasse sie auf einem Boden vegetiren, für den die Natur alles gethan habe, und der, um mehr als das Nothwendige hervorzubringen, nichts weiter bedürfe, als Ermunterung und individuelle Freiheit.

So groß auch die Geduld der Sicilianer seyn mag, und so sehr auch die physische und moralische Sklaverei, worin sie gehalten werden, ihre Kräfte schwächt; so läßt sich doch vermuten, daß sechs Millionen Menschen nicht mehr lange säumen werden, ihre Ketten abzuwerfen. Die Wahrheit (!) dringt immer weiter; sie wird auch bis zu ihnen kommen, und ihr Erwachen

*) Der beliebte Französische Revolutions- Kunstausdruck.

dann, wie ich schon oben sagte, das Erwachen eines Tiegens *) seyn, da ja die äußersten Gränzen sich immer berühren.

Zwei Distrikte von diesem Königreiche verdienen eine besondere Beschreibung. Sie liegen in einer Erdgegend, welche die Natur ganz vorzüglich begünstigt hat, und zeigen dem Auge in ihrem weiten Umfange sonst nichts, als Brachen, die nur zur Weide dienen. Ich will eine flüchtige Schilderung von ihnen entwerfen, weil die besser, als noch so viele Deklamationen, zeigen wird, wie weit die Regierung ihre strafbare Nachlässigkeit getrieben hat.

Regni Stucchi.

Der Name dieses Distriktes läßt sich nicht anders übersezen, als: die Königlichen Viehweiden. Diese Weiden liegen denn in der Seegegend der Provinz Teramo, und erstrecken sich weit in Chieti (sonst Abruzzo citra), zwischen dem Sangro und Trondo, zwei nicht sehr beträchtlichen Flüssen *).

Diese Tristen gehören mehreren Eigenthümern, Theils Adeltigen, Theils anderen Personen. Die Krone hat sich aber seit einigen Jahren das Recht der Fida oder der Weide erworben, das die Besitzer ihr bewilligten, ohne an die Fesseln zu denken, die sie sich das

*) Vermuthlich hat der Verfasser das doch mit Rücksicht auf Frankreich gesagt; und da sieht man denn, wofür die dortigen Republikaner sehr naiv sich selbst erklären.

***) Es ist bekannt, daß in dem Königreiche Neapel nicht ein einziger schiffbarer Fluß ist. Alle können nur kleine Barken tragen. N. d. W.

durch auflegten, da sie nun die Verbesserungen nicht machen können, deren der Boden so fähig ist.

Dieser Strich Land hat fünfzig (Italiänische) Meilen in der Länge. Seine Breite ist sehr ungleich: nemlich von drei bis fünfzehn Meilen; und so sind alle Gegenden von Italien, die zwischen dem Meere und den Apenninen liegen, ausgenommen die Lombardei und Piemont.

Regii Stucchi liegt an dem Adriatischen Meere, und vierzig Meilen von der großen Weide von Foggia, welche Tavoliere genannt wird und im folgenden Kapitel beschrieben werden soll. In der Stadt Foggia selbst administriert man die von der Krone erlangten Rechte, oder vielmehr die Usurpation, welche Betrug über Unwissenheit gemacht hat.

In dem Originale des ~~Kontractes~~ zwischen der Regierung und den Eigenthümern des unter dem Namen Regii Stucchi begriffenen Landes, ist die Rede nur davon, daß dem Könige das Recht der Weide bewilligt seyn soll; aber die Administratoren dieses Rechtes haben es so weit ausgedehnt, daß sie den unglücklichen Besitzern geradezu verbieten, Bäume darin zu pflanzen. So verfährt die Habsucht, wenn sie Gewalt in Händen hat!

Die Besitzer erwachten indeß im Jahre 1788 durch die immer erneuerten Bedrückungen der Administratoren, versammelten sich, und setzten eine Bittschrift auf, die sie dem vereinigten Oekonomie- und Finanz-Departement überreichen ließen. Sie baten darin: man möchte ihnen das Pflanzten nicht länger untersagen; weil davon nichts in dem Kontrakte stände.

Die Administratoren wurden zur Verantwortung gezogen, und vertheidigten die Sache der Regierung auf eine solche Art, daß sie bei jedermann, der die Rechte der Menschheit kennt, den tiefsten Unwillen erregten.

Sie führten an: die Bäumplantungen erforderten Gräben; in diese könnten aber die Lämmer fallen, und dann ertrinken. Durch Gräben ginge überdies viel Weideland verloren; und endlich würde an den Dornen, womit man die jungen Bäume zu umgeben pflegt, etwas von der Wolle der Schafe sitzen bleiben, und dadurch der Vorthell Sr. Majestät auf das äußerste beeinträchtigt werden.

Das Finanz-Departement befaßl durch ein Decret, daß Don Melchior Delfico, der durch seine Kenntnisse der Staats-Oekonomie, seinen Patriotismus und seine Rechtschaffenheit bekannt ist, die Eingabe der Administratoren und der Gouverneurs von beiden Distrikten beantworten sollte.

Delfico bewies augenscheinlich, daß man den Eigenthümern der Ländereien in den Regii Strucchi das Recht Bäume zu pflanzen nicht streitig machen könne, ohne die Gesetze der Vernunft und der Gerechtigkeit zu beleidigen; ferner, daß dieses Recht aus der Natur der Sache entspringe, und — gesetzt auch, daß es nicht augenscheinlich wäre — diese Pflanzungen doch den Weiden nicht schaden könnten, da die Gräben nur einige Zoll Tiefe hätten und es also unmöglich seyn würde, daß Lämmer darin ertränken. Noch setzte er hinzu: diese Pflanzungen müßten sogar von wesentlichem Nutzen seyn, da das Wasser nicht lange in den Gräben bliebe, sondern den Wachsthum des Grases beförderte. In Ansehung der Dornen gäbe er zwar zu, daß durch das Reiben der Schafe (was indeß selten wäre) einige Wolle verloren ginge; aber dieser Verlust löse auf eine Kleinigkeit hinaus, da man die Dornen wieder wegnähme, wenn der Baum eine gewisse Dicke erlangt hätte. Delfico bewies noch überdies, daß eine Pflanzung von Oehl-bäumen die Weiden verbessern müßte, da das abfallende Laub die Erde düngte und da alsdann

die Thiere eine noch reichlichere und bessere Nahrung finden würden.

Am Schlusse seiner Antwort auf die ungerathene Eingabe der Administratoren, konnte Delfico sich das Vergnügen nicht versagen, die Verfasser derselben zu demüthigen, und seinen ganzen Unwillen darüber ausbrechen zu lassen, daß so äußerst habüchtige und so unwissende Leute vor einem ehrwürdigen Tribunale Gründe, deren sie sich schämen sollten, angeführt und einen vernünftigen Mann genöthigt hatten, ganz ernstlich mit Phantomen zu kämpfen, die nur von Unredlichkeit geschaffen und aufgestellt waren.

Es thut mir leid, daß ich nicht weiß, wie die Entscheidung des Staatsrathes ausgefallen ist. Aber das Stillschweigen der Zeitungen über eine so interessante Sache läßt befürchten, daß sie zur Schande der Menschheit auf immer bei Seite gelegt seyn wird.

Wie unglücklich muß ein Land seyn, dessen oberster Staatsrath nicht den Willen oder die Entschlossenheit hat, eine so einfache Frage, deren Auflösung beiden Partheien gleich vortheilhaft wäre, zu entscheiden!

La Tavoliere *).

Diese große Bleitriest erstreckt sich sechzig Meilen weit, und macht einen Theil der Provinzen Capitana und Terra di Bari aus. Sie war schon zu den Zeiten der Römischen Republik eine Weide. Alphons von Arrogonien kaufte die Antheile seiner Mitbesitzer nach und nach, und schlug dann das Ganze zu den Krongütern.

Man sagt, der Boden dieser Gegend sey steinig, und habe nur zwei bis drei Zoll hoch Erde über sich,
woburch

*) Dieser Name findet sich weder bei Ruscina, noch auf den Karten; in den letzteren, anstatt desselben: Tratturo delle pecore.

wodurch denn aller Anbau unmöglich werde. Diese Fabel, welche durch den Augenschein widerlegt wird, findet bei dem Volke, aber auch nur bei dem, Glauben. Mehrere Fremde haben die Gegend durchreist und sich vom Gegentheile überzeugt. Ich selbst kann versichern, daß der Boden vortrefflich und die Erde tief ist, so daß Getreidesaat darin erstaunliche Ernten geben würde. Dieser Meinung ist auch Don Melchior Delfico, der in diesem Stücke wohl Autorität hat.

Doch was wollen auch Reden gegen Fakta beweisen? Seit einigen Jahren sind mehrere Stücke von diesem großen Strich Landes angebanet worden, und der Ertrag hat alle Hoffnung übertroffen. Aber selbst ein solcher Versuch konnte den Leuten die Augen nicht öffnen, und das Vorurtheil siegte über handgreifliche Erfahrung. Diese Weide, die, wenn man sie bearbeitete, in kurzer Zeit eine reiche Provinz ausmachen könnte, ist jetzt in einem unbegreiflichen Verfall. Ehemals zählte man 1200,000 Schafe darauf; jetzt kaum drei Viertheile von dieser Anzahl. Doch, man läßt sie lieber zu Grunde gehen, als daß man sie in Felder verwandelt, Städte darin bauet, und ein Stück Land bewohnbar macht, das durch seinen guten Boden eine der fruchtbarsten Gegenden im Königreiche werden müßte.

Foggia ist die Hauptstadt dieses Distriktes, und in ihr schließt man, wie ich schon gesagt habe, die Nacht-Kontrakte über die Weiden in den Regii Strucchi. Ich bemerke übrigens nur noch, daß La Favore nicht eben so administriert wird, weil diese Weide ganz das Eigenthum der Krone geworden ist, da die andre verschiedene Eigenthümer hat, deren Vortheil dem Interesse der Krone schnurstracks entgegen läuft.

Die Art, wie man in la Tavoliere die Kontrakte schließt, finde ich ziemlich sonderbar, und sie verdient wohl, daß ich ihrer erwähne. Wenn jemand mit den Administratoren kontrahiren will, so muß er, anstatt der tausend Schafe, die er besitzt, dreitausend angeben, und nach Verhältniß des Landes, worauf so viele weiden könnten, bezahlen. Ohne diese Vorsicht würde er nehmlich nicht Raum genug für seine wirkliche Anzahl Schafe bekommen.

Wenn die Königlichen Weiden abgefressen sind, müssen die Schäfer ihre Heerden auf die Ländereien der Gutsherrn führen, welche dieses Recht mit dem Souverain theilen. Das Interesse der Ersteren erfordert es also, daß sie die Königlichen Weiden so schnell wie möglich zu Grunde richten, um dann ihre eigenen auf das beste zu benutzen. Wirklich schicken sie schon in den ersten Tagen des März, sobald nur das Gras anfängt hervorzukommen, ihr eignes Vieh auf die Königlichen Weiden, und lassen es daselbst, bis der Boden ganz kahl, und nicht mehr in Stande ist, Nahrung für Hornvieh zu geben. Während dieser Zeit bewachsen denn ihre Wiesen mit einem dicken, saftreichen Grase; und im May und Junius finden die Heerden, die man dahin treibt, reichliches Futter.

So tragen die Lehnsleute der Krone Neapel dazu bei, die Königlichen Ländereien zu verschlimmern. Der Hof und das Finanz-Departement kennen diese unaußehörlischen Eingriffe in das Eigenthum des Königs; allein sie haben sich vergebens bemühet, ihnen Einhalt zu thun. Das Uebel greift vielmehr immer weiter um sich, da die Gegenmittel unzulänglich sind, und die Regierung bei ihrer Schwäche keine Strenge brauchen kann, besonders da die Verwaltung den schon beschriebenen Blutsaugern anvertrauet ist.

Aus diesen einzelnen Räubereien entspringt noch ein andres Uebel. Man bezahlt nehmlich dem Gutsherrn

dreimal so viel, als den Königlichen Pächtern; und das lange Bleiben der Heerden in seinen fetten Weiden trägt viel dazu bei, die Vegetation auf denselben zu befördern. Dies ist aber bei den Königlichen Erbsen nicht der Fall; denn die sehen nach dem April mehr einer Heide (lande), als einer Wiese, ähnlich.

Diese Gesehwidrigkeit trifft übrigens nicht bloß die Königlichen Domainen, sondern auch die ganze Nation, da sie die Anzahl der Schafe vermindert, deren Wolle ein viel beträchtlicherer Handels-Artikel werden könnte, als sie bisher gewesen ist.

Ein sehr einfaches Mittel, welches gar keine Schwierigkeit erregte, bestände darin, daß man die ganze Erbsen kultivirte, und Pächthöfe darin bauete oder Meiereien anlegte. Dies ist sehr leicht, und der Ertrag von la Tavoliere würde sich dann zu dem jetzigen verhalten, wie 10: 1, oder doch wie 6: 1, wenn man auch die Beschaffenheit des Bodens nicht umänderte, und nur sonst gehörige Sorge für ihn trüge.

Von allen Mitteln, welche Erfahrung und Kenntniß des Bodens an die Hand geben würden, wäre das beste — eben deshalb das beste, weil es dem Staate am vortheilhaftesten ist, dessen Glück man immer dem Privatvortheil vorziehen muß —, daß man den Boden verkaufte, aber ihn in kleine Stücke theilte, um weniger wohlhabenden Personen den Ankauf zu erleichtern. Doch, um Einwohner hin zu ziehen, müßte man in gewissen Entfernungen Dörfer oder einzelne Häuser bauen, worin Leute, die sich daselbst niederlassen wollten, sogleich wohnen könnten. Ferner müßte Toleranz herrschen, die Anbauer von allen Minister- und Mönchs- Bedrückungen frei seyn, in Frieden den Gottesdienst ihrer Väter begeben, und den Gewinn von ihrer Arbeit auch genießen können.

Diese Maßregel wäre dem wahren Vorthelle Ferdinands angemessen, da sie die Bevölkerung begünstigte, woran es seinem Lande noch sehr fehlt. Angenommen, daß er den neuen Kolonisten, die weiter nichts mitbrächten als ihre Industrie, ein Stück Land umsonst gäbe, ja daß er den ärmsten sogar das Vieh und die Werkzeuge vorschösse, die sie sich nicht selbst anschaffen könnten: so würde er dafür den schmeichelhaftesten Ruhm erlangen, zur Bevölkerung einer Gegend beigetragen zu haben, welche die übrigen Theile des Landes bereichern könnte. Diese philosophische Eroberung würde ihm keine Reue erwecken, und dann auch die Annehmlichkeit der ruhigen Nächte, deren er sich rühmt, nicht durch ein unglückliches Erwachen gestört werden.

Wie man sagt, haben die Flüsse, welche durch la Favollere laufen, vortreffliches Wasser. Man könnte sich ihrer also bedienen, um die großen Wiesen zu wässern. Die Kosten, welche einige Veränderung ihres Laufes erfordern würde, wären gering in Vergleich der großen Vorthelle, die man von dieser Arbeit haben könnte.

Aber wo soll man Geld zu diesem Unternehmen finden? Wie soll man sich das anschaffen, da die Einkünfte nicht zu den täglichen Ausgaben hinreichen? Man dürfte nur die Königin auf eine, zu ihrem und ihrer Kinder Unterhalte hinlängliche Summe einschränken; die Kosten für die Jagd, eben die, von denen der König nichts weiß, vermindern; und 10,000 Mann Soldaten abschaffen, von denen die meisten Landbauer werden würden, und denen man das sogar vorschlagen müßte: auf diese Art würde man sich gewiß mehr Mittel verschaffen, als man nöthig hätte.

Wären diese Anlagen einmal von dem Monarchen genehmigt, so müßte man, wenn es gut gehen sollte, die Lehnsleute davon entfernt halten, oder ih,

nen wenigstens keine Vorrechte, und noch weniger Jurisdiktion, in diesem jungfräulichen Lande (wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf) zugestehen. Auch müßten die Anbauer weiter keine Lasten zu tragen haben, als direkte Steuern, die man auf die Ernten legen, und jährlich (eben nach dem Ertrage von diesen) vertheilen könnte. Bei Streitigkeiten, die etwa zwischen den Einwohnern entstünden, müßten sie Schiedsrichter oder förmliche Justiz in der Provinz selbst finden, weil den Landleuten Entfernung von ihrer Wirthschaft äußerst nachtheilig, und weil es überhaupt eben so unmoralisch als unpolitisch ist, wenn man sie nöthigt, sich wegen einer Lokal-Streitigkeit nach der Hauptstadt zu begeben. Nur in sehr wichtigen Fällen sollte man an die dortigen Tribunale appelliren dürfen, und zugleich nur unter Vorbehalten, welche dem unredlichen Kläger oder dem reichen Manne, die Versuchung benähmen, sich dorthin zu wenden, wenn er nicht augenscheinliches Recht hätte. Außerdem müßte man das Volk auch noch über seine Rechte und Pflichten belehren, und Schulen für dasselbe anlegen; der Buchdruckerlei völlige Freiheit lassen, nützliche, sinreiche und angenehme Schriften zu verbreiten; aber strenge Gesetze gegen die Verfasser von Pasquillen und gegen die noch gefährlicheren Schriftsteller geben, die ein abscheuliches Spiel damit treiben, die Sitten dadurch zu verderben, daß sie der neugierigen Jugend Gemälde aufstellen, die eines Aretins würdig wären.

Da diese Gegend noch nicht bewohnt ist; und da es nur von dem Könige abhinge den Kolonisten die Gesetze vorzuschreiben, die sie zu befolgen hätten, wenn sie der ihnen angebotenen Vortheile genießen wollten: so würde es sehr leicht seyn, die Municipal-Verfassung darin einzuführen. Die guten Folgen davon würden dann bekannt und in kurzer Zeit von den übrigen Provinzen

des Königreiches genug geschätzt werden, daß sie selbst um Theilnahme daran bäten; und dies wäre ein sehr einfaches Mittel, eine Verbesserung zu bewirken, ohne daß man sich der Gefahr einer Revolution aussetzte.

Da ein Theil der Regii Stucchi Privatleuten gehört, so wäre der König seinen Unterthanen schuldig, einen schimpflichen Kontrakt zu vernichten, der in barbarischen Zeiten geschlossen, von Unwissenheit verursacht und ebenfalls von Unwissenheit beibehalten ward. Man kann sich nicht den Eigenthümer eines Bodens nennen, den man nicht nach Belieben nutzen, und von dem man die Heerden eines Andern nicht wegtreiben darf. Dieser Kontrakt wäre höchstens eines Plazes in den Archiven des Kaisers von Marokko werth.

Der wahre Vortheil des Königs von Sicilien besteht in der größtmöglichen Vermehrung der Volksmenge, und in der Kultur des Bodens. Nun ist aber jedes Recht, das die Aufnahme der einen oder der andern hindert, ein Mißbrauch, den man völlig abschaffen muß. Die Pflicht erfordert es, einen solchen Kontrakt aufzuheben; es ist unverzeihliche Schwachheit, wenn man ihn duldet, und ein Verbrechen gegen die Menschheit, wenn man ihn autorisirt. Solche Vorrechte der Krone, welche das Volk geradezu belasteten, und es Frohndiensten von aller Art unterwarfen, wurden in England, sobald dort nur die Morgenröthe der Freiheit aufging, abgeschafft; warum sollte der König von Neapel seine Barone nun nicht zwingen, dem zu entsagen, was sie sich angemäßt haben und was nur unglückliche Umstände seinen Vorgängern entreißen konnten? Jedes natürliche Recht ist unverjährbar, und Verträge unter Menschen können die Ausübung desselben nur auf einige Zeit, höchstens nur auf die Lebensdauer des Kontrahenten, unterbrechen, aber nie weiter gehen, da eine Generation durch Schwäche, Enthusiasmus, Thorheit

oder Vorurtheile nicht berechtigt wird, auch die nachfolgenden in Fesseln zu schlagen.

S i c i l i e n.

Verschiedene geschätzte Reisebeschreibungen haben uns mit Sicilien und allem, was auf dieser Insel ist, bekannt gemacht. Ich lege daher meinen Lesern' bloß einige Bemerkungen über das vor, was Sicilien war, was es ist, und was es unter einer besseren Regierung werden könnte.

Wenn man sich erinnert, daß zu Hiero's Zeiten Syrakus allein beinahe eben so viele Einwohner hatte, wie jetzt die ganze Insel, so kann man drest behaupten: die jetzige Regierung sey gerade das Gegentheil von einer vernünftigen, und widerstreite den Absichten der Natur völlig.

Syrakus, wie denn auch seine Regierungsform beschaffen gewesen seyn mag, spielte in den schönen Jahrhunderten Griechenlands eine sehr große Rolle. Es war erst eine Republik, ward dann eine Monarchie, und konnte den Karthaginensern, welche damals die Herrschaft des Meeres behaupteten, eine ansehnliche Seemacht entgegen stellen. Unter Hiero *) schrieb Syrakus jenem Volke Gesetze vor: Gesetze, welche, da sie aus der Natur der Sache hergenommen und von der Menschlichkeit vorgeschrieben waren, die Nachwelt

*) Bei dieser Gelegenheit macht der Uebersetzer die Leser aufmerksam auf ein sehr vorzügliches Buch: Hiero und seine Familie, von Fr. Kambach. Berlin, 1793. Zwei Bände. Man findet in diesem historischen Roman auch eine kurze Geschichte Hiero's, nach den Datis, welche die alten Schriftsteller dazu an die Hand geben.

nicht vergessen wird. Agathokles griff zu den Zeiten seiner Macht Syrakus an, und erschütterte es; aber er ward in Sicilien selbst, wie in Afrika, besiegt, und sah sich genöthigt, seinem Schicksal nachzugeben.

Doch zu eben der Zeit, da Syrakus für seine und seiner Landsleute Freiheit kämpfte, und da ein Heer von zweihundert tausend Bürgern seine Mauern vertheidigte: waren in Sicilien auch noch andre unabhängige und mächtige Städte. Bloß Syrakus mit seinem Gebiete hatte drei Millionen Einwohner. In den andern Städten waren funfzig bis hundert tausend, und zugleich das Land mit Dörfern und reichen Saaten bedeckt.

Sicilien, Neapel, und ein Theil des Königreiches, das heut zu Tage diesen Namen führt, hieß bei den Alten Groß-Griechenland. Dieses Land war in mehrere, von einander unabhängige Staaten getheilt, und hatte damals keine gleichmäßige Regierungsform. Dicht neben einer Republik war ein Königreich, dessen Beherrscher, Tyrann, genannt wurde: ein Name, mit dem man damals keinen verhassten Begriff verband *). Es fielen häufige Kriege im Inneren vor; und dennoch glichen die Menschen darin den Bienen in einem Stocke: sie genossen alle Annehmlichkeiten eines thätigen, arbeitsamen Lebens, und vermehrten sich sehr zahlreich.

Gegenwärtig, da die Königreiche Neapel und Sicilien unter Einer Herrschaft vereinigt sind, haben sie

*) Nach dem ewigen Kreislaufe der Dinge, scheint es jetzt dahin kommen zu sollen, daß man abermals keinen nachtheiligen Begriff mit dieser Benennung verbindet. Die Franzosen dürfen nur noch eine Weile fortfahren, auch die besten Könige Tyrannen zu schelten, so wird der Name ganz unschuldig werden, und seine alte Bedeutung, Beherrscher, wieder erhalten.

nicht den achten Theil der Volksmenge, die sie vor zwei tausend Jahren hatten. Und welchem Umstande kann man diesen Verfall zuschreiben? Der despotischen Regierung, welche dem Menschengeschlechte noch sicherer schadet, als der unglücklichste Krieg. Dieser hat doch ein Ende; und dann belebt der Friede den Handel aufs neue, erweckt die Industrie wieder, und giebt den Künsten Muße, sich zu vervollkommen. Der Despotismus hingegen macht den Boden unfruchtbar, schlägt die Menschen mit geheimer Betäubung, erstickt den Keim der Tugenden, und zerstört durch seinen giftigen Hauch alle Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens *).

Die Fesseln des Lehnwesens belasten Sicilien noch schwerer, als Neapel. Der Grund davon ist ganz einfach. Fast alle Lehne im letzteren Nelche fallen, bei Ermangelung männlicher Erben, an die Krone zurück. Nur sehr wenige gehen auf die Töchter über; und selbst bei diesen hat die Krone die Aussicht auf einen früheren oder späteren Rückfall.

In Sicilien aber gehen die Lehne von einer Linie zur andren, ohne Unterschied des Geschlechtes; und der letzte Sprößling einer Familie, die dem Aussterben nahe ist, kann über seine Lehne disponiren, wie über bürgerliche Güter. Er darf sie verkaufen, verpfänden, verschenken, und unterläßt das auch niemals. Da nun die Lehnrechte, bei diesen willkürlichen Abtretungen, nie erlöschen, so ist das Volk auf dem Lande immer allen den Ungereimtheiten ausgesetzt, die sie nach sich

*) Alles das mag vom Despotismus gelten. Soll aber dieses Wort bei dem Verf. ein Synonym von monarchischer Regierung seyn, so gehe er z. B. nach den Preussischen Staaten, und sehe, wie unter ihrer weisen Regierung, selbst der Natur zum Trost, der Ackerbau blühet, und wie auch der Armere des Lebens genießt, da ihn die nothwendigen Auflagen nicht bedrücken.

ziehen, und darf keine andre Erleichterung hoffen, als die, welche ihm ein Gutsherr aus freiem Willen zugesteht. Aber dieser freie Wille kann sich ändern, und dem ersten besten Antriebe der Laune nachgeben; auch geht er selten mit dem Gute auf den Erben oder den Nachfolger über.

Das ist denn die Wirkung von einem verhassten Vertrage, der zwischen Schwachköpfen und bösen Menschen geschlossen ward! Dem ehrsüchtigen Könige Martin, der im vierzehnten Jahrhunderte Sicilien beherrschte, verdankt dieses unglückliche Land die Einrichtung, die es in Sklaverei hält. Er schlug Sicilien in Fesseln, weil er seine Krone zu verlieren fürchtete; und nicht Einer von seinen Nachfolgern ist stark oder klug genug gewesen, den Versuch zu machen, ob er sie zerbrechen könnte. Jener König, dessen Name auf immer verabscheuet werden sollte, erlaubte das Vererben und Veräußern der Lehne, und entsagte für sich und seine Nachfolger allen Vorbehalten des Rückfalls.

Der Staatsrath von Neapel sieht die üblen Wirkungen von dieser ungereimten Bewilligung ein, und man hat mehrere male vorgeschlagen, es mit den Lehnen in Sicilien, wenn die Familien der gegenwärtigen Besitzer ausstürben, eben so zu halten, wie mit denen in Neapel; aber die Schwäche und die beschränkten Einsichten der Regierung haben einen Plan vereitelt, dessen Ausführung nur einen entfernten Vortheil verspräche.

Wollte der König von Neapel dieses Herkommen in Sicilien mit Nachdruck abschaffen, so müßte er den Beifall des Volkes dazu erlangen, und zwar auf die Art, daß er es von lästigem Erb- und Grundzins befreite.

Denn was liegt sonst den Unterthanen daran, ob die Lehne ewig in den Händen von Privatleuten bleiben,

oder nach und nach mit der Krone vereinigt werden, wenn ihre Lage immer dieselbe bleibt? In einem Staate, worin die Königliche Administration eben so tyrannisch verfährt wie die Gutsherren, werden die Unterthanen sich freilich nicht beeifern, den Souverain in seinen Verbesserungs-Plänen zu unterstützen. Und doch müssen sie von ihm zur Theilnahme daran ermuntert werden und ebenfalls etwas von dem Guten genießen können, das für ihn selbst daraus entspringen würde. Man kann aber nur persönlicher Vortheil die Menge anlocken.

Das wahre Mittel, das Volk zu dem Verlangen nach einer solchen Veränderung zu bewegen, bestände darin, daß man die unmittelbaren Unterthanen der Krone in ihrer Lage verbesserte. Sobald ihre glücklichen Umstände den übrigen Einwohnern auffielen, würden alle unter Königlichem Schutze zu leben wünschen. Alsdann könnte man dieses Verlangen benutzen, und den großen Schritt ohne alle Besorgniß thun. Ohne diese Vorsicht wird die Reform nicht zu Stande kommen, da niemand Interesse dabei hat, sie zu befördern, und da mächtige Vasallen dem Angriffe nur gleich-starken Widerstand entgegensetzen dürfen, um auch den überdachtesten Plan zu nicht, ja selbst gefährlich zu machen.

Die Mißbräuche, welche das Feudal-Weesen nach sich zieht, sind nicht die einzige Plage, wovon Sicilien leidet. Es ernährt auch 63,000 Müßiggänger: Theils Priester, Theils Mönche und Nonnen; ungefähr 100,000 Personen noch nicht gerechnet, die unverheirathet, folglich für die menschliche Gesellschaft unnütz sind: und das in einem Staate, dessen Bevölkerung sich nicht einmal auf volle 1300,000 Menschen beläuft!

Mehr als ein Delttheil von den Gütern in Sicilien ist in die Hände der Geistlichkeit gerathen; und diese Güter sind hier so wenig wie in dem Königreiche Neapel, irgend einem Grundzins unterworfen. Die Klöster in Sicilien haben unermessliche Reichthümer. In Palermo z. B. giebt es Nonnen-Klöster, deren jährliche Einkünfte sich auf 100,000 Silberdukaten belaufen.

Die Sitten und Gewohnheiten des Priester- und Mönchsvolkes sind in beiden Königreichen einander gleich. Obschon die Sicilianer mehr Kopf haben, als die Neapolitaner, so herrschen doch Unwissenheit, Aberglaube und Verderbniß der Sitten bei ihnen eben so mächtig.

Sicilien ist in drei große Provinzen eingetheilt, welche sämmtlich der Regierung in Palermo unterworfen sind, da nur diese einzige Stadt der Insel Gerichtshöfe, so wie Schulen und Buchdruckereien, besitzt.

Sicilien hat Stände; aber was nützen sie zu seinem Wohl? und woraus bestehen sie? Man darf nur einen Blick auf sie werfen, um des Resultats gewiß zu seyn. Die Barone und die Geistlichkeit sind Mitglieder; auch schickt jede königliche Stadt einen Deputirten, der fast immer aus dem Adel gewählt wird. Mehr als vierzig Städte besitzen dieses Vorrecht; da aber ihre Deputirten nicht den vierten Theil von den Mitgliedern jener beiden Stände ausmachen, so haben sie wenig oder gar keinen Einfluß. Denen Städten, die den Baronen gehören, ist dieses Vorrecht nicht bewilligt. Folglich müssen sie, ob sie gleich zahlreicher sind, als die so genannten königlichen, sich alle Entscheldungen gefallen lassen, ohne Einfluß darauf zu haben, und ohne die, welche sie für drückend halten, zu verwerfen, oder auch nur dagegen protestiren zu können. Der König allein hat das Recht, die Stände zusammen zu rufen; und ob es ihm gleich nicht an mancher

lei Mitteln fehlt, sie zu seinem Willen zu bringen, so kann man doch leicht denken, daß sie nicht oft zusammen berufen werden.

Sehr sorgfältig wird alle Jahr die so genannte Kreuzzugsbulle (eine päpstliche Erlaubniß, an Fastentagen Fleisch zu essen) bekannt gemacht. Diese Bulle, oder vielmehr ihr Inhalt, ist sehr einträglich. Ehemals fiel der Ertrag davon dem Papste zu; aber seit einiger Zeit haben sich die Könige desselben bemächtigt: und der Vorwand, dessen sie sich bei dem Römischen Hofe bedienten, war gar nicht übel ausgedacht. Sie sagten nehmlich: das Geld sollte zur Unterhaltung der Sicilianischen Galeeren dienen, welche zum Verfolgen der Ungläubigen bestimmt wären. Der Ertrag dieser Bulle besteht in 122,000 Silberdukaten, zu denen die Sicilianer allein 41,000 beitragen. Ist es nicht schimpflich für einen König von Neapel, daß er auf solche Art sein Volk in Unwissenheit erhält, um Vortheil daraus zu ziehen? Wird man dadurch nicht dem Römischen Hofe gleich, dessen Macht und Reichthümer von Betrug herrühren und befördert werden? Nur ein einziger Minister des Neapolitanischen Hofes ist so dreist gewesen, diese Betrügerei zu mißbilligen, die weiter keine Wirkung thut, als daß sie einem schon nur allzu sehr verarmten Volke einen Theil seiner elenden Subsistenz entzieht.

Sicilien trägt dem Könige von Neapel wenig ein. Die Landtaxe beläuft sich nur auf 320,000 Silberdukaten; und die übrigen Auflagen, wie sie auch Namen haben mögen, werfen nur 1400,000 Ducati ab. Der Grund hiervon liegt darin, daß die Barone sich nach und nach viel von den Rechten der Könige angemäßt haben; ferner darin, daß diese es bei ihrer Schwäche bequemer fanden, das Joch der bloßen Einwohner zu erschweren, als sie gegen die Gutsherren zu schützen.

Dies sind die Ursachen von der geringen Bevölkerung der Insel Sicilien. Caraccioli wollte, als Vice-König, wie ich schon anderswo gesagt habe, ihr Schicksal verbessern; aber unter der Zuchttrüthe seiner Nachfolger ist sie wieder in einen Zustand von Apathie gefallen, aus dem Ferdinand, der Schüler seiner Gemahlinn, Marie Karoline von Oestreich, sie gewiß nicht wecken wird.

Reflexionen.

Das letzte Kapitel in diesem Bande, unter der Ueberschrift: Reflexionen, enthält größtentheils Rathschläge, wie Neapel glücklich (1) werden könnte. Nach allem, was man bisher gelesen hat, läßt sich leicht denken, wie diese Rathschläge beschaffen seyn mögen. Für Neapel und Sicilien ist kein andres Heil, als wenn sie sich auf Französische Art frei machen! Und hierbei läßt es unser Französischer Bürger nicht einmal! Er thut auch die bestigsten, ungerechtesten Ausfälle gegen die Königswürde überhaupt. Da man in Deutschland nichts weniger als seiner Meinung ist, sondern in den meisten Staaten, z. B. in Oestreich, Preußen, Sachsen, und vielen andren kleinern Fürstenthümern, sich glücklich schätzt, unter einer monarchischen Regierung zu stehen; so glaubt der Uebersetzer, die Leser mit allen diesen Rathschlägen und Invektiven, ferner mit des Verfassers Projekten, wie Neapel und Sicilien eingetheilt werden, wie die Municipalitäten beschaffen seyn sollten, u. s. f., zusammen mit vier Seiten des Originals, verschonen zu müssen. Doch zum Vergnügen der etwanigen Leserinnen, läßt er noch den völligen Schluß des Bandes folgen. Man wird daraus sehen, daß nicht jeder Französischer Bürger mit dem Dekrete des National-Convents, welches den Frauenzimmern allen Antheil an den öffentlichen Geschäften abspricht,*) zufrieden ist.

Weiter will ich nicht darüber reden, wie beiden Sicilien die Freiheit und das Glück zu verschaffen wäre,

*) Am bequemsten können die Leserinnen dieses Dekret in dem *M o d e r n e n J u r n a l*, December 1793, nachsehen, wo ein Mittheilung es noch überdies mit Reflexionen begleitet hat.

das sie bloß dem Namen nach kennen. Ich sage dem Leser nur noch, daß ich bei meinem Nachdenken über das Wohl und den wahren Ruhm der Nationen mich besonders für ein Geschlecht interessire, um welches sich bisher kein Gesetzgeber bekümmert hat. Die Französische Konstitution beobachtet über diesen Punkt ein tiefes, und, wie es mir scheint, ungerechtes Stillschweigen. Seit einiger Zeit wagt man es nicht mehr, diesem so wichtigen Theile des Menschengeschlechtes den Keim zu Talenten abzusprechen; warum sucht man denn nun nicht aus denen, welche die Weiber wirklich erlangen können, Nutzen zu ziehen? Warum schließt man sie in dem philosophischen Jahrhundert von Stellen und Aemtern aus, die sie besetzen könnten? besonders, wenn sie die erste ihrer Pflichten gegen das Vaterland, welche die Natur ihnen auferlegt, erfüllt haben!

Ein Volk ist der Freiheit nur dann werth, wenn es sie mit Weisheit und Sitten vereinigt. Nun hangen aber die Sitten in einem Lande, wo auch die Weiber für etwas gelten, stärker von ihnen ab, als man glaubt. Sie bereiten, wenn sie die ersten Pflichten der Natur erfüllen, die Kinder vor, das zu bekommen, was man in Frankreich so unschicklich Erziehung (education) nennt; und sie bilden, wenn diese angebliche Erziehung geendigt ist, durch Lehren und Beispiel die Kinder zu den gesellschaftlichen Pflichten. Ihnen, und vielleicht ihnen allein, kommt das Recht zu, die Männer zu bilden, die dann gegen ihre Wohlthäterinnen undankbar genug sind, sie in einer moralischen Unterwürfigkeit zu erhalten, die sehr nahe an Unwissenheit gränzt.

Nichts ist in einem wiedergeborenen Staate wichtiger, als die Erziehung der Jugend; nichts ist gerechter und nützlicher, als die Weiber an diesem Vorzuge Theil nehmen zu lassen, da niemand leugnen kann, daß sie auf die Sitten der jetzigen Generation Einfluß haben, und bei der künftigen dieselben vorbereiten.

Ich wünschte daher, daß die Gesetzgeber ihre Sorgfalt vor allem andern auf die National-Erziehung beider Geschlechter wendeten; daß Weibern, die sich, unter Begünstigung der Umstände, über das Vortheil zu erheben gewußt hätten, die Aufsicht über die Erziehung der Töchter, die einst zu Gattinnen und

Müttern freier Menschen bestimmt sind, allein anvertrauet würde; ferner, daß sie von diesem Augenblick an mehr Einfluß auf die Erziehung der Kinder vom männlichen Geschlechte bekämen, da ich glaube, daß Herz und Geist mit einander zugleich gebildet werden müssen. Wirklich kann ich die Idee von Freiheit nicht mit den Ketten zusammen reimen, welche die Weiber in allen Umständen, worin sie frei sollten handeln können, unaufhörlich fesseln. Jede Frau ist ein Theil des Staates. Wie die Männer, muß sie sich ihren Unterhalt durch fleißige Arbeit erwerben; wie jene, muß sie die Lasten, womit der Staat beschwert ist, tragen; wie jene, und vielleicht mehr als jene, muß sie Manches entbehren; wie jene endlich, wird sie bestraft, wenn sie das Gesetz übertritt: aber sie ist nicht, wie jene, aufgefordert worden, ihre Zustimmung zu dem Gesetze zu geben; aber sie hat keinen Antrag thun, keine Reflexion vorlegen können, da sie nicht im Stande gewesen ist, die moralische Freiheit zu erlangen, deren auch der ungebildetste Mann genießt. Was für Gründe kann sie denn nun haben, das Vaterland zu lieben, das in Hinsicht auf sie die Augen nicht öffnet, und sie zurückschleift, wenn sie es wagt, ihre Verstandeskkräfte zu versuchen?

Ich unterbreche mich, und glaube die egoistischen Männer murren zu hören, die gern alle Ideen, alle Gedanken in sich vereinigen wollen, um ein Geschlecht auf ewig zu unterjochen, dessen Rechte sie verkennen, und von dem sie im Grunde befürchten, es könnte das Uebergewicht über sie erhalten, wenn es neben dem Reize der Schönheit, diesem Geschenke der Natur, auch Einsichten besäße. Aber diese egoistischen Männer sollten sich beruhigen. Pflanzt die Freiheit sich fort, so wird Klugheit Grenzen für die eitlen Ansprüche bestimmen, welche einzelne Personen von einem oder dem andern Geschlechte erlauben könnten.

Wenn ich wünsche und vorschlage, die Weiber in allen Beziehungen wahrhaft nützlich für das Vaterland zu machen, so will ich sie keinesweges den Pflichten ihres Geschlechtes entziehen, die nur von ihnen erfüllt werden können. Im Gegentheil meine ich, sie sollen nicht eher zu Stellen gelangen, als in dem Alter, wo die

die Leidenschaften nach und nach absterben, und in eben dem Verhältnisse der Geist gewinnt. Bei anerkanntem und gleichem Verdienste soll man die Mutter vorziehen, die dem Staate Kinder gab, und durch ihre Zöglinge beweist, daß sie würdig ist, in den letzten und friedlichsten Jahren ihres Lebens dem Vaterlande durch die Einsichten und Kenntnisse zu dienen, die sie sich durch Studium und Erfahrung erworben hat. Nach diesen Frauen kämen dann die, welche, ohne so glücklich gewesen zu seyn, Mütter zu werden, doch nicht im ledigen Stande geblieben sind, unter dem sich nur allzu oft eine üble Aufführung verbirgt.

Ich wünschte übrigens nicht, daß man bei Zulassung der Weiber zu den verschiedenen Aemtern, die sie versehen könnten, sich mit besondern Certifikaten begnüge, da die Erfahrung den Werth derselben kennen lehrt; sondern daß öffentliche Concurrenz Statt fände, bei der sie sich zeigen, und Proben ablegen müßten, um dann gemeinschaftlich mit den Männern Stellen bekleiden zu können, bei denen es nicht auf körperliche Kräfte ankommt, welche freilich dieses Geschlecht seltener, als Kraft der Seele, hat.

Ich wünschte auch, daß eben diese Frauen in allen Versammlungen wahlfähig wären. Ginge man dabei behutsam zu Werke*), so würden sie viel dazu beitragen, die Heftigkeit der Debatten zu mildern, und von der Rednerbühne jene gehässigen Personalitäten zu verbannen, durch welche Repräsentanten eines freien Volkes ihre Majestät verletzen; welche nur allzu oft in ärgerliches Getümmel ausarten, und dem Vaterlande die Zeit

*) Für diesen Wink werden die Leserinnen dem Verfasser wenig Dank wissen; denn offenbar hat er dabei ungefähr an eben das gedacht, was ein Deutscher Theaterdichter (Engel, in der Operette: die Apotheker) eins von seinen Frauentimmern singen läßt:

Klug in jedem ihrer Werke
 Gab uns die Natur
 Nicht der Schönheit sanfte Stärke,
 Nicht die Thräne nur,
 Nein, uns Arme zu berathen,
 Tief sie obendrein
 Unerlöschlich unsern Athem,
 Rasch die Zunge sehn.

rauben, die ganz allein dem Wohl desselber gewidmet seyn sollte **).

**.) Noch zu guter Letzt ein sehr naives Geständniß unseres Republikaners! Er mag dabei wohl hauptsächlich die skandalösen Austritte im Sinne gehabt haben, die zu den Zeiten Marats, als noch die Girondisten und die Bergpartei auf Tod und Leben mit einander kämpften, zum Vergerniß von ganz Europa öfters unter diesen Gesetzgebern!! vorfielen. Ist, da der Berg seine Gegner alle gemordet oder doch geächtet hat, ist es zwar in dem National-Convent etwas ruhiger; aber es läßt sich beinahe mit Gewißheit voraus sagen, daß bald neue Spaltungen neue Partheien entstehen, und dann jene ärgerlichen Austritte wieder von vorn anfangen werden. — Unsere Leserinnen verweisen mir übrigens, wenn ihnen die Vorschläge des Verfassers Vergnügen gemacht haben, auf eine Schrift von dem witzigen Verfasser des berühmten Buches: Ueber die Ebe. — Sie ist unter dem Titel: Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Berlin 1792, herausgekommen, und enthält alles, was über den Gegenstand gesagt werden kann, in dem pikantesten, epigrammenartigsten Vortrage.

Inhalt

des Ersten Theiles.

Vorrede des Verfassers.	Seite III
Nachschrift des Uebersetzers.	VII

Weg von Rom nach Neapel.	Seite 1
Die Pontinischen Sümpfe.	4
Fernerer Weg von Rom nach Neapel.	7
Erziehung des Königs von Neapel.	12
Die begünstigte Wittwe.	15
Die königliche Ohrfeige.	17
Einige Züge von der Charakterschwäche Ferdinands.	19
Einige charakteristische Züge von dem Könige und der Königinn.	21
Neapolitanisches Volk.	23
Der Marchese Caraccioli.	28
Die Vicaria.	31
Der königliche Fischfang.	34
Erläuterungen über die Paglietti.	35
Gesetze.	37
Mönchsgewalt.	39

Der merkwürdige Räuber.	Seite 41
Falsches Vorurtheil über den Marchese Tanucci.	44
Mifflingen eines verderblichen Projekts.	46
Innere Oekonomie und Kontrakte alla voce.	48
Vaterlandsliebe.	50
Mönche und Priester.	52
Ausnahmen von der allgemeinen Regel.	57
Die Stadt Neapel.	59
Der päpstliche Gesandte.	62
Der Minister Acton	64
Bewegungsgründe zu der Vorliebe des Königs von Neapel für die Königin	67
Oekonomische Gesetze des Marchese Tanucci	68.
Naivetät des Königs gegen Tanucci	70.
Die Dampfbäder	71.
Wichtige Entdeckung	73.
Ein Jagdgeschichtchen	75.
Einige herrschaftliche Vorrechte	77.
Eine Probe von Caraccioli's Benehmen gegen den Prälaten Caleppi	79.
Der König liebt die Wissenschaften	81.
Dialog	82.
Ein glücklicher Tag	85.
Die Feen	87.
Calabrien	89.
Der Marchese del Marco	94.
Sonderbare Art eine Beförderung zu suchen	95.
Fleinlichkeit manches Gesandten	96.
Die Aerzte	98.
Die Katakomben	99.
Das Chinesische Collegium	101.
Ein außerordentlicher Arzt	102.
Eine Reflexion über das Volk in Neapel	104.
Das verunglückte Concordat	107.
Einige Reflexionen über den Römischen Hof in Rück- sicht des Königreiches Neapel	109.
Sonderbarer Prozeß	111.
Das Ministerium des Marchese Caraccioli	113.
Reisen des Königs von Neapel	115.

Meton's Günstling	Seite 121.
Der Abt Galliani	123.
Die entlarvte Heilige	128.
Charakteristische Züge von dem Könige von Neapel .	132.
Der Englische Gesandte	136.
Der Ball bei Hofe	139.
Erläuterungen	146.
Anekdoten von dem Chevalier Brissac	150.
Ein Dialog	158.
Reliquien	163.
Parallele zwischen Karl III, König von Spanien, und Ferdinand IV, König von Neapel, Sohn des Ersteren	167.
Gelehrte	172.
Das Gemälde	177.
Erblicher Pedantismus	179.
Schwarzer, beinahe unglaublicher, und dennoch wahrer Plan	183.
Klima von Neapel	190.
Der Tabak	191.
Der Graf Skabrouski	194.
Außerordentlicher Staatsrath	197.
Bemerkungen über die Kenntnisse einiger Personen .	200.
Interessante Besuche	203.
Die Toskaner	208.
Wie man in beiden Sicilien reist	212.
Die Polizei	220.
Einige Gesandten	224.
Begebenheiten eines berühmten Mannes	227.
Die sonderbare Weihnachtskrippe	232.
Die Quelle der Neuigkeiten	237.
Etwas zur Geschichte des berühmten Arztes Cottugno .	244.
Sorrento oder Soriento	258.
Königlicher Aberglaube	261.
Kleine Reise nach Pästum	266.
Die Edikte.	273.
Ueber die Ausfuhr der Lebensmittel.	279.
Gewicht, Maß, Geld.	284.
Die Einfuhr.	285.

Die Bevölkerung.	Seite 287
Projekte.	291
Einkünfte des Königs von Neapel.	303
Die Landtruppen.	310
Das Seewesen.	315
Betrügerei. Anmaßung Josephs II.	322
Von den Provinzen des Königreiches Neapel.	328
Regii Stucchi.	333
La Tavoliere.	336
Sicilien.	343
Reflexionen.	350





2

1

